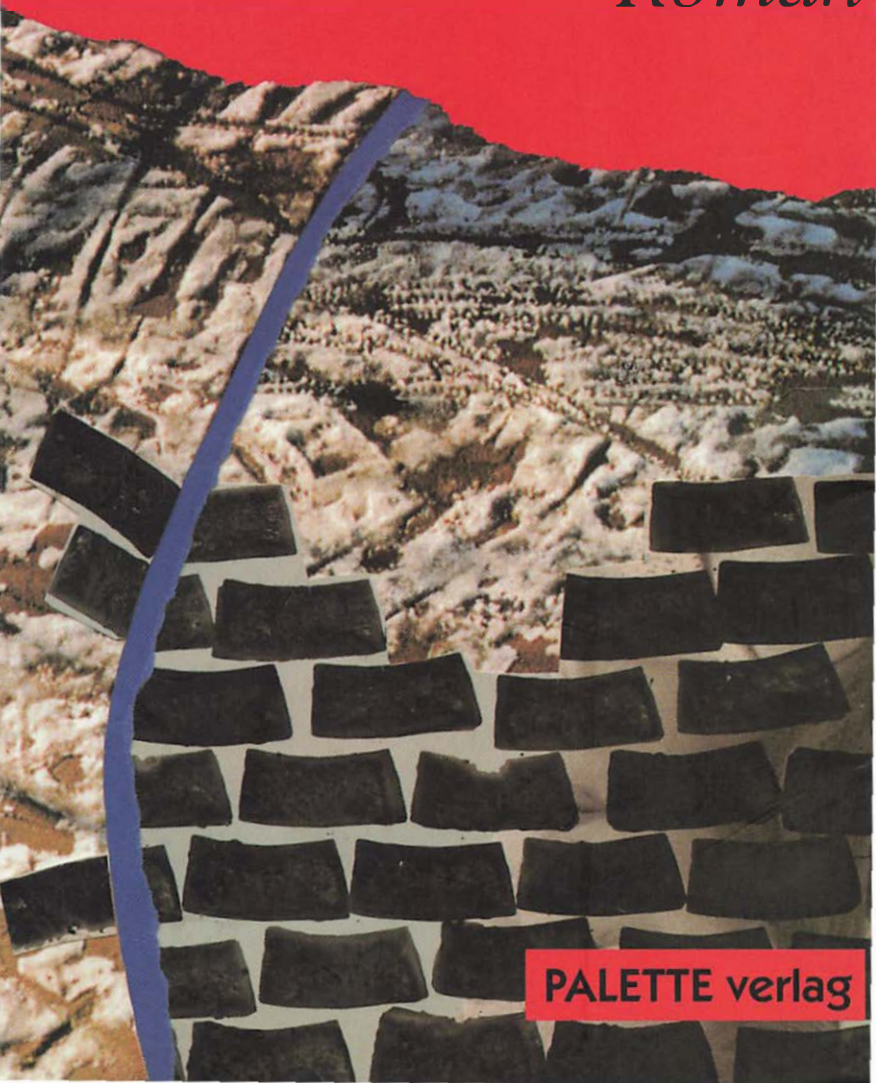
Matthias Vernaldi

Dezemberfahrt

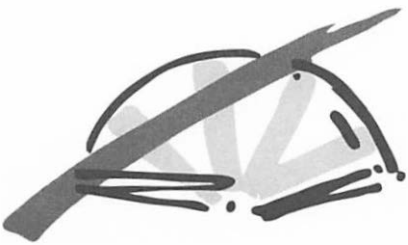
Roman



PALETTE verlag

Im Dezember '89 besucht der Ich-Erzähler Theodor Siebenstück das Heim, in dem er 20 Jahre zuvor mehr als die Hälfte seiner Schulzeit verbringen mußte.
Er erinnert sich der körperlichen Entfremdung und seelischen Verformung, aber auch daran, wie er und seine Freunde sich den Erwachsenen entzogen: Mit List, Witz und ihren Rollstühlen setzten sie sich zur Wehr.
Die Wirklichkeit des nun erwachsenen Behinderten wird immer wieder mit den Kindheitserinnerungen verknüpft, in Episoden, in denen es um Selbstbestimmung und politisches Handeln, aber auch um Reisebekanntschaften und Sex geht.

In seinem autobiographisch gefärbten Roman zeichnet Matthias Vernaldi detailreich, oft ironisch, mitunter bitter, das Bild eines ungewöhnlichen Lebens nach.



Matthias Vernaldi

Dezemberfahrt

Autobiographischer Roman

PALETTE verlag

© 1995 PALETTE verlag
Peuntstraße 10 - 96050 Bamberg
Mitglied in der Assoziation linker Verlage (aLiVe)
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier
ISBN 3-928062-12-3

Theodor Siebenstück

» Morjen, Theo!« trompetet Kulle gutgelaunt und zieht mir die Bettdecke weg. »Mann, oh Mann, wat fürn Ding! Da ist der Telespargel jar nichts gegen.«

»Morgen«, hüstele ich.

Sofort schließe ich wieder die Augen. Das Licht schmerzt und meine Gesichtshaut ist so fettig, daß sich der salzige Tran mit dem Kleister der Nacht vermischt und auf meinen Bindehäuten brennt wie Säure.

Beim Aufstehn an kaltgrauen Morgen kann ich mich nicht leiden: müde, stinkend und verklebt.

Ich bin froh, daß Kulle einer ist, ders kann. Selten muß ich ihm Anweisungen geben. Er hat mich im letzten Jahr oft genug aus dem Bett geholt: Kissen unter den Knien weg; Schwanz und Arsch waschen; neue Unterhosen herauswühlen; Unterhosen an; Schwanz nach oben legen; dabei sagen: »Jeden Morgen dasselbe Steilwandzelt«; Hosen an; Vorsicht, daß die Knie nicht zu stark gebeugt oder gestreckt werden; mit einem Arm unter den Knien anheben, so daß der Arsch hoch kommt, und mit der andern Hand die Hosen hochziehn; Hosen zu; Strümpfe und Schuhe; Vorsicht, nicht die Füße zu sehr umbiegen; sehen, ob die Sitzkissen richtig liegen; vor allem das obere muß links und hinten etwas überlappen; mit der linken Hand unter meine linke Achsel, so daß mein Genick in der Ellebogenbeuge liegt, mit dem rechten Unterarm unter die Knie und in den Rollstuhl heben; Vorsicht, nicht anstoßen; gleich möglichst weit nach hinten setzen; Seitenlehne rein; mich mit dem Oberkörper nach vorn lehnen und an den Hosen zurechtrücken; Pullover gleich anziehn bei der Kälte - rechter Arm - Kopf - Haare aus dem Kragen nehmen, sonst werden die noch total fettig, so an die Kopfhaut geklitscht - linker Arm; nach vorn lehnen, und Pullover über den Rücken ziehen; nach links lehnen, und Pullover in die rechte Seite stecken; rechten Arm zum Abstützen auf die Armlehne hochlegen, linken auf die Beine; Gesicht und Hände waschen, auf jeden Fall mit Seife; abtrocknen; Zähne putzen; den Becher so an die Lippen führen, daß nichts daneben läuft; beim Spucken Handtuch drunter, sonst sind die Hosen vollgekleckert; Kämmen, einfach nach hinten; Halstuch um; Brille putzen; Brille auf; Ohrring rein - fertig.

»Was essen wir zum Frühstück, Herr Siebenstück?«

Kulle hat mich im letzten Jahr oft genug aus dem Bett geholt. Er kann's. Andere lernen es nie. Bernd zum Beispiel, der lebt jetzt schon vier Jahre bei uns. Trotzdem muß ich bei dem Schlummerdumpfig alles herbeten, was zu tun ist, und dann geht es immer noch nicht gut. Da komme ich erst nach zehnmaligem Umsetzen

in die richtige Sitzhaltung. Mitunter gebe ich es auf, weil wir beide die Geduld verlieren, und sage »okay«, nehme in Kauf, daß mir an diesem Tag der Arsch weh tun oder sich das Blut im rechten Fuß stauen wird.

Er kratzt mich beim Anziehn, faßt zu hart zu oder ein Bein entgleitet seinen krampfigen Griffen. Ich spüre, daß er meinen Körper, mich, ablehnt. Sein Gesicht ist Abwehr und Ekel, wenn er an mein Bett tritt.

Kulle hingegen kann sich einfühlen. Sein Körper harmoniert mit meinem.

Auch bei Manuela ist diese Harmonie da. Selbst jetzt, wo wir uns getrennt haben, gibt es dieses Übereinstimmen. Seit Herbstbeginn holt sie mich des öfteren wieder aus dem Bett. Manchmal ficken wir auch wieder zusammen, doch das nur vereinzelt und ohne danach beieinander zu bleiben. Daß uns das Begehren zueinander treibt und wie wohl ich mich fühle, wenn sie mich anzieht, zeigt mir, daß sich unsere Körper noch nicht getrennt haben. Mitunter erwache ich morgens, klingele und erwarte, daß sie kommt. Ist es dann nicht sie, die die Tür öffnet, überschwemmt mich Enttäuschung. Dieses Flattern in der Brust zwischen Klingeln und dem Gehen der Tür, eine geduckte Angst, die meinen Atem flach werden und, sobald ich die näherkommenden Schritte vernehme, gänzlich still stehen läßt, erinnert mich an Gotha.

So lag ich als Kind bei Dienstbeginn. Ich wußte immer, wer dran war. Meistens hatte eine gute Schwester zusammen mit einer schlimmen Dienst: das Füchschen mit der blonden Erika, Marthchen mit Hertha, dem Vieh, Heidi mit der scharfen Lucie. Der Tag begann mit ihren Stimmen auf den hallenden Fluren und dem Klickern der eingeschalteten Neonröhren. Wie ein Hase in der Kuhle lag ich in meinem Bett und lauschte der sich nähernden Bedrohung aus Raucherhusten, forschen Worten und dem Singen der Gummisohlen auf dem Linoleum. Ich lag und bangte, die gute Schwester möge an mein Bett kommen. Mein Morgengebet bestand darin, daß ich Gott darum anflehte. Meist wurde ich erhört.

Allerdings mußte Achim oft dafür büßen. Die Schwestern gingen zum Anziehen zusammen durch die Reihen, da sie uns, damit sich keine einen Bruch hob, zu zweit in die Rollstühle bugsierten. Weil er im Nebenbett lag, bekam er die Schlimme ab, wenn sich die Gute mir zuwandte. Doch Achim war weniger empfindlich als ich. Er hatte kein richtiges Zuhause.

Kulle hat mich aus einem Traum vom verhinderten Abheben gerissen, in dem ich auf einem Flugplatz an der Paßkontrolle stehe

und nicht weiterkomme, obwohl meine Maschine schon startet. Als ich endlich meine Papiere bekomme, gerate ich auf dem Weg zum Flugsteig in einen fensterlosen Raum. Weißliche Kacheln an den Wänden, am Fußboden braune. Es stinkt süß nach Fäkalien und Desinfektionsmitteln. Vor mir eine Front gilbender Klotüren. Plötzlich weiß ich, wo ich bin. Ich befinde mich im Keller vom Seeberghaus.

Ich werde auf eine Toilette gesetzt. Die Brille ist kotverschmiert. Ich ekele mich noch mehr, als ich bemerke, daß mein Geschlecht in der viel zu flachen Kloschüssel in meinen Haufen hängt. Oder ist es der vom Vorgänger?

Die dunkle Brigitte und die blonde Erika kommen herein und packen mich. Doch wo sie mich absetzen sollen, scheint ihnen unklar. Einmal versuchen sie, mich in ein verstopftes Toilettenbecken zu stecken, dann wieder, mich bäuchlings über ein Waschbecken zu legen. Ich rutsche ihnen immer weiter durch die Arme und bekomme Angst, daß sie mich verlieren.

Schließlich bugsieren sie mich in eine Art großes Spülbecken. Ich will protestieren. Doch sie sind schon wieder gegangen.

Meine Beine sind im Schneidersitz ins Becken gequetscht. Mich wundert, daß ich mir nichts verrenkt habe. Ich überlege, ob ich rufen soll. Was soll ich fordern, wenn ich gehört werde? Sofort wieder anziehen und zurück in den Rollstuhl? Und dann? Was ist mit dem Flug? Irgendwo über mir höre ich entfernt Achim lachen, kann ihn aber nicht sehen. Wahrscheinlich befindet er sich im Parterre.

Neben dem Wasserhahn klebt ein nasses Blättchen aus einem Oktavheft an der Fliese.

»Lieber Theo«, kann ich lesen. »Ich bin immer hier. immer. Und nur Du erinnerst Dich. Verstehst Du? Es ist doch auch Dein Leben...«

Der Rest ist unleserlich, weil das Wasser die Tinte hat zerfließen lassen. Lediglich Wortfetzen wie »macht nichts...« lassen sich dem Papier mit dem schmalen roten Lot in der Mitte abstarren.

Die Luft ist jetzt sauber. Zwei hohe Fenster lassen Sonne herein. Auch das Wasser in der Spüle ist klar. Es durchwärmt mir Lenden und Unterleib. Hier muß die Südseite des Kellers sein, von der eine Tür ebenerdig in den Garten führt. Vom Raum kann ich nicht viel erkennen, weil sie mich mit dem Gesicht zur Wand abgesetzt haben. Ich drehe den Kopf nach links. Da steht eine Frau mit großen dunklen Augen nah bei mir. Sie hatte in der Halle mit uns auf den Flug gewartet und war sofort durch die Kontrolle gekommen. Vielleicht ist sie eine Sintiza und kann neuerdings ihrem Volk entsprechende Sonderrechte in Anspruch neh-

men? Möglicherweise war sie aber einfach durch die Sperre gegangen, ohne sich um den Staatsapparat zu scheren, dessen Gesetze und Verordnungen sie sowieso nicht als die ihren akzeptiert, erst recht nicht bei Grenzüberschreitungen? Sie ist sehr schön.

Dann plötzlich die Kälte, weil Kulle mir die Decke weggezogen hat.

Ich sehe meinen Atem als Dampf mir entsteigen. Es ist tatsächlich verdammt kalt heute.

»Da haben wir Glück«, faselt Kulle, »daß wir hier in der Stadt sind. Daheim in Hartroda ist wahrscheinlich die Wasserleitung eingefroren und mit Waschen und heißem Tee wär nix.«

»Daheim hätte jemand geheizt«, entgegne ich und lasse mir meinen zweiten Pullover, den für draußen, gleich überziehen. »Sind die denn alle hier in den Westen abgehauen? Weißt du überhaupt, wie's Kolja geht, der im September über Ungarn rüber ist?«

»Der kommt grad wieder, will mit rumrevoluzzen. Da muß er erst in ein Stasi-Lager für Rückumsiedler, aber nur kurz, der Formalitäten wegen. Wohnung hat er ja hier. Die anderen drei holen seine Klamotten aus Goßlar, die er sich in seinem Westvierteljahr angehäuft hat: bestimmt 10 Säcke voll Milka, Bananen und Rothändle. Und wir müssen heute in der Gothaer Mitropa bei Hansakeks und Vita-Cola sitzen, wenn die hier beutebeladen anlanden.«

Hier in dieser Wohnung hatte ich schon Anfang Oktober vom Frühstückstisch durchs Fenster auf den Hinterhof gesehen. Ich war in der Stadt, weil das Neue Forum zum Jahrestag größere Aktionen in den Kirchen plante, aber auch um zu sehen, was aus Ali und Lothar geworden war. Bei unseren vorigen Begegnungen im Frühjahr und zeitigen Sommer hatten sie immerzu davon geredet, wie gut es im Westen sei. Hier hätten sie ununterbrochen die Kripo am Arsch, allein weil sie Zigeuner seien, drüben könnten sie umherziehen, ohne daß es jemand interessierte, und würden dicke Autos fahren. Ich befürchtete also, daß sie abgehauen wären, und fand sie auch nicht, weder in der Mittelhäuser Schänke, noch in der Disco, noch auf den Bänken unter den Buchen gegenüber Alis Wohnung. Alis Mutter war taub, und aus Lothars Tante war trotz guten Hörvermögens nicht einmal herauszubekommen, daß sie einen Neffen namens Lothar hatte.

Aus dem Fenster sah ich durch schüttere Fliederzweige, die den Hof vom tiefergelegenen Bahngelände trennen, über Erfurts Dächer. Die duckten sich unterm starrblauen Jahrestagshimmel. Wir hielten die Luft an in Erwartung alles Möglichen, wovon die Knüppeleinsätze gegen Demonstranten noch das Erträglichste

schienen. Und Kolja war seit vier Wochen überfällig, von seinem Rumänienurlaub wiederzukehren.

Viola weinte mit Brötchen im Mund. Sie hatten sich im Mai getrennt, waren aber zusammen wohnen geblieben, gemeinsam mit Anne und Lars, mit denen sie die Wohnung besetzt hatten. Die Sonne schien auf einen Faden Honig oder Rotz, der glitzernd aus Violas Mund vom Brötchen tropfte. In der Post hatte sie eine Ansichtskarte von Goßlar mit Koljas Handschrift gefunden.

Tags zuvor waren mir während der Zugfahrt plötzlich die Tränen gekommen. Bilder waren aufgestiegen: das Knurrtoben der Riesenschnauzer, die den Bullen außer Kontrolle geraten; Schüsse; schreiende Demonstranten, die über meinen Rollstuhl stürzen; das Kreischen von Panzerketten; Blut auf dem Asphalt; oder das nächtliche Erwachen durch Lkw-Motoren; Scheinwerferlicht und Befehle auf unserem Hof; der Abtransport auf der holpernden Ladepritsche mit dampfendem Atem und bibberndem Zwerchfell.

Doch nicht allein diese Angst ließ mich weinen. In sie mischte sich ein seltsames Gefühl, eine Ahnung, daß nun bald alles vorüber wäre: dieses Klima, in dem wir groß geworden waren, obwohl es zum Kleinhalten angetan war. Die Art, Geld abzuheben, zu telefonieren, in die Kneipe zu gehen, Bücher zu kaufen, Witze zu erzählen, Autos zu putzen, auf Behörden zu reden, Bekanntschaften zu schließen und zu erhalten - derartige Banalitäten empfand ich plötzlich als Teil meiner selbst; und ich wußte, daß es vorbei war.

Es war wirklich erst vor acht Wochen: der hohe blaue Himmel, den ich wie einen Bann empfand, die unvermittelt schießenden Tränen und der glitzernde Faden im Morgenlicht. Jetzt scheint eine andere Zeit. Alles bildet sich um und neu und nimmt seinen Anfang. Der Himmel ist grau und nah. Die Dächer verschwimmen im Nebel. Hinter den Fliederzweigen, die Reifkristalle umschließen, huschen D-Züge durch den Dunst: Richtung Eisenach-Bebra und zurück.

»Wir nehmen einen Personenzug«, schlägt Kulle vor. »Da haben wir nicht die Westlandfahrer auf dem Hals.«

Die Luft ist dunstig, kalt und stinkt nach Kohlengas und Auspuff. Sie will nicht in meinen Hals. Meine Lungen wehren sich mit Brechreiz und Hustenkaskaden gegen die Aufnahme des rauchigen Nebels.

Erfurt liegt in einer Mulde. Seitdem ringsum die Hügelkämme mit Neubauten palisadiert worden wären, gäbe es an windstillen Tagen keine richtige Luftzirkulation mehr über der Stadt, hatte

mir Lars kürzlich erklärt. Pseudokrupp bei den Kindern und bei den Erwachsenen chronische Bronchitis seien hier üblich. Eine der ersten Maßnahmen einer neuen Ordnung müßte in Erfurt die Schaffung von Windschneisen durch den Abriß einiger Wohnscheiben sein.

Zum Bahnhof geht es bergab. Der Gehweg ist an einigen Stellen überfroren. Überall liegt Reif, der von Ästen, Leitungen und Gräsern herabgefallen ist. Kulle schuschelt mit kindlicher Freude hinter mir her und juchzt. Auch ich habe meinen Spaß an unserer Abfahrt. Nie entsteht das Gefühl, der hinter mir rutsche, ohne bei Bedarf rechtzeitig zum Stehen kommen zu können. Sanft nimmt er jede Bordsteinkante, zieht angemessen schnell um die Kurven und weicht Hindernissen und Passanten geschickt aus.

Mein Husten beruhigt sich. Er bricht erst wieder in der Mitropa aus, in die es uns verschlägt, weil Rolf uns auf dem Bahnsteig entdeckt und solange an die Scheibe getrommelt hat, bis wir zu ihm hinein gekommen sind. Wie zuvor gegen den eisigen Rauch rebellieren meine Bronchien nun gegen den schleimig heißen Rauch aus Tabak, Bier und Küche. Rolf hat schon jetzt am Vormittag glasige Augen. Vor ihm stehen ein halber Liter Bier und mehrere Schnapsgläser.

»Schön, dich zu sehen«, sagt er in meine Richtung und: »Hallo Kulle!«

Sein durchfurchtes Gesicht unter den hellgrauen Locken ist leer und ohne Kraft.

»Ich wär schon längst mal wieder bei euch vorbeigekommen«, murmelt er ins Glas. »Aber ich bin fertig, völlig kaputt. Siehste ja. Müßte dringend mal wieder zu Doktor Möbius auf Entzug. Sobald ich trocken bin, komm ich zu euch, weg von der Scheiße hier.«

Ich nicke. Er sieht mich an. In seinen Augen sind Äderchen geplatzt. Die Kinnlade beginnt so stark zu zittern, daß sein Rauschebart wackelt. Ich erkundige mich, ob er etwas über die Sinti wisse, vor allem über Lothar und Ali. Die alte Buba Weisz hatte bislang oft mit ihm getrunken, und er hatte mir versprochen, mich mit ihr bekannt zu machen. Vor einem Jahr hatten alle Sinti, die ich nach ihr gefragt hatte, gesagt, sie sei gestorben.

Als ich es Rolf erzählte, lachte er und sagte: »Die ist immer schon tot, wenn Fremde nach ihr fragen, alter Zigeunertrick.«

Doch jetzt ist er nicht aufgelegt, mit seiner Bekanntschaft mit der Baronin zu prahlen. Er habe sie schon Wochen nicht gesehen, schon länger nicht mit ihr gesprochen. Und die Jungen interessierten ihn nicht, diese vergammelten Hundefänger.

Er trinkt seinen Magenbitter aus und zündet sich eine *Karo* an. Zurückgelehnt läßt er seinen Nüstern blaue Ströme entfahren. Plötzlich wird er lebhaft. Seine Augen fangen an, zu funkeln.

»So richtig wieder gesoffen hab ich wegen diesen roten Säuen«, ruft er wütend. »Ich hab sie nämlich gesehen, die Tausende von Flüchtlingen aus Prag, zusammengepfercht in dem Zug. Sogar draußen hingen Leute dran. Hier hab ich das ansehen müssen, von diesem Raum aus! Und der ganze Bahnsteig voller Bullen, damit ja keiner aufspringt. Verstehst du? Draußen drangehangen am D-Zug haben sie über Hunderte von Kilometern.«

Er wischt sich mit der Handfläche abwärts über den Mund und zwinkert nervös.

Verschwörerisch läßt er die Stimme sinken: »Heute abend sind sie dran. Da wird der Petersberg gestürmt. Weiß ich von Fritz. Der ist doch jetzt beim Neuen Forum. Und erst wenn ich eigenhändig ein paar von diesen Stasischweinen an die Laternen geknüpft hab, geh ich zu Doktor Möbius und kann in Frieden entziehen.«

Er fingert ein Zweimarkstück aus der Brusttasche und reicht es Kulle: »Hol mir mal bitte 'n doppelten Boonekamp.«

»Nee«, grinst der, »unser Zug kommt.«

»Ob er recht hat?« fragt Kulle, als wir auf dem Bahnsteig sind. »Ob heut wirklich gestürmt wird?«

»Rolf sieht manchmal Krokodile in seinem Bett liegen oder trifft sich mit Gott auf dem Dachboden, aber Fritz gibts wirklich, und deshalb ist es durchaus möglich, daß vom Neuen Forum so etwas geplant ist.«

In Gotha war ich seit meiner Kindheit schon mehrmals wieder. Aber zum Seeberghaus außerhalb der Stadt kam ich nur noch einmal vor anderthalb Jahrzehnten. Ich besuchte die neunte Klasse des Marienstiftes in Arnstadt und hatte die Gothaer Anstalt erst knapp drei Jahre hinter mir gelassen.

Damals unternahmen wir an einem Frühsommersonntag eine Wanderung von Arnstadt nach Gotha, hatten vor, die dreißig Kilometer allein mit unseren Rollstühlen oder zu Fuß zu schaffen. Zur Gruppe gehörten alle sechs Jungs, die im Zimmer 310 schliefen, und Peter, unser Erzieher.

Ich legte viel Wert darauf, von ihm geschoben zu werden. Bei ihm fühlte ich mich sicher, nicht wie beim spastischen Martin oder bei Struppi, dem Draufgänger, bei denen mich immer die Möglichkeit, mit anderen zusammenzustoßen oder gar im Graben zu landen, in Atem hielt. Dann gefielen mir auch die Gesprä-

che mit Peter, die mich ganz selbstverständlich in seine Erwachsenenebene hineinnahmen. Ich konnte mich als sein Freund fühlen. Außerdem mußte ich sowieso als einziger in der Gruppe durchgehend geschoben werden.

Fisch und Ruckpaul hatten kräftige Arme, mit denen sie sich, wenn sie sich anstrengten, in ihren Selbstfahrern so schnell wie ein Fahrrad fortbewegen konnten. Ruckpaul verabscheute allerdings Anstrengungen, weshalb ihm Martin zugeteilt war, der ihn bergauf zu unterstützen hatte und dem er bergab, wo Martin den Selbstfahrer gut als bequeme Stütze hätte gebrauchen können, davonraste. Auch Manne fuhr einen Selbstfahrer, obwohl er wie ich Muskelschwund hatte. Lieber strengte er seine schwindenden Kräfte an, als sich einem Schieber völlig anheimzugeben. Auch wenn er schon bei leichten Steigungen auf Fremdkraft von hinten angewiesen war, lenkte er noch nach seinem Ermessen, und es blieben ihm haarwehend jauchzende Talfahrten. Meist half ihm der kleine Humpeldet. Doch der konnte heute seinen geliebten Roller treten. Für Manne war Peters alter Schulkamerad Günther da, der seit seiner Entlassung von der Fahne im Mai im Marienstift als Rollstuhlreparateur angefangen hatte. Bergab stellte er sich auf die hinteren Antrittrasten des Selbstfahrers, lehnte seinen Oberkörper leicht nach vorn, um den Wagen nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, und stieß sich mit dem rechten Fuß - ähnlich Humpeldet mit seinem Roller- ab, wodurch sie oft schneller wurden als der durchtrainierte Fisch.

Weiter als nach Wandersleben kamen wir an diesem Junisonntag aus eigenen Kräften nicht. Bereits in Haarhausen hatten die ersten erwogen, den Zug zu nehmen. Schon hier konnten wir dem Dauerregen nur noch gänsehäutig und mit bebender Kinnlade standhalten. Doch da wollten die meisten noch durchziehen und hatten Hoffnung auf Wetterbesserung.

Eine Stunde später dann stürmten wir tropfend und bibbernd den Wanderslebener Bahnhof, gierig auf Wärme und heißen Kaffee nebst Frühstück. Doch mehr als einen zugigen Warteraum mit einem kalten Ofen hatte der rote Klinkerbau nicht zu bieten. Wir mümmelten mißmutig unsere durchgeweichten Semmeln, die durch den von Günther mitgebrachten Donausalat auch nicht besser schmeckten. Manne pißte noch ins Salatglas, das in Ermangelung von Zeit, ein Klo zu suchen, kurzerhand im leeren Ofen abgestellt wurde. Draußen fuhr der Gothaer Zug ein. Fisch stieß in der Eile mit der Fußraste gegen die Türverglasung, die davon Risse bekam. Den Fußboden bedeckten nach unserem Abzug zerweichte Semmeln, Papier, Kippen und Schlamm. Selbst die Wände hatten Radspuren abbekommen. Wanderslebener Bahnhof, adé!

In Gotha halfen uns zwei Bahnbullen aus dem Zug. Als sie erfuhren, wie durchgefroren wir waren, organisierten sie für uns Plätze im hinteren Teil der Mitropa an den langen Sprelackarttischen, die eigentlich nicht bedient wurden. Da der Regen anhielt, das Angebot der Mitropa übers Anwärmen hinaus aber ziemlich dürftig war, zogen wir um, quer über den Vorplatz ins Bahnhofshotel.

» Hier haben immer meine Eltern gesessen, wenn sie mich besuchten, weil ihr Zug schon halb neun da war, die Besuchszeit aber erst um zehn begann«, erzählte ich.

Dann fiel mir die Geschichte mit Meister Nadelöhr ein, die ich vor vier Jahren mit meiner Mutter erlebt hatte. Der hatte hier zu Mittag gegessen, als er in Gotha eine Veranstaltung machte. Er schlich sich in die hinterste Ecke, wollte unerkannt bleiben. Aber alle beobachteten ihn. Also saß er steif und pikiert an seinem Platz. Das teuerste Essen hatte er sich bestellt: Rehrücken mit Klößen und Spargel. Leider war der Spargel holzig wie Holunderstock und das dünne Männl hatte davon sehr viel auf einmal in den Mund gesteckt. Die Spargelstangen buchteten seine hohlen Wangen aus, als er sie quer im Mund hatte. Beim Versuch, sie zu schlucken, traten seine Glubschaugen noch weiter aus den Höhlen, und sein Gesicht lief rot an.

Alle Leute im Gastraum dachten: »Na, ich würde das Zeug ja einfach ausspucken. Aber dazu ist sich das Fernsehsternchen wohl zu fein.«

An die fünf Minuten gab Meister Nadelöhr den Anwesenden eine Vorstellung in Spargelbeißen, -wälzen, -walken und -schluckenwollen, der sie immer ungenierter folgten. Schließlich konnte er nicht mehr anders, als hinter vorgehaltener Hand seine blassen Lippen einen weißlichen Klumpen Spargelfasern entbinden zu lassen, den er mit der Gabel kunstvoll am Tellerrand separierte.

»Zum Kotzen der Fraß«, rief einer.

»Wieso?« entgegnete laut sein Kumpan. »Spargel in der DDR - was willst du mehr erwarten? Soll er auch noch weich sein? Kauen mußte können.«

Einige lachten. Einer klatschte Applaus. Meister Nadelöhr schnaubte sich gesenkten Hauptes ausgiebig in ein riesiges blaukariertes Taschentuch.

Die Geschichte fand heitere Zuhörer. Nur Günther sah mich herablassend an und bewegte scheinbar entgeistert seine flache Hand vor der Stirn hin und her. Offenbar sei nicht nur ich ein kulturloser Proletensohn, sondern die gesamte Gästeschar des

Bahnhofshotels müsse diesbezüglich minderbemittelt sein, wahrscheinlich halb Gotha. Spargel würde nun einmal so gegessen, daß die härteren Fasern wieder ausgespuckt würden; genauso wie in der vornehmen Welt Geflügel mit der Hand, statt mit Messer und Gabel verspeist würde. Wahrscheinlich stimmte die ganze Geschichte nicht.

Wir aßen Leber, Gulasch oder Bockwurst, Speisen um die drei Mark. Rehrücken mit Klößen für siebenfuffzig war immer noch im Angebot. Den bestellten wir nicht, auch wenn es ihn jetzt mit dem obligaten, mit Sicherheit gut zu kauenden Rotkohl gab. Er war uns zu teuer. Nur Günther hatte Forelle nach Müllerinnen Art. Außer für *Juwel 72* und *Rondo* gab er sein ganzes Geld für Essen, Bier und Schnaps in den Kneipen aus. Peter sparte für Ungarnreisen, Platten, Hifi-Technik, Jeans und Bücher. Ihn hingegen interessierten solch verfeinerten Genüsse nicht.

»Die Straße am Hotel runter, durch'n Viadukt, dann siehst du schon den Seeberg. Da war ich eingekastelt«, erklärte ich beim Nachtisch.

»Laß uns doch hingehn«, schlug Peter vor. »Würde mich interessieren.«

Manne nölte: »Ich mach doch keinen Ausflug aus'm Heim, um mir 'n Heim anzugucken.«

Was ich denn noch von Gotha kenne, wollte Peter wissen. Ich kannte nichts, war die ganzen sechs Jahre kaum aus den Heimmauern herausgekommen.

»Der Tierpark ist ganz in der Nähe vom Seeberghaus und allemal ansehnlicher als die Arnstädter Fasanerie mit ihren gerupften Hühnern und wichsenden Affen. Dann vielleicht noch das Naturkundemuseum in der Stadt. Oder das Schloß Friedenstein und die Orangerie«, offerierte ich zaghaft.

Wie sollte ich anpreisen, was ich, den Tierpark ausgenommen, nur einmal bei einer Stadtrundfahrt vom Bus aus zu sehen bekommen und wovon ich sonst nur im Heimatkundeunterricht gehört hatte?

Günther fand es, wie er sagte, pervers, durch den Regen zu hasten, wo man hier drin bei Bier, Kaffee und Kuchen so schön sitzen könne. Die anderen pflichteten ihm bei. Vielleicht lockte sie der Gedanke, in Abwesenheit des Erziehers ein Bier zu bestellen und von Günther Zigaretten zu schlauchen, vielleicht kotzten sie die Alternativen Heimbesichtigung, Tierpark oder Kulturprogramm auch wirklich an.

Jedenfalls machte ich mich mit Peter allein auf zum Seeberghaus und kam in einen grauen Besuchssonntagnachmittag. Im Steinsaal saßen Kinder und Eltern vereint vorm Fernseher, der jetzt, anders als zu meiner Zeit, in Farbe flimmerte. In der hintersten Fensterecke Zangschmidt mit seiner Mutter. Der blinzelte verlegen und schickte die Andeutung eines Nickens in meine Richtung, so als läge ich noch immer mit ihm in einem Zimmer und sei lediglich von einem Spaziergang mit meinem Besuch zurückgekommen.

Daß er noch als einziger meines Jahrganges hier wäre, liege daran, daß er in der Siebenten sitzengeblieben sei, erzählte mir seine Mutter, die zu mir her kam, um mir die Hand zu reichen. Ein Sturz vom Klo in den Ferien: Knöchelbruch und deshalb eine lange Unterrichtsunterbrechung.

Eine junge mir unbekannte Schwester holte die schwarze Erika und die dünne und die dicke Elfriede aus dem Dienstzimmer. Sie bauten sich vor mir auf und grienten.

»Lange Haare hat er«, sagte die dicke Elfriede. »Bist wohl ein Beatle geworden?«

Die schwarze Erika lächelte: »Sieh einer an.«

Mit ihr hatte ich einmal einen Zusammenstoß gehabt, da war ich höchstens neun. Ingolf hatte auf seinem Sternchen Radio Luxemburg laufen. Die Hitparade war zu Ende. Normalerweise wurde danach gleich weitergedreht, weil genau zur Zeit der Sechsuhrabendnachrichten der Soldatensender auszustrahlen begann. Dieses Mal aber stand das Sternchen nicht auf seinem gewohnten Platz auf dem Nachttisch, sondern auf dem Fensterbrett, und Ingolf lag im Bett, las das Mosaik und hatte den Soldatensender vergessen. So hörten Achim und ich, die mit ihm das *Amselnest* teilten und die auf Schlager nicht so viel Wert legten, die Werbung und die Nachrichten.

Dann erklang plötzlich eine vertraute Musik. Es war die Kennmelodie des Evangeliumsrundfunks, den meine Mutter jeden Tag hörte. Seit Wochen redete ich davon, daß wir ihn finden und hören müßten. Ich hatte bisher geglaubt, der Evangeliumsrundfunk sei eine extra Radiostation, die ständig sendete. Daß er auf Radio Luxemburg gleich nach der Hitparade kam, hätte ich nicht gedacht. Nun hatten wir ihn endlich gefunden. Auch Achim freute sich auf die Sendungen, von denen ich ihm schon so viel vorgeschwärmt hatte. Doch kaum hatte der Sprecher zu den Begrüßungsworten angehoben, kam die schwarze Erika herein. Sie hatte die im *Starkasten* gewaschen, und nun war das *Amselnest* dran. Im *Starkasten* hatten sie natürlich den Soldatensender drauf.

Sie stürzte zum Radio und holperte hektisch über die Skala: »Was hört ihr denn fürn Mist? Auf dem Soldatensender kommt gerade Heintje.«

Und schon quäkte uns Heintje voll: »Ich bau dir ein Schloß, ganz wie im Märchen...«

Ich schrie, giekste gegen den Holländer an: »Mist ist das nicht gewesen. Der Evangeliumsrundfunk ist kein Mist; Gottes Wort ist kein Mist; Mist sind Ihre Scheißschlager: Heintje, Beatles, Adamo, Kinks - yeah, yeah, yeah! Das ist Mist! Lange Haare, Glockenjeans und Zigaretten: Mist, moderne Scheiße!«

Dann duckte ich mich in Erwartung ihrer Reaktion. Doch sie brüllte mich nicht voll, drohte nicht, rannte nicht aus dem Zimmer, um Verstärkung zum Abstrafen zu holen. Vielmehr ging sie kleinlaut zum Radio zurück und versuchte, den Evangeliumsrundfunk wiederzufinden. Überreichweiten hatten ihn jedoch derweil verdeckt.

»Denkst du, ich glaube nicht an Gott?« fragte sie dann. »Ich bin getauft, konfirmiert und kann sogar beten. Siehst du: Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme...«

Daß sie das Vaterunser heruntersabbelte, erschien mir eher lästerlich, als daß es mich von ihrer Gläubigkeit überzeugt hätte. Die nächsten Tage beteuerte sie mir immer wieder, daß sie an Gott glaube. Dabei grinste sie verstohlen, so als wäre das alles nur der Beschwichtigung des kindlichen Eiferers dienlich, letztlich aber ein Witz.

Bei den meisten galt sie als fies und streng. Mir gegenüber hielt sie sich damit immer zurück, und die anderen im Zimmer behandelte sie ebenso.

Ja, sieh einer an, schwarze Erika: Jetzt habe ich langes Haar, höre begeistert die Hitparaden von Radio Luxemburg und bin ganz scharf auf Jeans und Mädchen, rieche heute sogar wie du nach Kaffee und Zigaretten. Mit den müden Liedlein vom Evangeliumsrundfunk und den erbaulichen Langweilereien kannste mich scheuchen. Ja, schwarze Erika, und trotzdem möcht ich nicht mit dir in eine Reihe gestellt werden. Sieh einer an.

Sie brachten mich noch zu Siegmund, der eine Klasse unter mir war, der einzige, der neben Zangschmidt noch da war. Achim, Uwe, Olaf, Ingolf und die meisten anderen wären jetzt in Sülzhain, im Harz im Grenzgebiet, wo die Schule bis zur Zehnten gehe. Siegmund saß im Bett, hatte ein weißblaues Nachthemd an, lächelte blöd über sein fettes Gesicht, errötete bei jedem meiner Worte, aber sagte nichts.

Die im Bahnhofshotel zahlten gerade, als wir zurückkamen: Fast zweihundert Mark blätterte Günther für alles hin. Die Hobbykasse des Marienstifts würde das übernehmen, einschließlich der Fahrkarten.

Ich erzähle Kulle von meinem Ausflug vor fast fünfzehn Jahren, als unser Zug in Wandersleben hält. Durch die dreckigen Scheiben des Packwagens sehe ich das rote Bahnhofsgebäude im Nebel stehen. Nichts scheint sich bisher verändert zu haben. Wahrscheinlich gibt es sogar noch die Sprünge in der Scheibe der Warteraumtür, und auf dem Ascherost des Ofens steht das leere Donausalatglas mit Mannes eingetrockneter Pisse.

Auch daran, daß ich im Packwagen reisen muß, hat sich nichts geändert. Immer treibt öliger Dampf aus undichten Kupplungsschläuchen vorm Fenster. Bei einem Halt wabert er durch die Bodenbohlen, glitscht durch die Nase in die Lungen und beschlägt die Brillengläser. Das Strangkreischen frißt die Ohren leer. Die Schienenstöße im schlecht gefederten Waggon betackern mein krummes Kreuz. Am schlimmsten aber ist die Kälte im Winter. Bei der Reichsbahn steht man im Rollstuhl entweder abseits im Packwagen oder jedem im Weg im Vorabteil vorm Klo. Laut und kalt ist es allemal.

Kulle sitzt auf der Ablage für die Frachtpapiere und friert. Die elektrische Heizung unter dem Brett, die den Packwagen im Winter wenigstens in Ablagennähe etwas erträglicher macht, ist defekt.

»Da ick von Bullen keine Privilegien annehme, auch keine für die Mitropa, laß uns doch gleich im berühmten Bahnhofshotel uffwärmen«, meint Kulle und haucht sich in die Hände, während der Zug am Seeberg entlangzuckelt.

Auf der anderen Seite des Hügelrückens liegt das Heim, klebt am Hang über den Feldern zu den Kasernen hin.

Das Bahnhofshotel ist von Gerüsten umgeben. Es verschließt uns seine heruntergekommene Lederpolsterwärme. Kein Dunst aus Tabak, Braten und Bier lockt. Aus den offenen Türen schlägt uns frischer Kalkgeruch entgegen. Ein graues Brett voller Mörtelspritzer ist über die beiden Stufen am Eingang gelegt, damit sie für Schubkarren befahrbar sind. So einfach ist das. Noch so ein Brett und zwei dazwischen zur Stabilisierung - und fertig ist eine Rampe, auf der ein Rollstuhl halbwegs sicher und ohne nennenswerte Anstrengungen über kürzere Stufenfolgen geschoben werden kann.

Obwohl jeden Sonntag hier Seebergeltern mit ihren Kindern einkehrten, mußten die Rollstühle immer hineingeschleppt werden. Die Eltern mühten sich zusammen mit Gästen und Kellnern in großer Selbstverständlichkeit am Gewicht ihres beräderten Nachwuchses ab. Ein Rollstuhl, das ist die absolute Ausnahme. Selbstverständlich wird mit angepackt, wenn es darum geht, zu helfen. So etwas kommt ja nicht immer vor, nur jeden Sonntag ein paar Mal. Eine Rampe bauen, die im Flur an der Wand lehnt und bei Bedarf auf die Stufen gelegt werden kann, hätte geheißen, daß mit Gästen im Rollstuhl gerechnet wird. So aber glaube ich, daß sie bei jedem Rollstuhl, den sie mit hinaustrugen, meinten, dieser sei nun auf lange Zeit der letzte, und erleichtert aufatmeten.

Meine Mutter besuchte mit mir nur das Bahnhofshotel, wenn sich uns andere Eltern mit ihren Kindern anschlossen. Fremde um Hilfe zu bitten, haßte sie.

Kulle schlägt vor, in die Stadt zu gehen, um dort etwas zu essen. Er kennt sich aus. Bis vor einem Jahr hat er auf einem Dorf in der Nähe im Bodelschwinghof gearbeitet, einem Heim der Diakonie für Körperbehinderte. Seitdem ist für ihn klar, daß die in der Kirche genauso ordnungsbesessen und machtgeil sind, nur gekonnt verbrämt mit menschlichem Getue.

»Denen vom Staat ist schneller anzumerken, daß sie lügen. Aber als Krüppel bei der Diakonie bist du letztlich auch nur ein Stück schlechtes Fleisch, das möglichst problemlos verwahrt und, wenn's sein muß, entsorgt wird«, sagt er.

»Blödsinn!« widerspreche ich. »Meine letzten vier Schuljahre, die ich in Arnstadt im Marienstift gemacht habe, da hab ich erst richtig entdeckt, was Leben ist. Im Vergleich zu Gotha war das für mich ein Unterschied wie zwischen Zuchthaus und Ferienheim. Unbestreitbar stellen beide institutionelle Gefüge dar.«

»Ausnahmen bestätigen die Regel«, erwidert Kulle. »Gute Betreuer hattet ihr und vor allem 'ne liberale Heimleitung. Daran lags, nicht an der Kirche.«

»Nein, es lag auch an der Kirche. Du kannst ihr einen achtungsvolleren Umgang mit dem Leben nicht absprechen. Wie viele kirchliche Heime haben sich zum Beispiel im Dritten Reich der anbefohlenen Euthanasie verweigert? Und wie viele Mitarbeiter haben sich dabei sogar in Lebensgefahr begeben?«

»Halbwahrheitenschwätzer«, lacht Kulle. »Freilich, das Euthanasieprogramm hatten Diakonie und Caritas verweigert; zum Teil übrigens nur. Das war ihnen einfach zu offenbar. Aber

vorher sollen sie - das kam jetzt mal im Fernsehen - dem massenhaften Sterilisieren und Kastrieren von Arbeitsscheuen, Krüppeln und Idioten regelrecht begeistert gegenüber gestanden haben, die Herren Wohltäter. Friedrich von Bodelschwingh, zum Beispiel, der Anstaltsleiter von Bethel und Namenspatron des Heimes, wo ich gearbeitet habe, hatte Anfang der Nazizeit auf Konferenzen sogar solche Maßnahmen gefordert. Die Behinderten hatte er als Ballast für die Volksgemeinschaft bezeichnet, der Superchrist. Nur weil Hitler überhaupt kirchenfeindlich gewesen war, sind mit der Zeit auch so 'ne völkischen Knusperköppe wie Bodelschwingh in Widerspruch zum Regime geraten. Dafür stilisiert man ihn jetzt zum Widerstandsheiligen hoch und benennt Heime und Straßen nach ihm. Da labern die immer von Ehrfurcht vor dem Leben, aber sie meinen damit, brav im Gottesdienst in der Reihe zu stehen und auch ansonsten keine Schwierigkeiten zu machen, sowenig wie möglich Ballast zu sein. Leben ja, aber möglichst kastriert. Der Bo'hof kommt im Fernsehn, Führungen werden gemacht: moderne Räume und technisches Know how, Sammlungen für neue Möbel werden in den Gemeinden durchgeführt. Alles ist sauber, modern und komfortabel, fast schon zu chic für Ballastexistenzen. Da ist es doch eine Zumutung, wenn sie auch noch fordern, wegzufahren, wann immer es ihnen paßt, oder aufzustehen und zu Bett zu gehen, wann sie wollen. Das erschwert den Ablauf, das verstößt gegen Heimordnung und Dienstplan; so etwas ist unmöglich, geht allerhöchstens ausnahmsweise vielleicht einmal.«

Kulle hat sich heiß geredet. Einmal hätten sich eine Praktikantin und ein Krüppel verliebt. Die Nachtwache habe sie zusammen im Bett erwischt. Die Praktikantin sei sofort in die Gärtnerei versetzt worden, und als sich die beiden dennoch nicht beirren ließen und einander weiter trafen, sei sie fristlos gekündigt worden. Nun würden beide in Erfurt zusammen wohnen und verheiratet sein.

»Die Prinzessin, die den Prinzen erlöst«, sage ich.

Kulle hüstelt: »Einmal verliebt, für immer gefangen.«

»Und die Moral von der Geschicht: Verliebe dich in Krüppel nicht«, schreie ich wütend gegen den Schienengesang einer Straßenbahn an, vergebens.

»Was?!« will Kulle wissen.

»Nichts«, entgegne ich.

»Ist 'neVier, 'neWaldbahn. Mit der kannste über die Dörfer bis nach Waltershausen und Friedrichroda fahren«, faselt er über meinen Kopf hinweg.

Manuela

Mit Manuela und mir hätte es ähnlich aussehen können.

Ihr Mann hatte gesoffen und war bei einem Unfall ums Leben gekommen. Das nahm die Trennung vorweg, die sie sowieso schon erwogen hatte, sagte sie mir, als ich die Trauerfeier für ihn vorbereitete. Es war ein strahlender Maitag. Die Schwalben waren gerade zurückgekehrt und durchwoben die Lüfte mit ihren Flugarabesken. Ich saß im Hof an der elektrischen Schreibmaschine und tippte an der Predigt für sein Begräbnis, das anderntags stattfinden sollte. Sie blinzelte in die Sonne und fragte, ob sie mir etwas zu trinken bringen könne.

Er war mein Freund gewesen. Seit seiner Hochzeit hatten wir uns fast aus den Augen verloren. Nur noch zu besonderen Anlässen wie Festen oder Umweltseminaren ließ er sich mit Manuela und seinem Sohn bei uns sehen.

Als er ums Leben kam, hatte Manuela mich angerufen und war mit den Kindern für einige Wochen zu uns gekommen, weil sie es allein zu Haus nicht aushielt.

Am Abend, bevor wir ihn unter die Erde brachten, gestand sie mir, was ich bereits geahnt hatte, aber nicht glauben wollte: Sie hatte sich in mich verliebt.

Kam ich später zu ihr - und im Winter tat ich das mindestens einmal im Monat -, waren wir tagelang ganz unter uns, wir zwei und ihre beiden Jungen Frido und Samuel.

Zuvor mußten die anderen eine verdammt steile Treppe mit mir überwinden. Sie stand angstbefrachtet vor jedem meiner Besuche. Meist fuhr mich Colonell die dreißig Kilometer in das laute Landstraßendorf hinter Altenburg. Da in Manuelas Nachbarschaft tagsüber selten Leute zum Helfen da waren und sie auch ungern fragte, mußten die beiden mich allein ins obere Stockwerk tragen.

Colonell nahm meinen Rollstuhl an den Schiebegriffen. Manuela faßte an den Fußrasten an. So schwankte ich die Stiege hinan. Wenn Manuela nicht hoch genug hob - sie mußte die Fußrasten in Brusthöhe stemmen -, stießen die Hinterräder an die Stufen. Colonell, der die Hauptlast zu tragen hatte, geriet davon aus dem Tritt und wankte bedrohlich. Ein Stolpern oder Ausgleiten hätte meinen Sturz, wahrscheinlich kopfüber die Treppe hinab, bedeutet.

Doch dann war ich oben, und wenn Colonell nach einer Tasse Kaffee abgefahren war, gab es nur noch uns. Wir waren zehn Tage oder länger getrennt gewesen. Immer wieder brauchte sie beim Wiedersehen eine verlegene Weile, bevor sie mir nahe kommen konnte.

Zunächst saß sie bei mir, lächelte zurückhaltend und erzählte mit rauher stockender Stimme Alltäglichkeiten der letzten Zeit. Bald kam ihre Hand und streifte meinen Scheitel oder Nacken, als wenn sie sich vergewissern wolle, ob die Harmonie unserer Schwingungen nicht abhanden gekommen wäre. Mich zerriß es derweil fast, weil ich von ihren Armen gedrückt werden wollte, bis es im Brustkorb krachte, ich begierig war, ihre verrauchten Küsse in mich hinein zu schlürfen, ich mit meiner Zunge durch ihre Lippenwogen stöbern wollte. Sobald ich sie sah, hatte ich ihren Geruch in der Nase, ihren Geschmack im Mund und die Erwartung ihrer heißen Feuchtigkeit um die Schwanzkuppe. Doch sie konnte mich derweil nicht einmal ansehen.

Jedesmal fürchtete ich, es wäre vorbei, der Zauber verflogen. Mein ängstliches Lächeln und das nervöse Fingerzippeln legte sich nur so allmählich, als zwischen uns wieder Nähe erwuchs. Sie sah mir in die Augen, ohne ihre Blicke gleich zu Boden gleiten zu lassen, faßte meine Hände, streichelte mir den Hinterkopf und wagte auch erste zaghafte Umarmungen und Küsse.

Endlich lag ich dann doch ein paar Stunden später mit tiefem Atem unter dem Schwall ihrer Heftigkeit, und das Herzdröhnen war nicht mehr düster. Mitunter waren die Kinder nebenan noch nicht einmal in den Schlaf geschlüpft, da orgelte bereits ihr tiefes Stöhnen wie Märzensturm übers Jubeln meiner Lenden.

Ab und an drang von der Welt draußen das Schüttern eines schweren Lastzuges in unser Liebesnest, auch das Himmelspoltern der sowjetischen Düsenjäger, die ihre Nobitzer Stellung anflogen, Gänsegeschrei und gegen Mitternacht oft besoffenes Gröhlen. Doch es erreichte uns kaum, hatte auf jeden Fall nicht die Kraft, uns zu stören.

Das Frühstück war besser als daheim. Kaffee konnten wir uns in der Wohngemeinschaft kaum leisten. Die Eier waren zwar von unseren glücklichen Kommunardenhühnern gelegt, aber allmorgendlich weichgekocht bekam ich sie nur bei Manuela. Auch sonst diktierten unsere Gelüste das Angebot, während in der Wohngemeinschaft die Geldknappheit und die schlechten Einkaufsmöglichkeiten den Inhalt unserer Mägen bestimmt. Die Salate aus dem Garten, die Enten vom Hof, die Champignons von der Wiese können bei weitem nicht unseren Gesamtbedarf decken. Sehr viel mehr Geld als wir hatte Manuela auch nicht. Aber es ließ sich gezielter einsetzen. Anstelle der Vorlieben und Geschmacksrichtungen von zwölf Leuten mußte es nur für die von uns beiden und die der Kinder ausreichen.

Manuela verließ zweimal täglich das Haus: morgens, um Frido zum Kindergarten zu bringen, und nachmittags, um ihn wieder abzuholen, wobei sie gleich einkaufte. Normalerweise ging sie nur montags und freitags in den Dorfkonsum. Wenn ich da war, führte es sie aber täglich dorthin. Frido an der Hand, Samuel auf dem Arm, beide nach Lutschern, Schokolade und Autos bettelnd, ging sie nach geräucherten Hühnerkeulen, Leberpastete in der Büchse, Marzipanherzen und Gemüseraritäten auf Jagd.

Gern wäre ich mit dabei gewesen, hätte, Samuel auf dem Schoß, mit nach den Begehrlichkeiten Ausschau gehalten und entschieden, ob Dessertwein oder Eierlikör, Hering in Aspik oder Lende. Doch die verdammte Stiege stand zwischen diesem Wunsch und seiner Erfüllung.

Ich vermute, Manuela versüßte mir zu ihren Heimkünften mit den delikaten Schnäppchen den Nachmittag, damit mich die Gefangenschaft in ihrer Venushöhle nicht allzu bitter ankam.

Sie selbst aß kein Fleisch und gestattete sich nur wenig Süßes, so daß die meisten Delikatessen allein mir zur Verfügung standen. Nur bei den fleischlosen Mittagsmahlzeiten, die wir gemeinsam kochten, schlemmten wir auch zusammen so gut es ging. Das Angebot ließ wenig Spielraum. Meist blieben nur Weiß- und Rotkrautgerichte, Kartoffelpuffer oder Rühreier. Gute Fänge waren Chicoree, den wir in saurer Sahne mit Reis zubereiteten, Schwarzwurzeln, die wir mit brauner Butter und Zitronensoße aßen, oder Rosenkohl, den wir nach meinem Rezept mit Quark und Eiern zu einem Auflauf verarbeiteten.

Sie mochte es sehr, daß wir uns auch bei Tage küßten, ich mit Lippen, Zunge und Zähnen ihre Brüste bestöberte oder mein Daumen ihre Samtlappen beliebfingerte. Trotzdem wehrte sie zunächst einmal ab. Letztlich, meinte sie, sei es köstlich, jedoch verboten, zumindest anrüchig.

»Es«, sagte sie. »Ficken, bumsen, vögeln, Möse« waren Worte, die sie aggressiv machten. Sie wären sexistisch und frauenverachtend. Ihretwegen sagte ich nur mit gesenktem Blick oder ganz flapsig »Schwanz« und nahm das unbestimmte »Es« an.

Wenn keine Störungen von den Kindern zu erwarten waren, konnte ich sie mitunter auch zu Umfassenderem überzeugen. Technisch am unkompliziertesten war, daß sie sich mit dem Rücken auf den runden Eßtisch legte, den sie zuvor mit Decken ausgepolstert hatte, und ihre Beine um meine Schultern schlang.

Einmal stand sie mit gegrätschten Beinen über meinen Knien an der Spüle und wusch ab. Ich hatte meine Hände zwischen ihren Beinen, streichelte ihren nackten Hintern und ihre Schenkel,

suchte ihr dunkles Gekräusel und tastete mich mit dem Daumen zu feuchten Tiefen vor. Der Abwasch dauerte lange, und gerade als ihr sonores Wonnelied die Bleche der Seitenteile meines Rollstuhls vibrieren ließ, daß sie schepperten, kamen die Kinder vom Spielen zurück.

Sie konnte noch ihr langes gestreiftes Hemd bis zur Hälfte der Oberschenkel herabziehen, aber Frido fand es trotzdem doof und ulkig, daß sie im Winter barfuß und ohne Hosen in der Küche stand und vor allem so, als ob sie sich beim Abwasch auf meinen Schoß setzen wolle. Und warum stand ich so, daß ich Arsch und Rücken von ihr direkt vorm Gesicht hatte? Er lachte heftig, und seine Mutter war so verstimmt, daß mir das anfängliche Mitlachen verging.

Schlimmer noch empfand sie das plötzliche Eindringen ihrer Nachbarin Ines in unser Liebesspiel. Die kam schon, während sie anklopfte, durch die unverschlossene Tür, wie es auf dem Dorf unter Bekannten üblich ist und wie sie es auch hier schon immer getan hatte. Manuela kreischte gerade vergnügt, weil sie eine rote Geschenkschleife um meinen Steifen band, mit dem wir zuvor Kasperle gespielt hatten, um ihn nun als Hottepferdchen hüpfen zu lassen. Sie konnte ihn kaum unter meinem Pullover verbergen, da stand Ines schon neben uns und erzählte außer Atem, daß es im Konsum Bananen gäbe. Ich ergoß mich derweil nicht weniger atemlos und ebenso umflorten Blickes auf meine Hosen.

Steinbrück verschaffte mir mehr als anderthalb Jahrzehnte zuvor den Durchbruch, riß mich durch zu meiner Lust.

In meiner Erinnerung gibt es die frühen Doktorspiele mit meiner Cousine Martina und dem Nachbarsmädchen Anke. Hinter unserem Holzschuppen unterm Kirschbaum konnten wir von den Erwachsenen nicht beobachtet werden, auch nicht von den Küchenfenstern des ersten Stockes aus, die Schreibers, Marquards und meinen Eltern genaue Einblicke in unser Treiben in den Gärten und sogar auf der Wiese eröffneten. Hinter'm Holzschuppen war Vorsicht nur geboten, wenn sich bei uns oder bei Nachbars Leute direkt im Garten aufhielten. Doch konnten wir die ja im Gegensatz zu den stillen Betrachtern hinter den Küchenfenstern kommen hören.

Die Erwachsenen schritten sofort ein, wenn sie uns erwischten, wie wir da unten rumspielten, selbst wenn gerade kein Kind ihrer Familie an den Entdeckungsfahrten unserer Augen und Hände beteiligt war.

Immer, wenn meine Hände hinter'm Hosengummi verschwanden, um mein Gickelhahnl hervorzuholen, oder wenn sie sich zu

den Muschis der Mädchen aufmachen wollten, sah ich mich erst einmal um, ob mich nicht ein Anneliesenblick treffen könnte.

Das erste Mal schmetterte er mir im Saalfelder Krankenhaus die Freude aus dem Bauch. Ich lag für einige Tage zur Beobachtung auf der Kinderstation. Mein Bett stand zwischen einem leeren am Fenster und einem an der Tür, in dem ein Mädchen lag, das einen winzigen Kopf hatte, nicht mehr als »ah aah chha« sagen konnte und dem das Essen mit einem Schlauch durch die Nase eingetrichtert werden mußte. Die Wände vor und hinter mir hatten große Fenster, durch die ich in die Nebenzimmer sehen konnte, die wiederum durch solche Fenster von deren Nebenzimmern aus einsehbar waren.

Wenn ich nach draußen blickte, schaute ich auf eine Wiese, die weit entfernt von einem Zaun begrenzt war, hinter dem ein Feldweg entlangführte. Auf dem ging kaum noch erkennbar jeden Tag eine Gestalt mit langem Schwarzhaar und roter Jacke, von der ich phantasierte, daß sie die kleine Marei aus dem Lied mit der flinken Eisenbahn sei.

Sah ich durch die Fensterflucht vor mir, konnte ich tobenden, braven, heulenden, spielenden, essenden oder schlafenden Kindern zuschauen und Schwestern, die sie wuschen, spritzten, kleideten, nährten oder sie durch die Fenster beobachteten. Ich saß nachthemdig im Bett und wartete darauf, daß meine Eltern zur Tür hereinkämen, um mich wieder mit nach Hause zu nehmen, wie sie versprochen hatten. Jedesmal, wenn sich der Himmel rötete und ich durch die Scheiben sehen konnte, wie das Neonlicht auf mich zukam, das eine Schwester in den Zimmern anknipste, wußte ich, daß sie ihr Versprechen für heute nicht halten würden; für heute nicht und vielleicht nie mehr.

An einem fremd durchsonnten Nachmittag spielte ich an meinen Eierchen im Säckel, von denen meine Mutter gesagt hatte, sie hießen Hoden und in ihnen wäre Seeche drin. Ich ertastete die Hodenkugeln und drückte sie einzeln - erst die rechte, die weiter heraushing, dann die linke, tieferliegende -, bis es dünn schmerzte und leise hoch in den Bauch stach. Erst war das Säckel geschmeidig, und ich konnte beide Kugeln gut mit den Fingern fassen. Bald wurde es aber hart und zog sich zurück. Ich wollte sehen, was da los war, und schlug Bettdecke und Nachthemd zurück. Soweit es ging, krümmte ich mich nach vorn, senkte den Kopf und legte mein Gickelhahnl nach oben an den Bauch, damit es mir nicht die Sicht behinderte. Nun schob ich beide Hände unter's Säckel, um es meinem Gesicht entgegenzuheben.

Es ließ sich wenig Interessantes erkennen. Aber ich spürte dabei ein seltsam schönes Gefühl am Gickelhahnl, das ungewohnt

gegen die Bauchdecke drückte. So nahm ich es gleich zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände und bemerkte, daß es straffer und länger als sonst war. Das machte ein sehr wohliges Gefühl, vor allem, wenn ich es mit den Fingerkuppen abtastete und zusammendrückte. Besonders schön war das alles an der Gickelhahnlspitze. Hier drückte und streichelte ich bald am liebsten. Es wurde richtig hart dabei und die Schniepelhaut schien da auf einmal zu eng. Ich zog sie nach vorn. Das kitzelte. Und als ich sie zurückschnipsen ließ, gab es ein herrliches Jucken. Das kam immer wieder, wenn ich versuchte, die Haut noch weiter nach hinten zu drängen.

Plötzlich erstarrte ich: Da schälte sich etwas Blaues in weißkrümligem Geschmier aus der zurückgestriffenen Schniepelhaut. Es betörte mit einem unbekannten Geruch, der in die nahe Nase stach, und mit einem Blau, das nicht einmal der Himmel zum Abend hin kannte. Zuerst erschrak ich, weil ich dachte, ich hätte etwas kaputt gemacht. Bald beruhigte ich mich aber, weil ich merkte, daß die Haut auch wieder über das Blaue gezogen werden konnte. Und: So schön wie es war, das Blaue zu berühren, konnte ich gar nichts kaputt gemacht haben. Das hätte ja weh getan oder zumindest geblutet. Lediglich das weiße Zeug, das so betörend stank, daß ich es mir immer wieder an die Finger rieb, um es noch näher an der Nase haben zu können, bröckelte ab, je mehr ich am Blauen herumspielte.

Ein schnelles Klopfen knallte jäh in meine Versunkenheit. Es zertackte meine selige Kuppel, die sich um mich her geschlossen hatte, und die Krankenhausverzweiflung aus Angst, Sehnen und Schmerz brach wieder herein. Das wütende Tacken kam von der Scheibe zum Nebenzimmer. Schwester Anneliese stand dahinter mit vorgestülpten Lippen, gespreizten Nasenflügeln und schräg überm bösgrauen Blick zusammengewölbten Brauen. Bebend vor Empörung drohte sie mit dem Finger, der eben noch geklopft hatte, daß die Scheibe fast zersprungen wäre.

Einen Anneliesenblick bekamen alle Erwachsenen, wenn sie bemerkten, daß wir uns mit unseren Gickelhähnln und Muschis mehr als nur zum Seechen befaßten. Trotzdem ließ ich diese erregenden Spiele nie und konnte auch bei Martina und Anke immer das nötige Interesse wecken, das sie sich über die elterlichen Verbote hinwegsetzen ließ.

Als ich sechs war, bekam ich dann mit Hilfe von Schmidts Thoralf, der schon in die siebente Klasse ging und bei den Jun-

gen Sanitätern war, heraus, wozu Gickelhähnl und Muschis so verschieden gemacht waren: zum Ficken nämlich.

Mit Ficken kämen die Babys in den Bauch der Frauen, erklärte er. Dabei steckte der Mann sein Ding in das Ding der Frau. Ich begriff erst nach mehrmaligem Nachfragen, was er unter den Dingern verstand. Als ich Gickelhahnl sagte, lachte er mich aus.

Ich wußte auch von Anke, daß sie bei Schreibers dazu anders sagten, nämlich Wiwimacher. Da dachte ich erst: Wehwehmacher, und wußte erst recht nicht, warum.

Gickelhahnl, erzählte mir meine Mutter lachend, als ich fragte, hätten sie früher, vor dem Krieg, bei ihr und Tante Hanne daheim, im Sudetengau, dazu gesagt. Hier würde das Wort niemand kennen, nur wir.

Mein Vater hatte mir erzählt, daß Maria und Claudia in Muttis Bauch gekommen seien, weil Gott es so gewollt habe. Das mit dem Ficken erschien mir einleuchtender. Wahrscheinlich stieg auch der Hahn der Küken wegen auf die Hennen und nicht, um die Eier zu stempeln, wie Herr Marquard behauptete, und ebenso machten wohl die Katzen Huckemietz, damit sie kleine Katzen hecken konnten.

Allerdings hatte Thoralf gemeint, Ficken sei verboten. Manche kämen dafür ins Gefängnis. Und da war es für mich fraglich, ob meine Eltern etwas derart Anrüchiges täten.

Jedenfalls war die Geschichte es wert, Martina erzählt zu werden. Wir planten sofort ein Baby. Eigens dafür bettelten wir unsere Eltern, daß ich bei Martina schlafen dürfe, wenn Gisbert mit Onkel Hermann am Wochenende zum Autorennen nach Hohenstein fahren würde.

Weil es einfacher war und auch so schön huschelig und weil ja Onkel Hermanns Platz sowieso leer war, konnten wir mit Tante Hanne im Ehebett schlafen. Die legte uns nach dem Sandmann und den Tausend Teletips hin, wollte selbst aber noch fernsehen. Wir nutzten eifrig die günstige Gelegenheit, mußten aber feststellen, daß das Verbotene auch unter größten Anstrengungen nicht machbar war.

Zuerst spielten wir uns gegenseitig ein bißchen unten rum. Doch der Sensationswert meines Blauen hatte in den beiden Jahren seit seiner Entdeckung abgenommen, und auch das rosa Zäpfchen von Martina konnte uns nicht auf Dauer fesseln, zumal es viel kleiner als das Blaue war. Rumspielen konnten wir jeden Tag unterm Kirschbaum, ficken nur heute abend. Martina wollte trotzdem nicht so richtig, und ich mußte lange drängeln. Enttäuschenderweise schien es zunächst unmöglich, mit meinem Gickelhahnl überhaupt so nah an ihre Muschi zu kommen, um es hineinzu-

stecken. Endlich hatten wir herausgefunden, daß ich mich o-beinig auf den Rücken legen und Martina sich zwischen meine Schenkel setzen mußte, als ob sie auf mir reiten wollte. Trotzdem paßte mein Gickelhahnl nicht in ihre Spalte, so sehr wir uns auch mühten.

Spaß machte es schon lange nicht mehr, aber das würde wirklich schön sein: Vater-Mutter-Kind mit einem echten, eigenen Baby zu spielen, anstatt mit Puppen oder Spielgefährten, die es haßten, immer nur »Ma-mah da-dah« lallen und in der Hocke watscheln zu müssen. Das Baby wollten wir auf jeden Fall machen, wenn das irgendwie möglich war.

Aber vielleicht hatte Thoralf gelogen. Ich bat deshalb Martina, sich neben meine Schulter zu hocken, um ihr meinen Zeigefinger in die Muschi stecken zu können. So wollte ich überprüfen, ob da überhaupt ein Weg zwischen den beiden Semmelhälften war. Zunächst nahm ich an, wir hätten uns von einem Hirngespinst verleiten lassen und Gickelhahnl und Muschi seien tatsächlich nur zum Seechen da, denn auch mit dem Finger kam ich nicht weiter voran. Enttäuscht wollte ich aufgeben. Es wäre ja auch seltsam, wenn Kinder so einfach hätten gemacht werden können.

Aber Martina bat mich, noch länger in ihrer Spalte herumzukiekeln. Tatsächlich konnte ich den Finger bald sehr viel tiefer hineinstecken. Doch nun war von meinem Gickelhahnl kaum noch etwas da, was dort hinein hätte verschwinden können, lediglich ein wenig gekringelte Schniepelhaut, der nicht einmal mehr das Blaue zu entlocken war. Ich war müde und fror. Martina ritt noch ein bißchen zwischen meinen Beinen herum und versuchte, sich Schniepelhaut in die Spalte zu schieben. Da schlief ich schon fast.

Am anderen Morgen gab es für mich ein böses Erwachen. Beim Munterwerden hörte ich, wie sie ihrer Mutter alles petzte. Was sie von mir übers Ficken gelernt hatte, unseren Plan, ein Baby zu machen und vor allem unsere Liebesmüh - all das schilderte sie Tante Hanne.

Die schlummerte zunächst noch, fuhr aber bald drachengleich aus dem Schlaf. Ich versuchte, das Schlimmste zu verhindern, indem ich mich weiter schlafend stellte und so tat, als phantasierte ich. Das, was zur Nacht im Schlaf geredet wurde, war unter den Erwachsenen ein beliebtes Thema. Ich gab etwas über Sterne, Brücke und Hexenwald von mir, wurde aber zunächst nicht beachtet und später durchschaut.

»Du brauchst gar nicht so zu tun, als ob du noch schläfst«, begann Tante Hannes Strafrede auf mich herabzuprasseln.

Sie hatte den bösen Anneliesenblick, und meine Mutter bekam ihn auch, als ihr von meiner Schande berichtet wurde.

In Gotha mußte ich erst von Steinbrück durchgerissen werden.

Die ersten Jahre brauchte es hier solche Blicke nicht zu geben. Es ereignete sich meinerseits nichts, was sie hätte hervorrufen können.

Auch das Spielen als Teil meines Alltags kam mir mit Gotha abhanden. Die Erzieher erlaubten es uns, insofern wir die Hausaufgaben gemacht hatten und ihrerseits keine Beschäftigung für uns geplant war. Das kam selten vor. Für das Spielen, wie ich es bisher kannte, ein Spielen, ohne daß gesagt wurde: »Spielt jetzt!« oder »Spielen verboten!« blieb wenig Raum.

Wenn wir nach dem Abendbrot ins Bett gebracht waren, spielten wir in der Stunde, bis das Licht ausgemacht wurde, miteinander. Die allein das Bett verlassen konnten, hatten da bessere Möglichkeiten. Uns anderen blieb lediglich, uns über die Betten hinweg miteinander zu unterhalten. Ganz wichtig war es deshalb, mit Freunden in einem Zimmer zu liegen, oder, im großen Saal, sein Bett neben dem eines Freundes stehen zu haben.

Achim und ich teilten uns den ganzen zweiten Teil unserer Kindheit über den Lebensraum. Wirklich zusammen kamen wir kaum. Tags umschlossen uns unsere Rollstühle als Distanzgestelle, die mehr als Berührungen mit den Händen nicht erlaubten. Nachts trennte uns der fast ein Meter breite Gang zwischen den Betten. Noch vor den ersten Weihnachtsferien wurden wir auf Achims Bitten hin im Jungensaal zusammengelegt. Sein Bett stand links außen auf der Fensterreihe und meines rechts daneben. Die Schulbänke und Tafeln standen hier an den Wänden. Jede Nacht hörten wir die Mäuse darauf herumturnen und mit Haltebolzen, Schwämmen und Kreidestücken rumoren. Jede Nacht hörten wir scharf die Fallen zuschnappen, die Wollaseck allmorgendlich leerte und abends wieder spannte. Es stank von den Tafelstandorten her immer nach ranzigem Speck und wesenden Blutflecken.

Unser nächster Raum war unterm Dach das *Drosselnest*, das wir mit Ingolf teilten. Wie in allen Dachstuben trennten uns hier mehrere Meter, weil die Betten nicht nebeneinander, sondern an den Wänden entlang standen. Danach zogen wir um ins *Amselnest*, das nach Osten hin lag und jeden Morgen voller Sonne und Gezwitscher war.

Später, Anfang der Dritten und am Ende der Vierten, wurden wir noch zweimal für wenige Monate wieder in den Jungensaal verlegt; immer ungefähr auf die selbe Stelle wie zuvor, nur daß

jetzt mein Bett links stand. Hier kamen wir uns gelegentlich hautnah. Hier riß mich auch Steinbrück durch.

Wenn wir in der Mittagsruhe beturnt wurden, quengelten wir so lange, bis wir erreichten, daß unsere Betten zusammengeschoben wurden und wir uns kampeln konnten. Das gab es aber nur bei Fräulein Baudach als Belohnung fürs Tapfersein beim Kniedurchdrücken.

Anders als ich konnte Achim Schmerzen ertragen, ohne zu schreien. Er schloß unter den Händen der Krankengymnastinnen fast hingebungsvoll die Augen, seine Stirn krauste sich und die nach innen gezogenen Lippen wurden unterm Druck der Zähne weiß. Wenn er einen dünnen Klagelaut herauspreßte, ließen die Peinigerinnen von ihm ab. Ich hingegen war als Heulsuse bekannt. Da konnte ich zetern und schreien, wie ich wollte. Bei mir wurde nach Gutdünken durchgedrückt.

Auch beim Kampeln war Achim der Bessere. Wir saßen nebeneinander in den Betten und mußten einander umwerfen. Zwei Punkte für den, der sitzen blieb, wenn der andere kippte; einen Punkt für den, der auf dem anderen zu liegen kam, wenn beide die Balance verloren. Meist brachte Achim mich zu Fall. Obwohl es ihm eine höhere Punktzahl gebracht hätte, blieb er nicht sitzen, wenn ich wegtrudelte, sondern hechtete mir mit aller Kraft nach, um mit mir Armdrücken zu veranstalten, mich zu kneifen, zu umschlingen oder in den Schwitzkasten zu nehmen. Wir wühlten uns dabei unsere Münder gegenseitig in die Haare und Hemden, schnüffelten, prusteten und bissen uns. Meist endete dieses Vergnügen viel zu schnell, weil wir uns trotz vorher abgenommener Versprechen nicht zurückhalten konnten und mit unserem Juchzen die Mittagsruhe störten.

Achim entwickelte Marotten. Die ausgeprägteste hieß Waschel und betraf mich. Das Wort hatte er von mir, als ich einmal mein Ohrläppchen mit dem sudetischen Eigenwort Uhrwaschel benannte. Er verliebte sich sofort in das Wort, entwickelte damit aber eine andere Vorstellung.

Das Waschel war ein niedliches Wesen, welches in der Innenfläche meiner Hand wohnte. Das wollte er am liebsten den ganzen Tag herzen und küssen. Wenn er meiner Hand durch Betteln oder mit sanfter Gewalt habhaft werden konnte, zog er die Innenfläche an seine Lippen und küßte, leckte und biß sie zärtlich, wobei er gieksend mit übergeschnappter Stimme das Waschel direkt ansprach und ihm schlabbernd versicherte, es sei das schönste, süßeste und niedlichste. Vor den anderen lächelte ich darüber. Im Grunde genommen war mir aber die hündische Suckelei an meiner Hand zuwider. Auch schämte ich mich für Achim. Trotzdem

ließ ich es über mich ergehen. Ihm mit Vernunftgründen das Wascheln auszureden, hatte ich ein paarmal ohne Erfolg versucht. Also ließ ich ihm sein seltsames Vergnügen.

Für einige Zeit hatte Waschel mehr Ruhe, weil sich Achim in Wattebäuschchen verliebt hatte. So nannte er das Handrudiment von Wieland. Es war rund, ungefähr so groß wie eine Tomate und hatte fünf winzige Knubbel anstelle der Finger. Das Wattebäuschchen ließ er sich von Wieland in den Mund stecken, wann immer dieser bereit war dazu. Mit verzückten Augen lutschte er daran wie an einem großen Leckmolli. In jeder freien Minute bettelte er darum. Besonders freute er sich, wenn Wieland es mit einem lustigen Gesicht bemalte und damit Kasperletheater spielte. Wattebäuschchen war dann der kleinste der sieben Zwerge, mußte singen, Purzelbäume schlagen und natürlich immer wieder in Achims Mund kriechen. Immer, wenn er Wielands ansichtig wurde, rief er begeistert mit Babystimme: »Watte, Watte!« Doch Wieland nervte es bald. Er entzog sich, und so mußte Waschel wieder herhalten, das einzige Maröttchen, dem er auf Dauer nachgehen konnte, weil ich mich dagegen als Waschels Wohnung und Achims bester Freund nicht verwahrte.

Ganz aussichtslos war seine Faszination von Schwanzbammel. Der war der größte Pimmel im Zimmer und gehörte Ingolf. Gegenüber Schwanzbammel entwickelte er Phantasien von ganz fest zupacken und rumdrehen, am liebsten abreißen oder noch besser: abbeißen. Das teilte er genüßlich mit gepreßter Stimme allen im Zimmer mit. Zuvor hatte Ingolf Achim einige Male erlaubt, ihn anzufassen. Achim schwebte dabei in höchsten Wonnen, die sich zu Grobheiten steigerten, weshalb Ingolf bald für jedes Schwanzbammelflehen nur noch ein müde genüßliches Lächeln übrig hatte, aber nicht mehr an sein Bett kam und sich von ihm in die Schlafanzughose greifen ließ.

Nur noch einmal wurde er seiner habhaft. Dazu lag er auf der Seite und hatte seine Rechte in eine gute Greifstellung gebracht, indem er das Handgelenk von unten mit der Linken stützte. Auch mit seinen geringen Muskeln war er so recht gewandt und kraftvoll. Nun rief er Ingolf zu sich, er möge ihm etwas aus dem Nachttisch holen. Kaum hatte dieser sich gebückt, fuhr Achims Greifer schnell hinter den Gummi in die Hose auf Schwanzbammel nieder und knetete ihn richtig durch, drückte und drehte ihn. Da mochte Ingolf lachen, krietschen und zuletzt richtig beleidigt schimpfen, es mußte einfach so sein, frohlockte Achim.

Das war schon im *Kükennest*, unserem letzten gemeinsamen Zimmer. Der Name hatte vor uns besonders gut gepaßt, fanden wir, weil hier die Vorschulkinder untergebracht waren. *Kükennest* ergab mehr Sinn als *Drossel-* und *Finkennest, Star- und Meisenkasten*, in denen keineswegs Erdrosselte, Dreckfinken, Stars oder die mit 'ner Meise lagen. Nun aber waren Achim und ich, Ingolf, Zangschmidt und Uwe hier eingezogen. Wir waren keine Küken. Eher Hähne, meinte das Füchschen.

Die Erzieher, denen die Zimmerbenennung oblag, schlugen lachend *Wiedehopfhöhle* vor und akzeptierten unseren Vorschlag *Adlerhorst* nicht. Nur friedliche Vögel sollten unterm Dach des Seeberghauses ein Nest finden. Den Adler hätten die Faschisten im Wappen gehabt, und die bundesdeutschen Kapitalisten hätten ihn immer noch. Ich malte trotzdem mit meinen Westfilzstiften zwei den Horst anfliegende Greife. Die Vögel waren rostbraun und hatten schwarz-weiß abgesetzte Stoßfedern. Das Blatt konnte sich mit den aquarellierten Federzeichnungen, die Herr Zieslack für die Zimmertüren gemacht hatte, nicht messen. Die zeigten hinter Glas Vögel wie echt. Die Filzstiftadler flatterten mit Heftpflaster befestigt plump mißlungen anstelle der niedlichen, gelben Federbällchen für einige Wochen an der Tür. Dann fiel das Bild ab, und wir wohnten seither im einzigen Dachzimmer ohne Namen.

Diesen Raum hat sich meine Nase durch spermatische Gerüche eingeprägt, die von meinem Laken aufstiegen. Wir alle entlockten uns Samen. Ich tat es jeden Abend schamlos offen. Zangschmidt verkroch sich zum Wichsen aufs Klo. Ingolf und Uwe genügte es, die Hände unter der Bettdecke zu verstecken. Nur Achim schien sich nicht mit sich selbst zu vergnügen. Er ließ sich weder dabei beobachten, noch redete er davon. Soviel Energie er auch darauf verwandte, Schwanzbammel zu greifen, zu seinem eigenen fanden die Hände nicht, obwohl er die tiefste Stimme von uns hatte und mächtig schwarze Wolle an der Knolle.

Abends ließ ich mich auch gern von den Mädchen, die laufen konnten, sehen und befassen. Dazu verkniff ich mir das Seechen, wenn ich ins Bett gebracht wurde. Später rief ich dann »Hallo« und wurde erhört. Marion, Gabi oder Annette hielten sich abends gern in der Nähe unseres Zimmers auf. Ich bat sie darum, mir eine Seechente zu bringen und zwischen meine Beine zu stellen. Schon vorher hatte ich meinen Schwanz hinterm Hosengummi hervorgeholt. Ich wickelte ihn so im Schlafanzugstoff ein und verbarg ihn unter den Händen, daß er im Moment, als die Pulle angelegt wurde, wie aus Versehen ein wenig zu früh hervorschnellen und sich in ihren feuchten Blicken aalen konnte. Be-

sonders Hilfsbegeilte faßten ihn dann auch an, um ihn zuvorkommend in die Flasche zu stecken. Leider kam Christina aus meiner Klasse nie auf die Idee, abends bei uns herumzulungern. Ingolf und Uwe kopierten meinen Seechententrick so weit, daß sie sich durch das Bringenlassen der Pissbehälter eine prickelnde Mädchennähe schufen. Ihre Steifen aber hielten sie verborgen.

Manuelas Kleiner, Samuel, mochte mich sehr. Er sah sich mit mir Bilderbücher an, wollte mich beim Einschlafen an seinem Bett haben oder brachte mir seine Autoarmada und Puppen zum Begutachten. Viel Zeit verbrachte ich damit, ihn auf dem Topf mit Geschichten und Faxen bei Laune zu halten.

Frido war vor allem auf meine Geschichten scharf. Ansonsten blieb er lieber auf Distanz, weil ich verhinderte, daß Manuela die ihm auferlegten Strafen zurücknahm. Mit Heulen und Schreien war es ihm bisher immer wieder gelungen, sie umzustimmen. Als er merkte, daß er die angedrohten Konsequenzen tatsächlich tragen mußte, legten sich allmählich seine eifersüchtigen Grausamkeiten gegen seinen kleinen Bruder und sein Durchdrehen, bei dem er mehrmals am Tag alles, was ihm in die Hände kam, herumwarf, sich wieder und wieder hinfallen ließ und mit stechend heller Stimme Sirenentöne schrie.

Bei meinem zweiten Besuch Ende Oktober lief an einem Sonntagnachmittag das alltägliche Drama zwischen Mutter und Sohn, das sich bald aber zuspitzte. Frido quengelte bereits den ganzen Tag, am Montag Mittagskind sein zu dürfen. Manuela wehrte sich anfangs dagegen, ihn schon vor der Mittagsruhe nach Hause zu holen, denn hier störte er nur Samuels Schlaf und stahl uns die Stunden, die wir währenddessen allein für uns hatten. Nach dem Kaffeetrinken ging seine Sirene an, und er warf die Holzbauklötze so lange an die Decke, bis Samuel einen auf den Kopf bekam und heulte. Manuela brüllte Frido an, bis er sich beruhigt hatte. Dann versprach sie ihm, daß er anderntags Mittagskind sein könne, wenn er heute artig sei. Artig widmete er sich nun seinem kleinen Bruder, tollte mit ihm herum und ließ sich mit ihm auf die Matratzen am Boden fallen. Dabei kam er immer wieder wie aus Versehen auf dem Kleinen zu liegen, stieß ihn mit dem Knie, boxte und kniff ihn, bis er heulte.

Manuela tröstete Samuel und sagte scharf, das mit dem Mittagskind könne er vergessen und heute Nachmittag »Ronja Räubertochter« im Fernsehen ebenfalls.

Frido beruhigte sich erst, als er wenig später mit uns vereint »Ronja Räubertochter« ansah. Nach der halbstündigen Serie kam

ein Bericht über Seehunde, den er unbedingt sehen mußte, denn die von mir erdachte Geschichte von Robby, dem Seehundbaby, war derzeit seine Lieblingsstory. Manuela ging derweil nach unten, um Holz fürs Badefeuer zu hacken. Die Reportage war trotz des Meeres, das allenthalben über den Bildschirm wogte, sehr trocken.

Bald erstarb sein Interesse, und er lockte Samuel auf den Flur. Ich brüllte ihnen nach, sie sollten zurückkommen. Frido war es strikt verboten, seinem Bruder die Wohnungstür zu öffnen, denn die Treppe war für den Anderthalbjährigen ziemlich gefährlich. Frido tat, als hörte er es nicht, mein Giftzwergtoben, das aus dem Wohnzimmer hinter der Glotze hervorkam, und machte die Kinderschutztür zur Treppe auf. Dann hampelte er so lange auf den Stufen herum und sirente dabei, was sein Kehlköpfchen hergab, bis sich auch Samuel vorwagte.

Als ich es hart poltern und kurz darauf die Schmerzensschreie des Kleinen hörte, dachte ich, er sei schwer verletzt. Meine Befürchtungen schienen zu stimmen, denn wenig später drang ein Klagen von Manuela durch Treppenhaus und Flur, das Schlimmstes vermuten ließ. Gleich darauf regneten Hiebe und ihre übergeschnappte Stimme auf Frido herab. Bebend saß ich im Wohnzimmer und bangte, sie würde ihm etwas antun. Ich beruhigte mich etwas, als ich mitbekam, daß sich Samuel Stirn und Nase aufgeschlagen hatte, ein Arzt aber nicht nötig war. Frido bekam weiter Dresche, Gebrüll und Dauerfernsehverbot, verbunden mit nie mehr Mittagskind sein dürfen und zum Geburtstag kein Fahrrad, nicht einmal Schokolade, allerhöchstens den Arsch voll zu bekommen. Wenig später lag der Kain neben dem verwundeten Abel rotzblasig und schluchzend im Mutterarm. Manuela beteuerte ihm, daß sie das nicht gewollt habe, ihn so zu verhauen. Im Fernsehen lief »Alles Trick«, und er überzeugte sie gerade, ihn morgen sogar noch eher vom Kindergarten abzuholen und zum Mittagessen Eierkuchen mit Apfelmus zu machen.

»So ziehst du Frido zum Verbrecher heran«, düsterte ich von meinem Fernsehstandpunkt, den ich seit »Ronja Räubertochter« unverändert beibehalten hatte.

Manuela war beleidigt: »Was weißt du schon. Du hast ja keine Ahnung.«

»Fünf Kinder hab ich in der Wohngemeinschaft schon laufen und reden lernen sehen; und eine ganze Menge über Anarchie und Autorität gelesen und diskutiert. Summerhill in der DDR - ich wär der ideale Mann dafür. Mensch, ich werde doch wohl meinen Senf dazugeben können, wenn ich hier sitze und alles mitkriege.«

»Theorie! Gute Ratschläge kann ich mir alleine geben. Aber wenn es drauf ankommt, knallt bei mir die Sicherung durch, und ich verdresch ihn nach Strich und Faden. So hat es meine Mutter mit uns auch immer gemacht. Nur daß die uns hinterher nie gezeigt hat, daß es ihr leid tat. Sie tat immer so, als ob sie im Recht wäre. Und dabei war sie in Wahrheit nur hilflos. Ich zeige da lieber von vornherein meine Schwäche.«

Das hörte sich sympathisch an, aber es ließ mir immer noch keine Ruhe.

»Wenn Kinder verhaltensgestört sind, hat das mit den Eltern zu tun. Das ist eine Binsenwahrheit«, dozierte ich in ihr müdes Seufzen, das sich ihr blaß wie der tief inhalierte Karoqualm entrang, nachdem sie die Jungen ins Bett und endlich zur Ruhe gebracht hatte. »Frido ist so, weil er von dir zu viele falsche Orientierungen kriegt.«

»Frido ist so, weil ihn sein Vater oft grundlos schlug und wegen jedem Piep anbrüllte, wenn er schlecht drauf war. An anderen Tagen wieder erfüllte er ihm jeden Wunsch.«

»Und du machst nun weiter so. Wenn du ihn nach Brüllen und Schlägen in die Arme schließt, lernt er, daß er Zuwendung nur kriegt, wenn er dich zuvor zur Weißglut gebracht hat.«

Manuela weinte. Die Kippe, vom Speichel schon salzig durchweicht, schmurgelte braun zwischen ihren Fingern. Ihr toter Mann tyrannisiere sie in Frido weiter. Sie sei dem ausgesetzt. Der Junge schiene stärker als sie. Ich sagte ihr, daß sie nicht über Frido ausmachen könne, was mit dem Toten hätte erledigt werden müssen. Sie sei als die Erwachsene die Stärkere, und das brauche Frido auch, wie jedes fünfjährige Kind. Auf sein Durchdrehen weniger hart zu reagieren, dafür aber auch das Angedrohte mit Konsequenz auszuführen, wäre eine Technik, Frido und sich selbst zu schützen.

In den nächsten Tagen setzten wir es gemeinsam um. Wir hatten ausgemacht, daß es in der kommenden Woche, in der ich da war, zunächst mir oblag, Strafandrohungen zu machen, wenn Frido anfing, durchzudrehn. Manuela war es verboten, ihr pädagogisches Atomraketenpotential zu aktivieren. Sie war lediglich konventionelle Streitmacht, wenn es darum ging, ihn körperlich zu bremsen. Schläge, hatten wir ausgemacht, gab es nur mit Vorankündigung und nur kurz auf die Hände, um ihn aus seinen sirenigen Diabolitäten zu reißen.

Fast ebenso wie gegen das »Wiiiihjuuhwiiiihjuuh« des Kindes mußte ich anfangs gegen Manuelas Weißglut anschreien, damit sie sich dem Kinde gegenüber nicht vergaß. In den folgenden Wochen verfiel sie mitunter, wenn ich nicht da war, ihrem alten

Verhalten. Auch später hatte sie Extremsituationen weiterhin nicht im Griff. Aber es gab diese auch viel seltener, weil unsere Schutzmaßnahme für Frido fruchtete und er seiner Mutter erheblich weniger Weißglutgelegenheiten bot als bisher.

Es war wiederum Tante Hannes Haus, in welchem ich die Ersterfahrung des Verströmens machen durfte. Die Vierte ging ihrem Ende zu, und ich war in den Pfingstferien für ein verlängertes Wochenende zu Hause.

Bevor ich wieder nach Gotha verbracht wurde, sollte ich baden. Der Pfingstsonntag war sonnig. Wir waren bei Tante Hanne zum Kaffeetrinken und Fernsehen eingeladen. Da sie noch genügend Warmwasser hatte, wurde ich gleich hier gebadet. Das sei sowieso einfacher, meinte Mutter.

Der Haushalt ihrer Schwester wies neben einem Fernsehapparat, einem Gasherd und einer Küchenmaschine auch ein richtiges Bad auf - alles Dinge, zu denen wir es nicht gebracht hatten. Das allerdings grämte sie nicht sonderlich. Auf solchen Schnickschnack könne verzichtet werden, beteuerte sie gelegentlich. Doch einfach einmal so baden, ohne Wasser zu schleppen und auf dem Küchenherd in großen Pötten zu erhitzen, ohne die Zinkwanne aufzubauen, wohltemperiert zu füllen und danach mit Eimern und Schüsseln wieder leerzuschöpfen, das nahm sie gern in Anspruch.

Ich wollte zunächst nicht, denn im Fernsehen sollte »Am Fuß der blauen Berge« kommen. Aber ich mußte, sonst würde das Wasser kalt. Viel war es sowieso nicht. Es reichte mir gerade so zu den Hüften. Vater wusch mich und versuchte, mich zu trösten. Nur noch ein paar Wochen und die Sommerferien würden beginnen und zuvor ginge es ja noch ins Ferienlager. Dann ließ er mich allein im Bad, weil er im Schlafzimmer alles vorbereiten mußte, mich hinzulegen, abzutrocknen und anzuziehen.

Ich zog derweil meine Vorhaut zurück, um die Eichel ins Wasser zu hängen, wie Steinbrück es empfohlen hatte, und freute mich über meinen sich steifenden Schwanz. Weit zog ich die Haut zurück, so daß er trotz seiner Härte den Kopf neigen mußte. Sehr gut tat auch, die straffe Kuppe zu massieren, vor allem von unten.

Bald vergaß ich meine Sorge, daß mein Vater jeden Moment hereinkommen und mich aus dem Wasser holen könnte, ließ meine Überlegungen sein, daß es nichts helfen würde, diesen Schwengel unter den Händen zu verbergen. Ich war dem wonnigen Drängen ganz hingegeben. Immer schneller drückten und rubbelten meine Hände, drehten, schubsten und quetschten ihn. In meinen

Ohren begann es zu rauschen. Mein Atem ging schnell und tief. Es entstand so etwas wie ein Kribbeln und Jucken und weitete sich zu Größerem, noch nie Empfundenem. Von der Kuppe her lief es den Stamm hinab, kreiste in den Eiern und wellte von da in den Bauch und über den unteren Rücken. Dieses Gefühl spannte und steigerte sich unentwegt. Orangene Kringel begannen, sich sternendurchblitzt hinter meinen Augen zu drehen, in deren Mitte sich brandrote Punkte bildeten. Meine Schwanzwonnen schienen nicht nur meinen Körper zu durchziehen, sondern auch das Wasser, die Wanne, die Wandkacheln, selbst den Badeofen und das Klo. Heiß und hart stand mein Diddler in der lauen Seifenlauge und bäumte sich rhythmisch über die Wasserfläche hinaus. So bildete er die Mitte meines Leibes, eines Leibes, wie ich ihn sich hebend, bibberbebend und prickelig bis in die Finger- und Zehenspitzen zuvor noch nie erfahren hatte.

Plötzlich stürzte alles aus meinem Körper auf diese Mitte zu. Das war großartig, herrlich und zugleich grausam. Alle Spannungen und Ströme entwichen wie in einer Explosion, rasten knutternd ins graugrüne Badewasser.

Bald saß ich frierend und gedrückt in der halbvollen Wanne und versuchte vergeblich, die Vorhaut wieder über die geschwollene Eichel zu ziehen. Mein Vater kam herein und entschuldigte sich. Er habe ferngesehen, solang Mutter von Zuhause neue Sachen für mich geholt hatte.

Am Pfingstmontag versuchte ich, es zu wiederholen, als ich abends in meinem Bett im Jungensaal saß. Doch es mißlang mir. Ingolf erzählte, er habe damit Erfolge erzielt, die Haut zu reiben. Erst als wir drei Wochen später im Ferienlager waren, begriff ich, daß er nicht die Sackhaut gemeint hatte, die ich bisher verbissen gerieben hatte, sondern die Vorhaut.

Jeden Morgen weckte mich mein praller Schwanz lange vorm Aufstehen. Es kostete mich einige Mühe, meine Hand im Liegen soweit vorzuschieben, daß ich meine Sackhaut zwischen Daumen und Zeigefinger reiben konnte. Das kribbelte ein wenig, doch auf Dauer war es uninteressant. Da spielte ich mir lieber wieder an der Latte. Allerdings hibbelte und schlenkerte ich dabei das erste Mal so sehr herum, daß Herr Christoph, der im Doppelstockbett über mir schlief, davon in seinem Schlaf gestört wurde.

»Nimm die Hand da weg!« schnauzte er mich an.

Ich war so erschrocken darüber, daß mir alles Blut aus dem Schwengel entwich. Erst nach Tagen wagte ich wieder einige Exkursionen zu früher Stunde. Bald überschüttete es meine Hände heiß und klebrig. Von nun an tat ich es täglich.

Das konnte erst geschehen, nachdem Steinbrück mich durchgerissen hatte.

Nach den Weihnachtsferien in der Vierten bekamen wir blaue und gelbe Tabletten sowie einen seltsam bitterscharfen Zucker verabreicht und wurden des öfteren von Dömling und Stohner untersucht. Deren Hauptaugenmerk schien sich dabei zwischen unsere Beine zu richten. Auch unsere Blicke wandten sich nun häufiger dahin. Uwe meinte, wir müßten für die die Versuchskaninchen spielen, und es sollte mit uns ausprobiert werden, ob uns diese Medizin schneller zu Männern machen würde. Dömling wolle erfahren, wie unsere Muskeln auf vorschnelles Wachstum reagierten. Wir erzählten das Heidi und dem Füchschen. Die lachten und sagten, wir würden spinnen. So etwas dürfe gar nicht sein. Jedenfalls wuchsen bis Ostern unsere Pimmel und in ihrem Umkreis wagten sich den Frühblühern gleich die ersten Härchen hervor.

Ich hatte nichts dagegen, tiefstimmig und behaart den Großen nachzukommen, und schluckte eifrig meine Medikamente. Allerdings war mein Schwanz noch einer der kleinsten.

Uwe erzählte eines Nachmittags, er habe eine Riesenschlange mit lila Kopf in einem Dschungel gesehen; und zwar, als er an Falks Bett vorbeigefahren sei und dieser grad unten rum gewaschen wurde. Meine Schlange zeigte nie ihren Kopf. Wenn sie sich manchmal streckte, tat es sogar weh. Wahrscheinlich blieb sie deshalb so kurz.

Eines Sonnabends beim Baden fuhr mir Steinbrück heftiger als sonst mit dem Lappen zwischen die Beine. Er versuchte, meine Vorhaut zurückzuziehen, was ihm aber nicht gelang und mir ein gepeinigtes Wimmern abverlangte.

Auf dem Abtrockentisch versuchte er es noch einmal vergeblich.

Dann sagte er mir in mein Angstgesicht: »Wenn das die Erika mitkriegt, oder sogar die Ärzte, kommst du unters Messer. Aber laß mal: Ich mach das schon.«

In einer der nächsten Mittagsruhen kam er an mein Bett. Er war bereits außer Dienst, hatte das weiße Geschürz gegen einen braunkarierten Straßenanzug getauscht. In den gummibeschuhten Händen trug er eine Nierenschale mit gelber Desinfektionslösung.

»Das tut jetzt kurz mal weh«, warnte er mich. »Aber schrei nicht, sonst laß ich's, und du mußt ins Krankenhaus.«

Zunächst hängte er meinen Schwanz in die Lösung. Seine holperhornigen Finger drückten ihn behutsam in die kühle Nierenschale. Das war sogar irgendwie schön. Genießen konnte ich es

jedoch nicht, wartete ich doch verkniffen auf den angekündigten Schmerz.

»Noch ist ja gar nichts«, spöttelte er. »Also mach nicht so ein Gesicht.«

Dann riß er unvermittelt mit beiden Händen meine Vorhaut zurück, versuchte, mit aller Gewalt seiner harten Fingerkuppen meine Eichel aus der Enge zu treiben. Es brannte und zog scharf. Er schien es nicht zu schaffen, die Umschließung zu durchbrechen.

»So - das blutet jetzt ein bißchen. Aber bald ist alles geheilt. Du mußt die Haut nun oft zurückziehen, auch wenn's erst noch weh tut.«

Steinbrück ging. Das Brennen ließ bereits nach, als ich ihn im Hof sein Moped antreten hörte.

»Wie lang bist du immer zu Besuch geblieben?« fragt Kulle.

»Meistens zehn, höchstens vierzehn Tage«, antworte ich. »Wenn es nach Manuela gegangen wäre, hätte ich noch bleiben können, aber länger hielt ich es nicht aus. Dann mußte ich raus aus der Bude, wollte andere Leute sehen, vor allem die von der Wohngemeinschaft, und frische Luft atmen.«

»Hat's sie denn nie angekotzt, daß du voll auf sie angewiesen warst? Da kriege ich ja manchmal schon Schwierigkeiten, wenn wir unterwegs sind, und ich habe nicht noch zwei Kinder am Hals.«

»Nein. Sie trug mich aufs Scheißhaus, hob mich ins Bett, bukkelte mich gar in die Wanne, kochte, schrubbte, kaufte ein.«

Nur einmal, da hatte sie den ganzen Tag Kohlen geschleppt. Achtzig Zentner, die Jahresration, waren ihr auf die Straße vors Tor geschüttet worden. Lieferungen in Säcken, die in den Keller gekippt wurden, gabs ja nur gegen Westgeld. Neben der Knochenarbeit mußte sie noch darauf achten, daß die Kinder nicht auf die Straße liefen. Also jedesmal zwei Eimer voll Kohlen machen, am Hoftor abstellen, das Tor entriegeln, die Eimer hineinstellen, Tor zu, den Riegel wieder vorschieben und weiter zum Kohlenschuppen. Zwischendurch mal schnell den heulenden Samuel getröstet oder nach oben zu mir geschaut, ob ich was brauche. Abends dann noch Badefeuer machen, denn nicht nur Manuela war schwarz und durchgefroren, sondern auch die Kinder. Die nervten obendrein mit Durchdrehen und Heulen. Verschnupft und fiebrig fiel sie ins Bett, nachdem sie mich hingelegt hatte.

Als ich gerade eingeschlafen war, erwachte ich wieder, weil ich Durchfall bekommen hatte. Manuela mußte also erneut raus und mich aufs Klo schleppen. Sie weinte, beschimpfte mich und ließ es mich merken in widerwilligen und groben Griffen.

Am anderen Tag war sie erkältet. Doch als ich daheim anrufen wollte, damit sie mich vorzeitig abholten, bat sie mich, zu bleiben. So krank wäre sie nicht. Ich sei ihr wirklich nicht zuviel. Sie brauche mich.

Wenn ich aus dem Wohnzimmerfenster schaute, sah ich über die Straße ins Nachbargrundstück. Neben dem rege fließenden Verkehr zogen dort Gänse in langen weißen Reihen vom Teich zur Fütterung und wieder zurück zum Wasser. Hinter dem Grundstück war durch die kahlen Obstbaumzweige eine weitere Straße zu erkennen, die auf der dem Bauerngarten gegenüberliegenden Seite Einfamilienhäuser säumten. Der Blick aus dem Küchenfenster zeigte einen Sandweg, zwischen Zäunen, Garagen und kleinen Scheunen, der aufs freie Feld lief und am Horizont den dicken dunklen Strich des nahen Waldes traf. Ihn wäre ich zu gern entlanggefahren, im Herbst auf der Suche nach Pilzen und Beeren, erdig duftend wie sie kein Laden der Welt verkaufte, im Winter den Kindern Pflanzen zeigen und den Blick für die Beobachtung von Wild und Vögeln schulen. Vor allem, wenn die Dächer, die meine Ausblicke einrahmten und zum Teil verbauten, weiß waren und Frido mit einer roten Rodelnase nach Hause kam, fühlte ich mich gefangen.

Kulle atmet schwer und hörbar aus: »Warum ist sie nicht zu dir zu Besuch gekommen? Da hättet ihr doch viele Probleme gar nicht erst gehabt.«

»Den Sommer über hat sie das ja gemacht. Doch wenn es kalt war, brauchte sie die Wärme des Eigenen, wie sie sagte. Für Frido war auch der Kindergarten wichtig. Den durfte er nicht unentwegt die Hälfte des Monats schwänzen.«

» Ihr seid jenauso lange jetrennt wie Cordula und icke«, sagt Kulle. »Det letzte Frühjahr muß so wat an sich jehabt haben. Sieh mal: Rita und Tom und in Erfurt Viola und Lars ja schließlich ooch noch.«

Sein Berlinerisch legt er auf, um Verlegenheiten zu verstecken.

»Und beede lebn wa trotzdem noch mit unsre Anjebetete unta een Dach. - Haste noch Hoffnung?«

Ich schüttele den Kopf.

Vor einer Woche hat Cordula ihren gemeinsamen Sohn entbunden. Doch sie ist längst wieder mit Bernd zusammen, dem Vater ihrer Tochter. Im Herbst vor einem Jahr hatten sich Cordula und Bernd getrennt. Nach der Geburt ihrer Tochter zeigte sich Bernd unfähig, auf die veränderte Situation einzugehen. Er fühlte sich überfordert und benachteiligt, konnte aber nicht darüber reden. Deshalb verfiel er in pubertäres Gehabe: »Weiber sind blöd!«,

verweigerte der Wohngemeinschaft das Kochen und Saubermachen, soff und entzog sich. Cordula heulte viel und wollte ausziehen. Als Kulle uns besuchte, verliebten sich beide. Sofort ließ er den Bo'hof ein frommes Haus sein und kam zu uns in die Wohngemeinschaft; nicht nur Cordulas wegen, sondern auch, weil die Arbeit bei der Diakonie sehr wenig mit dem zu tun hatte, was er davon erwartete.

»Ich bin froh, wenn Cordula einen neuen Freund hat«, meinte Bernd damals.

Gleichzeitig begann er, wieder Arbeiten im Haushalt zu übernehmen, beschäftigte sich mit seiner Tochter und redete wieder mit deren Mutter.

»Ich glaube, Cordula ist wieder mit Bernd zusammen«, hatte Manuela zu mir gesagt, als ich an einem Abend Ende März von einer Veranstaltung aus Leipzig zurückkam.

Niemand war da gewesen, mich ins Bett zu bringen, außer Kulle und sie. Die anderen waren zum Tanz oder bereits im Bett. Kulle hatte getrunken, und wir bekamen Streit miteinander, weil ich mich weigerte, mich von einem Besoffenen ins Bett bringen zu lassen, und sie nicht einsah, daß alles wieder an ihr hängen blieb.

Wenig später schliefen auch Manuela und ich getrennt.

Meine letzte Hoffnung verlor ich Anfang des Sommers, als ich eine Einladung nach Belgien bekam. Zuerst hatte ich Manuela gefragt, ob sie mit mir fahren wolle. Es wäre die Gelegenheit gewesen, weil ich als Behinderter seit kurzem Begleiter meiner Wahl mit in den Westen nehmen konnte; zwar auch nur Leute, die Kinder hatten oder Häuser, die also zurückkamen. Aber Manuela wäre dafür ideal gewesen, und ich hätte ihr gern die Freude gemacht - mir auch; wäre gern einem Hoffnungsfünkchen nachgeeilt und hätte es möglicherweise mit ihr zusammen wieder zum Feuer entfacht.

Doch alles Bitten und Überreden fruchtete nicht. Sie blockte und schob die Kinder vor. Rita, Kulle und auch Cordula boten ihr an, sich um sie zu kümmern. Nein, das sei ihr nichts, meinte Manuela, die Kinder bräuchten sie selbst. Immerhin wolle sie ja auch deshalb weg von Hartroda, weil die Kinder hier so schlecht zurechtkämen.

Rita lebte seit einem Jahr in der Wohngemeinschaft, und ihre Kinder hatten keine Schwierigkeiten mit anderen Bezugspersonen. Zudem war sie eine schöne Frau, deren Beziehung zu Tom ebenfalls gerade in die Brüche gegangen war. Eine Urlaubsromanze ohne groß etwas danach als die bisherige Freundschaft, das würde mich vielleicht erlösen, würde mir einiges an Selbstannahme und Vertrauen zurückgeben. Schließlich würden viele

Trennungen derart vorangetrieben und versüßt. Also fragte ich sie.

Manuela nahm es mir lange übel, vor allem als Rita tatsächlich ihren Paß bekam.

»Hast du noch Hoffnung?« frage ich Kulle.

Er hält im Lauf inne. Ich höre hinter mir seine Hände an die Schenkel fallen, die er zuvor in einer ratlosen Geste gehoben haben muß.

»Weeß nich«, murmelt er. »Cordula und Bernd vastehn sich, gloob ick. Da jibts keen Rankomm'n. Andrerseits - Bernd zeigt so wenig Jefühl. Manchmal, wenn Cordula so richtig frustig ist deshalb, krieg ick wieda Hoffnung. Is Quatsch - ick weeß.«

»Warum bist du noch bei uns?« bohre ich. »Was hält dich in der Wohngemeinschaft? Wirklich Cordula? Die schneidet dich doch, wo sie kann.«

»Ick bin ihr eben im Weg; schlechtes Gewissen oder so. Vor allem jetzt, wo unsa Jör da is. Irgendwie würd ick trotzdem gern bleiben; vielleicht jar nich wegen ihr, sondern wegen der Wohngemeinschaft.«

Ich mag ihn sehr und freue mich über jeden Tag, den er länger bei uns bleibt. Trotzdem bin ich skeptisch.

»In Berlin ist es jetzt auch interessanter als vor drei Jahren, wo du dort weg bist«, stochere ich weiter.

»Da werd ick wohl ooch wieda hinjehn«, entgegnet er kleinlaut. »Hab jetzt einfach nur die Schwangerschaft über abjewartet, ob sich wat in meine Richtung tut. Und wenn et den Winta so weiterjeht wie det vajangne halbe Jahr, denn hau ick im Frühjahr ab. Det Vanünftigste isset.«

»Leider«, sage ich.

Er setzt uns wieder in Bewegung und verfällt in einen straffen Schritt.

»Dat Beschissne is nur«, ruft er laut, »daß sich irjenwat in mir jetan hat, was mich nich weg läßt - noch nich. Es tut mir imma noch weh, wenn ick die beeden seh. Ick heul sojar manchmal, wenn Cordula mir blöd kommt. Et is mir klar, daß et den Anschein hat, als klebt ick ihr viehisch am Arsch. Und ick weeß, daß mir Dranbleiben nischt bringt. Irjendwas muß in mir aba noch zuschnappn oda aufjehn oda wat, bevor ick wirklich weg kann.«

Mit mir ist es da anders. Ich weiß, daß es mir besser gehen wird, sobald Manuela ausgezogen ist oder für mich etwas mit einer anderen Frau beginnt. Aber wahrscheinlich ist der Weg für etwas Neues erst frei, wenn Manuela mich durch ihre Gegenwart nicht immer wieder für sich einnimmt.

»Ich würde wirklich eine Prinzessin benötigen, die mich erlöst«, sage ich. »Eine, die einfach mal mit mir flirten will.«

»Was war mit Prinzessin Rita?« hakt Kulle ein. »Warum hat's mit der nicht geklappt in Belgien?«

»Tja«, erkläre ich, »sie hätte sich, denk ich, tatsächlich von jedem halbwegs interessanten Typen bestricken lassen. Doch auf mich als Mann hat sie nicht reagiert. Ein krummes Kreuz, schlaffe Muskeln, dicke Füße - da bleiben die meisten lieber in den geistigen Bereichen hängen. Mein Körper ist dann reduziert auf Handhabbares wie Arsch abwischen, Haare waschen, Rollstuhl schieben.«

Kulle winkt ab: »Mit jeder ins Bett können:Denk nicht, daß es das ist. Vor Cordula hab ick die Freundinnen jewechselt wie de Hemden. Doch nu seh ick keine mehr an. Ick muß erst mal verstehen, wat mit mir los ist. Mit jedem Wochenendfick aber habe ich den Eindruck, ich verbaue mir die ohnehin schon jeringe Sicht noch mehr.«

Kulle ist acht Jahre jünger als ich. Hochgewachsen mit großen klaren Braunaugen und langen Locken; um sein weibliches Gesicht begehren ihn Frauen und Männer von zwölf aufwärts. Trotzdem sitzt er fest, vielleicht sogar fester als ich. Mir scheint, daß ich nicht weiter komme, weil ich zu weit abseits allgemeiner körperlicher Parameter und erotischer Ideale liege, und er ist gebannt, weil er dem zu sehr entspricht. Oder lassen sich hinterm Augenschein, nach dem er in die Nähe eines griechischen Gottes gerät, ich in die eines wendischen Kobolds, andere Gründe finden, sich ähnelnde, gemeinsame?

Wir sind auf dem Markt angelangt, vorbei an der Orangerie und dem zehnstöckigen Klotz, der isoliert in der Altbausubstanz der Innenstadt steht und uns im Heimatkundeunterricht als moderne und vor allem sozialistische Errungenschaft gepriesen wurde.

In der Nähe drängen sich Leute vor einem Imbißwagen. Hinter ihnen trippeln graue Tauben und suchen hektisch Essensreste. Lauter Kartoffelraritäten gibts hier: Pommes, Chips, Puffer.

»Sonst kriegste am Imbiß nur Bockwurst, Fischsemmel oder Grillette«, schwärme ich. »Aber es geht eben auch anders. Ist bestimmt privat.«

Kulle warnt mich vor dem Wagen. Er sei tatsächlich privat, aber schmecken tät's trotzdem nicht. Ich höre nicht auf ihn. Sich in Essensfragen nach ihm zu richten, heißt auf rohe oder halbgare Gemüsestrünke in viel ungewürztem Wasser zu stoßen. Derartiges serviert er uns wöchentlich, wenn er in Hartroda die Küche

machen muß, eine Art biologische Vollwertkost à la socialisme du réalité. Die Dinge könnten so ihren Eigengeschmack entfalten, und seine Mutter habe auch so gekocht.

Er muß mir einen Tee und für zwei fünfzig eine große Portion Pommes mit Ketchup holen. Der Tee schmeckt nach dem gewachsten Papierbecher, in dem er kredenzt wird. Die Pommes sind versalzen und schlimmer als die, die ich mittlerweile an westlichen Imbißbuden meide. Ost-Pommes werden aus frischen Kartoffeln gemacht. Knusprig und golden fettig zerschmelzen sie im Mund. DDR-Bürger schätzen sie als Köstlichkeit. Jedoch bekommen sie die auf der Straße kaum zu kaufen. Die hier enttäuschen mich. Fertigkost, ledrig bis holzig und unten zermatscht.

»Es wird aufgegessen«, triumphiert Kulle. »Bei mein'n Ollen mußte imma uffjejessen werden.«

»Bei meinen nie«, sage ich. »Bei uns ging's immer danach, ob's schmeckt. Um so schlimmer war's dann im Heim. Ich kann deshalb noch immer nicht essen, was mir nicht schmeckt, auch nicht aus Höflichkeit.«

Kulle kostet von meinem Essen, verzieht sein Gesicht, faßt sich mit weit heraushängender Zunge an den Hals, hustet, röchelt und stürzt der Länge lang aufs Pflaster hin, daß die Tauben empört aufstieben. Pflichtbewußt hat er im Niederbrechen noch die Pommestüte in den Abfallkorb plumpsen lassen. Nun liegt er da und zuckt agonisch mit den Gliedern. Die Anstehenden haben sich erschrocken nach ihm umgedreht. Ein alter Mann, der bisher abseits stand und aß, kommt aufgeregt auf uns zu. Kulle setzt sich ruckartig auf.

»Die Pommes sind ja tödlich!« brüllt er, steht auf und zündet sich eine Zigarette an.

Die am Wagen anstehen, drehen sich vergnatzt wieder weg und zeigen uns ihre kalten Schultern und Profile. Der Alte grinst und nimmt die *Karo*, die Kulle ihm anbietet. Es könnte Steinbrück sein, gedrungen, schelmisch und noch immer behende. Auch Schirmmütze, grobkarierter Straßenanzug und Halbstiefel würden zu ihm passen.

Ich will nicht fragen: »Sind Sie Rudolf Steinbrück?«

Also erzähle ich Kulle laut vom Essen im Heim: Wie ich einmal in der Woche Safttag hatte, damit ich nicht zu schwer würde. An diesem Tag galt ich als Verbrecher, wenn ich etwas aß. Und alles von zu Hause war ebenfalls ein Verbrechen in den Augen der Schwestern: Hühnerkeulen, Fisch, Süßigkeiten vor allem. Das alles mußten sie in Form meines Leibes heben.

»Hat dich deine Mutter mit Pralinen vollgestopft wie eine Gans«, meinte die dunkle Brigitte einmal zu mir.

Die Pralinenschachteln oder gar Schinken, die von elterlicher Seite den Schwestern überreicht wurden, bekamen hingegen in unserer Gegenwart viel Lob. So war der brave Sven der Liebling. Seine Eltern waren die einzigen, die sich zu regelmäßigen Delikateßspenden an die Schwesternschaft hinreißen ließen.

So verhaßt jedes Gramm meines Körpers dem Pflegepersonal war, außerhalb der Safttage mußte ich aufessen, was mir vorgesetzt wurde; meistens Sachen, die mich anwiderten: Kümmelquark, dicke Senfsoße oder Kohlrübensuppe mit fettem Fleisch. Oft wurde ich stundenlang vor dem Teller sitzen gelassen, und manchmal kriegte ich es mit Gewalt reingelöffelt: Nase zugehalten und bei jedem Luftschnappen einen Ekelbissen, bis ich kotzte. Und wenn die Schwester besonders wütend war, machte sie auch dann noch weiter und ich mußte Kotze fressen.

»Sauerei«, murmelt der Alte. »Trotzdem, nach'm Krieg hatten wir gar nichts. Das Kind hätt ich sehen wollen, dem es da mit Gewalt reingelöffelt werden mußte. Und wollen wir hoffen, daß es nicht wieder dahin kommt. Jetzt kann ja keiner mehr wissen, wie's wird.«

Ich frage ihn, ob er ein Lokal kennt, das wir ohne große Schwierigkeiten erreichen können und bei dem halbwegs sicher ist, daß es schmeckt. Es gibt eins, unweit von hier beim Rathaus, nur zwei Stufen hoch.

Es geht steil bergauf. Kulle stemmt mich voran. Einmal rutscht er auf einer vereisten Stelle auf dem Pflaster aus, kann aber noch im letzten Augenblick Halt finden, wobei er sich mit seinem ganzen Gewicht auf meinen Schiebegriffen abstützen muß. Der Rollstuhl schnellt mit den Vorderrädern hoch. Ich bin erschrocken. Fast wäre ich hinten rüber gekippt. Das Herz schlägt mir bis in den Hals, und in den Lenden zieht der Schreck schmerzende Kreise.

»Na, zum Glück sind wir gleich da«, keucht Kulle.

Ich spüre über den Rollstuhl wie er zittert. Normalerweise kann er mich ohne Probleme über drei bis vier Stufen bringen, indem er mich auf den Hinterrädern ankippt und mich rückwärts hochzieht. Jetzt, bei den Eingangsstufen zur Gaststätte, wäre mir lieber, jemand würde uns tragen helfen. Beide sind wir durch den Faststurz aus unserer Sicherheit gekippt. Doch der Platz ist leer. Nur zwei alten Frauen kriechen grau durch den Nebel.

»Keine Angst! Das packen wir.«

Mit zweimal sanftem radrundem Rucken hebt er mich hinauf. Im letzten Moment verliert er den sicheren Stand doch noch und findet ihn nur hektisch trampelnd wieder.

»Da kann einem ja der Appetit vergehen«, gnatze ich.

»Quatsch!« sagt Kulle. »Dem Tod um Haaresbreite entronnen, schmeckt's erst richtig.«

Das Lokal ist leer. Durch die gelben Fensterscheiben funzelt der dunstige Wintermittag. Nur über einigen Tischen brennen die Lampen. Der größte Teil liegt im Halbdunkel.

Mir schwant nichts Gutes: Das würde jetzt noch passen: geschlossen.

Doch da kommt bereits eine Kellnerin und geleitet uns zu einem Tisch.

»Wo sind all die Gäste?« will ich wissen.

»Die essen in Essen«, meint Kulle.

Die Kellnerin lacht und ihre Augen strahlen für ihn. Ich bestelle Sauerbraten, er Klöße, Rotkraut und Salat ohne jegliches Fleisch; nein, auch keine Soße. Gern wird sie seinen Vegetarierwünschen nachkommen. Vielleicht noch ein paar Rahmchampignons?

»Im Bo'hof gibts welche«, erzählt er während er sich schneuzt und die Hände warm reibt, »die bleiben bei solchem Wetter einfach im Bett. Auch sonst scheinen sie nur widerwillig aufzustehen. Die sind fertig mit sich und der Welt.«

Ich entsinne mich meiner Schulzeit in Gotha. Auch ich schätzte es die ganzen Jahre, nicht aufstehen zu müssen, war froh, von den Schwestern in Ruhe gelassen zu werden, den groben Griffen ihrer Hände zu entgehen.

Wir wurden oft in den Betten gelassen: Von Samstagmittag bis Montagfrüh auf jeden Fall. Wer am Sonntag besucht wurde, konnte von den Eltern herausgeholt werden. Voraussetzung war allerdings, daß die Eltern ihr Kind auch wieder hinlegten und auszogen, bevor sie gingen. Die Schwestern hatten sonntags von sieben bis sieben Dienst, und da wollten sie uns nicht noch kleiden und heben müssen.

Nur Thea war da anders. Die holte uns sonntags alle aus den Betten. Bald mußte sie gehen.

»Die anderen haben sie rausgeekelt«, sagten wir. »Die hatten Angst, mehr arbeiten zu müssen, wenn sie bleibt.«

Einige munkelten, Thea hätte sich aufgehängt.

Einmal kam meine Mutter nur deshalb nach Gotha, um mich aus dem Bett zu holen. Maria hatte Lungenentzündung, und da wollte sie sie nicht lang allein lassen. Aber es war der erste schöne Maitag, und den sollte ich nicht im Bett verbringen. So ließ sie sich von Onkel Hermann die hundert Kilometer von Kamsdorf nach Gotha fahren, zog mich an, stellte mich in die Sonne am

Fahnenmast und stieg wieder in den hellblauen Trabant, um bald wieder hundert Kilometer entfernt bei meiner hustenden Schwester sein zu können.

So stand ich auf dem leeren Hof. Über mir blähte sich leer der Himmel.

Die Vögel lärmten: »Pinkepink tulijuh quärrquärr pinkepink ziuziu jäh kuckuck tillipteziuzieh kuckuck.«

Doch füllten auch sie nicht die Leere der klaren Sonntagsluft, die die grünen Wipfel leicht schaukelte und leuchtende Insekten trug. Das versunkene Wiegen der Bäume und die Vogelliederbänder, die sich schallend und schmetternd zwischen den Stämmen wanden, umwoben mich, bis kaum etwas von mir übrig blieb als Starren, Müdigkeit und das Gefühl, übermäßig abstehende Ohren und Sommersprossen zu haben.

Vor mir stand dunkel gegen die Sonne die breite Nordfront des Hauses. Dahinter wußte ich die am Hügelfuß beginnende Ebene, die in der Ferne blau von den Bergen des Thüringer Waldes begrenzt war. Ansonsten schloß sich um mich die Hofmauer, über die die Arme des Waldes ragten, der rechts von mir nach wenigen hundert Metern in die Vorstadt überging, die wiederum in Straßen, Häuserzeilen, Fabriken, Schienen. Ich stand im harten Licht. Vor mir dehnten sich die Felder bis an die fernen Berge. Rechts breitete sich die Stadt aus. Links und hinter mir Wald, danach wieder Felder, Wiesen, Dörfer. Ich in der Mitte der Fremde unterm weißen Fahnenmast, der stur in die Himmelshöhe stach.

Ab und an überquerten Besuchereltern den Hof vom Tor her, rissen meine Augen kurzzeitig aus dem Vorsichhinstieren und entflochten mein Hören aus dem Teppich von Vogelträllern und Wipfelgewisper, taten mir weh, weil ihr Anblick mir sagte, daß mein Besuch zur Ankommenszeit bereits wieder gegangen war. Meist hatten die Eltern eine verkniffene Verlegenheit in den Gesichtern. Ihren Schritten war abzuspüren, daß sie unsicher waren. Einige zogen die Schultern hoch. Wenn sie dann mit ihren Kindern zurückkamen, leuchtete über ihre Hemmungen die Freude hinweg.

Schließlich entdeckte mich die blonde Erika und fragte, ob ich zu Mittag essen wolle oder mit meinem Besuch in die Gaststätte ginge. Sie schnaubte vor Wut, als sie erfuhr, daß meine Mutter bereits weg war. Sofort mußte ich wieder ins Bett.

Im großen Schlafsaal waren die Vorhänge zugezogen, weil die Sonne sonst das Fernsehen unmöglich gemacht hätte. Von den zwanzig Jungs hatten etwa fünf keinen Besuch. Wir sahen Meister Nadelöhrs Märchenstunde, dann »Wünsch dir was« mit Irmgard Düren. Als die Sportsendung begann, waren wir schon zehn,

weil einige Eltern bereits vor dem Ende der Besuchszeit zu den Zügen mußten. Und zum Abendbrot saßen wir wieder vollständig in den Betten.

Ich hatte den Nachmittag damit verbracht, das neuste Mosaik mit den Diggedags durchzulesen. Das war noch vor Meister Nadelöhr. Dann ließ ich mir das Nachttischschubfach geben und ordnete meine Schätze. Das Geld kam in die Blechschachtel hinter die Buntstifte. Die Garnrolle versteckte ich unter dem Pionierhalstuch, das ich mit etwas Shampoo bespritzte, damit es gut riecht. Die Schokolade aß ich auf. Sie war schon von voriger Woche und schmeckte nach Shampoo. Den Kamm säuberte ich gründlich mit Spucke. Danach spielte ich mit den beiden Waschlappen Delphin, weil ich Irmgard Düren langweilig fand. Dabei fraß ich anstelle der Waschlappendelphine die Plastetüte mit den sauren Fischen leer, dir mir meine Mutter mitgebracht hatte.

Meist rannen die Bettzeiten träge durch die Säle. Ihre Gerüche setzten sich aus dem Desinfektionsmittel zusammen, mit dem die Böden gewischt wurden, und unseren Dünsten, die beschwert waren von den Spuren der Abtopfens. Diesen süßlich beißenden Gestank nahm ich aber nur wahr, wenn ich von draußen ins Haus kam. In den Räumen war nach kurzer Zeit des Atmens im Mief nichts mehr zu riechen. Die Bettzeiten rochen nach Langeweile und seit der Vierten nach dem erwachenden Moschus meines Geschlechts. Das entdeckte und genoß ich in den tröpfelnden Stunden zwischen angegrauten Bezügen, in denen die Worte »Gesundheitswesen des Kreises Gotha« eingewirkt waren. Sie rochen nach Sicherheit, denn es waren Zeiten, in denen keine Erzieher herumschnauzten und die vor allem frei waren von der Angst vor verrenkten Beinen durch grobes Anfassen oder falsches Heben.

Schlimmer noch als die alltäglichen Ängste waren die vorm Hallenbad, in das uns im Zweiwochentakt ein Bus karrte. Beim minutenschnellen Verladen von mehr als dreißig Kindern wurde keine Rücksicht auf Wehwehchen genommen. Wehwehchen - wie die Schwestern sich ausdrückten -, das waren stechende Schmerzen in Knöchel oder Knie, die zehn Tage und länger anhielten und jede Bewegung, jede kleine Erschütterung zur Qual machten.

Ich täuschte Übelkeit vor, um nicht mit zum Schwimmen zu müssen, fraß am Tag zuvor sogar tubenweise Zahnpasta, als ich hörte, daß es Fieber hervorruft, um an Schwimmnachmittagen im Bett bleiben zu können. Hier gehörte ich noch am ehesten mir selbst.

Nach dem Essen gehen wir zurück zum Bahnhof. Von dort aus schlagen wir die Richtung zum Seeberg ein. Die Bäume sind mit Reif bezuckert. In der ganzen Stadt riecht es nach Kohlengas. Ich klappere vor Kälte mit den Zähnen, als uns der Wind anspringt, der in breiter Front durch den Viadukt in die Stadt einfällt.

»Meine Schulzeit über war ich in der Fremde«, sage ich. »Nicht auf Abenteuer, sondern so richtig klein und allein.«

Kulle erzählt: »Ich war immer zu Hause, mußte nie die Eltern entbehren. Trotzdem war es die Hölle. Was hat uns Vaddern verkloppt! Kloppe und Brüllen: Damit konnte er Gefühle zeigen. Manchmal irgendwelche Lobesworte. Die klangen wie ausm Lehrbuch für sozialistische Menschenführung. Mein Bruder und icke gaben ihm aber kaum Gelegenheit, sie herunterzuspulen; Gelegenheiten zum Verkloppen aber täglich. Der ist nicht für umsonst Bulle geworden. Aus dem Abstrafen machte er ein Zeremoniell, das ihm Freude zu bereiten schien. Irgendwie paßte es ihm nicht, seine Hände direkt dazu zu benutzen. Nur wenn er echt in Rage war, gab's mit der Hand ins Jesicht. Sonst spielte dabei das Dienstkoppel die Hauptrolle, wie 'n heilijes Instrument. Ne Drei in Betragen - 'ne Naht damit aufn Hosenboden; 'ne Vier - 'ne Tracht aufn Nackten; und bei 'ner Fünf - siehe unter Vier, nur diesmal mit Schnalle. Nicht heulen war für mich das Wichtigste. Manchmal hab ich geblutet. Aber ihm gezeigt, daß es mir weh tut, hab ich nicht. Muddern hat immer versucht, uns vor dem Schlimmsten zu bewahren. Manchmal stellte sie sich zaghaft auf unsere Seite. Aber dann nölte er ihr bißchen Solidarität mit Schlagworten wie sozialistisches Menschenbild, Disziplin und Leistung kaputt. Dagegen war sie machtlos. Das waren ihre Ideale.«

Nikolaitschek nannten wir Niko Eierschecke. Unsere Mütter kreierten einen solchen Kuchenbelag. Mehr als zu derartigen Backkünsten schien uns dieses Wort zu ihm zu passen, denn er war Athetotiker und eierte deshalb beim Laufen unentwegt herum. Auch sonst waren Kopf, Augen und Hände ständig in elliptischen Bewegungen. Selbst seine Sprache eierte durch die verschiedensten Tonlagen. Er war nicht sonderlich beliebt, weil er aus unseren Schultaschen und Nachtschränken klaute, log, petzte und beim Balgen biß.

An einem Elternsprechsonntag - ich saß gerade im Kasino, weil meine Mutter bei Frau Adomeit auf dem Arztflur war und ich auf sie wartete - kam Niko Eierschecke mit seinem Vater am Arm herein. Sein Vater war ein Athlet. Eine seiner Pranken hatte sich um Niko Eierscheckes Arm geschlossen. Mit hochrotem Gesicht

und verkniffenen, nach unten gewölbten Lippen und Augen schleifte er den mißratenen Sohn hinter sich her. Der zappelte, holperte und eierte gegen den Vater an, ohne daß der es überhaupt mitzukriegen schien. Der Vater durchquerte den Raum. Zwei Kinderstühlchen aus der Sitzecke der Küken kippten, weil der Sohn mit der Rechten sich an allem Erreichbaren festzuhalten suchte und um sich trat. Dann knallte die Schulzimmertür und beide waren dahinter verschwunden. Kurz darauf knallte es noch einmal. Das Schulzimmer war eines der wenigen im Haus mit einer Doppeltür. Nur das Arztzimmer hatte noch eine.

Alles war nun still. Leise hörte ich den murmelnden Singsang der Eltern und Lehrer vom Arztflur her.

Dann erfüllte die Stimme des Vaters die Lüfte: »Willst du weiter so ungehorsam sein?«

Mehrmals klatschte es und Niko Eierschecke krietschte laut: »Nein!«

Das Patschen setze sich fort. Er schrie weiter, und es drang durch die geschlossenen Doppeltüren des Schulzimmers, als gäbe es sie nicht. Die Wände wackelten, wenn der Vater immer und immer wieder seine Frage brüllte.

»Nein!« versicherte Niko Eierschecke unter Rotz und Wasser, unüberhörbar, auch einem Klotz wie seinem Vater. Doch der klatschte den schnellen, harten Takt weiter auf den Sohnarsch, bis Niko Eierschecke aus der Annahme heraus, möglicherweise doch eine unerwünschte Antwort zu geben, »Ja! Ja!« schrie, was Klatschtempo, Schlagkraft und Brüllstärke jedoch nur erhöhte.

Meine Mutter kam mit Frau Adomeit durch die Arztflurtür. Sie sah die Lehrerin mit Augen an, die sagten: »Also wissen sie, na, so was!«

Und auch Frau Adomeit guckte ganz empört. Ins Schulzimmer gingen sie nicht.

Niko Eierschecke mußte weiterjauern: »Nein! Nein! Ja! Ja! Nein! Nein!«

Wir gingen nach draußen. Es war ein milder Novembertag, an dem jetzt, gegen Mittag, die Sonne durch den Hochnebel drang.

Stunden später, als es dunkel wurde, sah ich die beiden sich verabschieden. Sie standen vor der Eingangstür. Der Vater rauchte mit der Linken. Die Rechte hatte er in der Manteltasche. Der Sohn hatte den kräftigen Arm umklammert und versuchte, eiernd seinen Kopf anzuschmiegen. Doch da er immer irgend etwas am Kreisen hatte, gelang ihm das Kuscheln nur für Sekunden. Sonst kurvte sein Kopf ganz zwecklos durch die kalte Abendluft. Der Große stand steinern und blickte im schwindenden Licht geradeaus an die Hofmauer. Dann warf er die Kippe weg und trat sie

aus. Sein Blick glitt herab zum Sohn. Ein Lächeln zerrte an den festgeschlossenen Lippen, und mit der freien Linken strubbelte er ihm kurz durchs Haar. Dann ging er. Niko Eierschecke holperte fröhlich nach drinnen.

Beim Abendbrot nahm er mir eine halbe Schnitte weg. Das machte aber nichts. Im Nachtschrank hatte ich noch eine von daheim mit hausschlachtener Leberwurst.

Ich frage Kulle: »Wie sieht dein Alter das jetzt alles?«

»Er scheint langsam wat zu begreifen, aber eben nur langsam. Ist ja wohl auch offensichtlich, daß seine bisherigen Leitbilder versagt haben. Als ich letztens da war, haben wir miteinander geredet, anstatt uns Vorwürfe zu machen oder aneinander vorbeizuschweigen. Da war er zum Beispiel ganz angetan von der Sicherheitspartnerschaft zwischen Polizei und Demonstranten.

Ick hab ihn dann gefragt: 'Und wenn der Befehl zum Losknüppeln und Abknallen käme?'

Vor acht Wochen hätte er ihn befolgt und bei seinen Untergebenen durchgesetzt. Dienst wär eben Dienst. Heute käme er solchen Anweisungen nicht mehr nach, weil auf der Hand liege, daß der, der so was vorhat, wahnsinnig sein muß. Wenn aber, so hab ich weiterjesponnen, alle Polizisten diesem Befehl folgten, überall sowjetische Panzer aufführen, die Stasi Waffen an Genossen ausgäbe und in Rumänien, Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei das Gleiche geschähe?

Erst hat er gemeint: 'Das gibt es nicht mehr bei Gorbi.'

Ick hab aber nicht lockergelassen und dann rückte er raus damit: Ja, da würde er dem Befehl gehorchen, aus voller Überzeugung sogar. Eigentlich wäre diese Verfahrensweise besser, besser als Demodialog und Grenzöffnung.

Wie gesagt: er begreift langsam, zu langsam. Leute wie er werden immer Bullen sein, Heimleiter, Inspektoren und Lehrer. Da helfen alle jesellschaftlichen Veränderungen und Umschwünge nichts; und an Typen wie meinen beiden Alten scheitern auch alle Veränderungsbestrebungen, selbst wenn sich Tausende den Arsch aufreißen täten für Ich- und Meinungsbildung, Willens- und Freiheitsfähigkeit der Masse. Tschüß, du schöne Anarchie!«

Die Straße ist jetzt asphaltiert bis zum Tierpark. Früher lag sie die ganze Strecke vom Viadukt bis hinein nach Töpfleben unbefestigt da wie jetzt noch von den Feldern an, die zwischen den Kasernen und dem Seeberg liegen. Am Tierpark biegt links der

Weg zum Heim ab. Auch hier sehe ich eine grobe Bitumendecke, die nun das Befahren mit Rollstühlen bequem macht. Keine Angst mehr vorm Umkippen in ausgewaschenen Rinnen, kein jähes Bremsen und Vornüberstürzen mehr, wenn die kleinen Vorderräder an einem Stein oder einer Kante mitten in der Fahrt hängen blieben. Ich weiß, daß weiter oben die Bäume auseinander treten und der Weg sich zu einem kleinen Platz vor dunklem Tor und hoher Mauer weitet.

Als ich ihn das erste Mal benutzte, spürte ich im Auto schon die Tränen hochsteigen, hinten durch den Hals in die Nase. Dieser Weg kannte kein Vorbei oder Zurück mehr. Ihm war abzuspüren, daß er eigens dafür da war, mich hinzubringen, wohin die mich haben wollten, die das mit meinen krummen Beinen störte und solche Sachen wie meine Babyfüße. Es waren Weißkittel, die ein bedenkliches Gesicht zogen und an mir herumbogen, sobald ich in ihre Nähe kam. Oft wurde ich zu ihnen gebracht, und immer ging von ihnen etwas bedrohlich Kaltes, mich Verneinendes aus.

Einmal fuhren wir mit Onkel Hermanns neuem Trabant nach Potsdam. Stunden waren wir unterwegs. So weit weg von zu Hause war ich bisher noch nie gewesen. Ich sah dort das erste Mal Straßenbahnen, Russenpanzer und ganz nah ein Flugzeug. Doch nicht um solcher Attraktionen willen unternahmen wir die ausgedehnte Reise, sondern eigens dafür, daß Ärzte mit meinen Eltern über mich fremd redeten und sie dabei ansahen, als sei es anstößig, ein Kind wie mich zu haben.

Besonders schlimm war es, wenn es hieß, ich könne gleich da bleiben. Man müßte da etwas näher ansehen, wüßte eventuell etwas oder es müsse sofort etwas unternommen werden. Das letzte Mal war das so, als ich mein Bein gebrochen hatte.

Heute, das wußte ich, würde ich bleiben müssen, nicht nur eine endlose Krankenhauszeit, nein, viel länger noch - eigentlich immer.

»Bis die Schule vorbei ist und du groß bist«, hatte mein Vater gesagt.

Die in der Schule waren wie die Ärzte, auch sie wollten mich hier haben. In Kamsdorf redeten die Lehrer so lange davon, daß ich nicht so schnell schreiben kann wie die anderen Kinder und deshalb an einer Schule unterrichtet werden muß, die extra für solche wie mich eingerichtet ist, bis meine Eltern nichts mehr zu sagen wußten. Dabei konnte ich genauso schnell schreiben wie Gisbert, schneller sogar. Ich hatte es ausprobiert. Jeden Tag, wenn er von der Schule kam, schrieben wir um die Wette. Was er als Hausaufgaben aufbekam, hatte ich ebenso schnell wie er und meist

schöner erledigt. Und ich war vormittags nicht in der Schule gewesen, wo ich üben gekonnt hätte.

Opa, der mir das Lesen zeigte, meinte immer wieder: »Wenn die ihn nehmen würden, brauchte er nicht ins Heim. Schwierigkeiten mitzukommen, hätte er garantiert nicht. Das sind doch einfach nur Ausreden. Und die Treppen laß ich auch nicht gelten. Ich würd den Jungen hinbringen und abholen. Dort bleiben würd ich, wenn's sein muß, und ihn jede Stunde in ein anderes Stockwerk tragen. Die wollen ihn einfach nicht. Das ist alles.«

Opa hatte recht. Jeder konnte sehen, wie schnell ich schrieb. Und trotzdem mußte ich weg, weil die Weißkittel es wollten.

»Gleich sind wir da«, sagte meine Mutter, als wir auf den Waldweg einbogen.

Onkel Hermann wendete und hielt. Die Mauer, hinter der ich leben sollte, lag jetzt in meinem Rücken.

»Wir gehn mal.«

Umständlich kletterten meine Eltern vom Rücksitz.

Dann Stille und Herzklopfen. Onkel Hermann saß steif am Lenkrad und wußte nichts zu sagen. Er leierte die Scheibe der Beifahrertür herunter. Eine helle Stimme jenseits der Mauer rief irgend etwas. Sie hatte eine Berliner Färbung und mußte zu einem Jungen mit dunklem Haar und großen Augen gehören.

In der vorigen Woche, als ich mit Gisbert das erste Mal wieder draußen war, hatte uns ein solcher Junge auf der Wiese gefragt, ob wir nicht mit zum Altstoffsammeln kommen wollten. Er sei kürzlich in den neuen Block gezogen, meinte er. Vorher hätte er in Berlin gewohnt. Ich wußte nicht, was das war: Altstoffsammeln. Und von Berlin hatte ich nur gehört, daß es noch ein Stück weiter als Potsdam weg lag. Aber ich hatte mich genug gelangweilt, den ganzen vergangenen Sommer im Krankenhaus mit dem gebrochenen Oberschenkel und dann die Wochen, in denen ich mich schonen sollte, wie sie sagten. Gisbert ging schon vier Wochen zur Schule. Ich mußte den ganzen Tag auf dem Wohnzimmersofa verbringen, durfte nicht einmal immer sitzen, sondern wurde immer wieder zu Liegezeiten verdammt. Meine Mutter legte Claudia bäuchlings vor mich hin, damit ich sehen konnte, wie gut sie mit ihrem halben Jahr den Kopf halten konnte. Darüber sollte ich mich nun freuen. Langweilig war das wie das ganze ewige sich Schonen und Herumgeliege. Maria mit ihren fast drei Jahren hatte ich Geschichten zu erzählen. Es freute sie, wenn ich das Zeug, was sie schon kannte, immer neu heruntersabbelte.

Nach dem dritten Mal Rotkäppchen war ich so ärgerlich, das ich das vierte Mal ganz schnell herunterleierte oder mich auf die Löffelsprache verlegte: »Ellewes wallewar eilleweinmallewal...«

Maria wurde fuchsig. Ich zog sie auf, bis sie mir ins Gesicht pitschte, indem sie an steifen Armen ihre harten Hände auf mich niederfahren ließ.

Nun kam da dieser große Junge und war freundlich zu mir, hielt mich sogar für wert, mit ihm wichtige Dinge von Schülern der vierten Klasse zu unternehmen. Ich war einverstanden, auch wenn Gisbert nicht richtig wollte. Der Junge nahm Gisbert die Deichsel meines Handwagens aus der Hand und zog mich den Hang hinauf zur Spielstraße. Dort verschwand er hinter den Haustüren der dreistöckigen grauen Mietshäuser. Doch er kam jedesmal mit leeren Händen zurück.

»Die sind schon vor uns da gewesen«, sagte er empört.

Die, das waren andere Altstoffsammler aus seiner Klasse, soviel hatte ich mittlerweile begriffen. Gisbert klammerte sich hinten am Handwagen fest, hielt ihn mehr zurück als zu schieben. Um so weiter wir uns von der Wiese hinter unserem Garten entfernten, desto unruhiger wurde er. Wir hatten die Grenze des Gebietes erreicht, in dem wir uns ohne Aufsicht Erwachsener bewegen konnten, die Liebknechtstraße, dröhnend vom Heulen der Laster, die von der Hütte kamen. Auch mir war seltsam zumute. Doch enttäuschen wollte ich meinen neuen Freund nicht.

Gisbert sagte, er hätte Kopfschmerzen und kehrte um. Jetzt war ich allein mit dem Jungen. Kribbeln in meinen Händen und Beinen. Ich hibbelte, das heißt: ich ließ durch die Bauchmuskeln meinen Oberkörper hüpfen und schlug gleichmäßig die Hände an Hals oder Brust. Immer, wenn ich mich sehr freute oder aufgeregt war oder seechen mußte, hibbelte ich. Gleichzeitig Beklommenheit. Die weite Welt. Fremde.

Der große Junge redete beim Ziehen gegen die lärmende Straße an, weihte mich ein in seine Probleme, mich, den Kleinen im Handwagen, den sonst nicht einmal die Gleichaltrigen ernst nahmen. Ich sah seine braunen Beine, seinen dunklen Hinterkopf und, wenn er sich kurzzeitig zu mir wandte, um mir etwas besonders Wichtiges zu erklären, sein schönes Gesicht.

»Hierher darf ich nicht allein«, hätte ich gern gesagt, war ihm jedoch sprachlos ergeben.

Das Altstoffsammeln flutschte nun, wie er sich ausdrückte. Auf meinen Beinen stapelten sich gebündelte Zeitungen, und der Raum zwischen meinem Oberkörper und den Seitenteilen des Handwagens war mit leeren Flaschen ausgefüllt. Nur noch mein Kopf sah daraus hervor. Plötzlich erstarrte er. Drei andere Jungen kamen mit einer zweirädrigen Handkarre hinter einem Block hervor.

»Hau ab, Icke! Das ist unsere Straße«, schrieen sie.

Dann stürzten sie sich auf meinen Wagen und packten Zeitungsstapel und Flaschen. Mein Freund wehrte sich. Ein Ellenbogen stieß mich beim Handgemenge schmerzhaft vor die Stirn. Dann, als alle drei Feinde gerade die Hände voll hatten, raste der Junge mit mir los, um den Rest der Ausbeute zu retten. Der Handwagen holperte über die Bürgersteigkanten und drohte umzukippen. Die Flaschen klirrten. Einige sprangen über die Bordwand und zersplitterten auf dem Pflaster. Ich wollte schreien und jammern. Doch Scham verschloß meine Kehle. Während sich die Feinde hinter uns dem Karl-Marx-Platz zuwandten, beruhigte sich unser Galopp. Wir bogen in den Wächtersgraben ein, und der Junge klingelte bei Riemers.

»Hier nicht, hier wohne ich«, hätte ich sagen müssen.

Aber ich schämte mich nicht nur dafür, daß ich im Handwagen saß und ihn nicht unterstützen konnte gegen die Konkurrenten, sondern auch dafür, daß ich nicht mit ihm durchs Dorf ziehen durfte, daß seine großzügige Freundschaft zu mir von meiner Familie als skandalös und gefährlich bewertet würde. Vielleicht versuchte er es ja gar nicht erst bei uns, vielleicht würde ja bei Riemers der Wagen schon so voll, daß nichts mehr hineinging. Frau Riemer sah mich erstaunt an und gab uns etwas. Es reichte nicht aus, und der Junge klingelte bei uns. Oma öffnete und rief mit übergeschnappter Stimme nach meiner Mutter. Da stand ich auf meinem Zug durch die weite Welt als Lumpensammler an der Tür meines Elternhauses, das ich eben erst durchs Gartentor verlassen hatte. Eine Flut von empörten Vorwürfen und ärgerlichen Worten kam auf mich. Ich erklärte ihnen, was Altstoffsammeln bedeutet und wie gut mein neuer Freund ist und daß ich den Nachmittag mit ihm verbringen wolle. Nichts half. Mit wunden Augen mußte der Junge zusehen, wie alle Zeitungen und Flaschen an seine Feinde überreicht wurden und die Frauen mit mir hinter der Haustür verschwanden.

»Der brauchte doch nur deinen Wagen, du Dummer«, sagte meine Mutter.

Mich beeindruckte das wenig. Er war gut zu mir gewesen. Die Kinder aus der Nachbarschaft und Gisbert spielten mit mir. Aber auf der Wiese und der Spielstraße sahen alle anderen an mir vorbei oder sagten gemeines Zeug zu mir: »Eierkopp!« oder: »Der ist krank.« Der Junge hatte mich nicht so behandelt.

Einer wie er würde hinter dem dunklen Tor sein, versprach die Stimme. Das war tröstlich.

Durchs offene Autofenster roch es süßlich. Herbstlaub und ausströmendes Gas von einem fauchenden Häuschen unterhalb des

Weges vermischten sich mit Rauch von unsichtbaren Kartoffelfeuern, die ich später in der Felderebene zu den Kasernen hin vermutete. Der Kartoffelfeuergeruch war mir der einzig vertraute. Opa hatte im Herbst mit mir vorm Dorf Drachen steigen lassen und welkes Kraut entzündet, um darin gestoppelte Erdäpfel zu schmoren. Der Wald bei Kamsdorf war zu jeder Jahreszeit von harzigen Düften durchzogen, weil er von Nadelbäumen beherrscht war. Der Gestank der verfaulenden Blätter widerte mich gleich zu Anfang an. Selbst im Mai zog er sich durch die Lüfte. Und den Geruch von Gas kannte ich gar nicht. Wir kochten mit dem Kohleherd, und Tante Hanne hatte Propangas. Das Stadtgas aber roch nach Sottengrube.

»Gute Luft ist hier«, sagte mein Vater.

Er war mit meiner Mutter zurückgekommen. Mir schnürte es bittersüß den Hals. Gute Luft würde in den nächsten Jahren für mich der Atem von meinem Vater sein, den ich roch, wenn er mich drückte oder trug, und der sauerkratzige Hüttendunst in Kamsdorf. Die Gothaer Waldluft mit einer Spur Gothaer Stadtgas aber war böse Luft, Luft, die durch die enge Kehle nicht in die Lungen wollte.

Das Tor öffnete sich und kreischte in seiner Eisenführung. Onkel Hermann fuhr rückwärts in den Hof, der riesig war und kahl. Ein einzelner Baum stand in einer Ecke, darunter ein großes Mädchen mit Locken und Brüsten in einem Rollstuhl, bei ihr ein anderes Mädchen auf Krücken. Die im Rollstuhl hatte enttäuschenderweise die helle Berliner Stimme. Damit kommandierte und beschimpfte sie die Kleine.

Dieser Tag hatte tiefes Oktoberhimmelblau und blendendes Herbstgold zu bieten, rotes Weinlaub an der Fassade und eine beginnende Hofpause. Siebzig Kinder rollerten und humpelten aus dem ockerfarbenen Haus mit den hohen Fenstern. Sie krakeelten, bekamen von einem grauen Tablett, das eine Schwester trug, Fettbrote und kampelten sich. Dann fuhr auf einem gelben Fahrrad ein Mann mit blauer Uniform durchs Tor. Die Kinder jubelten. Bald war er von einer Traube aus Rollstühlen umgeben. Er machte Späße und strich den Kleineren übers Haar. Dann ging er mit einem Packen Zeitungen und Briefen ins Haus.

Meine Mutter lächelte und sagte: »Bald bist du auch mit dabei.«

Der Postbote bestieg wieder sein Rad. Beim Wegfahren hampelte er herum und machte tolle Faxen.

»Der muß nicht hierbleiben«, dachte ich, »der kann fröhlich sein.«

Der Handwagen war in Kamsdorf geblieben. Mein Vater nahm mich aus dem Auto und trug mich ins Haus. Die Kinder glotzten ablehnend, schlimmer als die von der Spielstraße. Wir traten in ein schmales Zimmer durch eine grünverhangene Glastür. Dort saß eine Schwester mit gefalteter Haube überm Ziegengesicht. Sie tat freundlich und fragte meine Eltern über mich aus. Alles Sachen, die ich nicht verstand.

Nur »Oberschenkelhalsbruch«, das verstand ich. Zu Beginn des Sommers hatte mein Vater mit mir einen Ausflug zur Quelle an der *Nase* machen wollen. Mit dem Handwagen kamen wir auf dem steilen ausgespülten Waldweg nicht weiter. Mein Vater trug mich deshalb. Er stolperte dabei über einen Fichtenstumpf und fiel hin. Ich war eher am Boden als er, und so stürzte er mit seinem ganzen Gewicht auf mich. Das hat der Beinknochen nicht ausgehalten und knackste mitten durch.

Die Ziegengesichtige lächelte mild: »Da müssen wir aufpassen, daß du nicht noch mal fällst. Wir werden dich anschnallen, daß nichts mehr passieren kann.«

Dann griff sie zum Telefon: »Herr Wollaseck, bringen sie doch bitte einen Wagen und einen Sicherheitsgurt ins Oberschwesternbüro.«

Kurz darauf wurde von einem runden grauhaarigen Mann ein Rollstuhl aus Holz und Leder hereingeschoben. Er klebte ein Heftpflaster mit meinem Namen an die Rückenlehne, und der Rollstuhl war mein. Im Handwagen saß ich von nun an nur zu Hause in den Ferien, auch dann noch, als ich längst einen Faltrollstuhl hatte, der im Auto transportiert werden konnte. Mein letzter Handwagensommer war 1972. Da hatte ich es schon mit Mädchen. Der Handwagen war von meinem Opa gebaut worden, extra für mich, bequem und geländegängig. Er gehörte zum Daheimgefühl, war die kostbare Ausnahme. Der Rollstuhl dagegen bedeutete Gotha, das nie endende, das sich nach allen Ferien zwingend fortführte.

Es fing dann auch gleich das mit dem Essen an. Eine Schwester schob mich in den Speisesaal.

»Alles holzgetäfelt und einen Kamin gibt's auch«, sagte meine Mutter.

»War früher ein Erholungshaus für Görings Offiziere«, warf die Schwester hin.

Mein Bett, das sie uns zuvor gezeigt hatte, stand gemeinsam mit zwanzig anderen in einem Saal mit Parkett und Deckenstuck. Die gegenüberliegende Wand wurde von einem riesigen Ölbild eingenommen, auf dem bewaffnete Reiter mit Speeren und Schwertern sich gegenseitig hinmetzelten.

»Wenn Sie jetzt gehen würden«, schnarrte die Schwester, nachdem sie mich abseits der Tische an ein Fensterbrett geschoben hatte.

Meine Mutter und mein Vater und mein Onkel Hermann mußten abfahren. Jetzt konnte ich das Weinen nicht mehr abwehren. Durch die Tränen sah ich sie ins Auto steigen und vom Hof rollen.

Eine junge Schwester hatte einen Teller vor mich aufs Fensterbrett gestellt.

»Das geht aber nicht!« schimpfte die andere. »Der ist zu fett. Dem können wir nur eine kleine Portion geben.«

Der Teller wurde gewechselt. Ich heulte und heulte und rührte nichts an.

Die Schwester räumte ab und meinte: »Heute laß ich das noch einmal durchgehen. Aber sonst wird hier aufgegessen. Verstanden?«

»Am Sonntag ist Besuchszeit, aber das ist ja schon morgen. Da kommen wir nicht. In der nächsten Woche besucht dich dann Vati«, hatten sie beim Gehen gesagt.

Der Sonntag ohne sie verlief wie der Nachmittag zuvor: salziges Fernsehgeflimmer, Essen, das ich stehen ließ, Blicke. Links hinter mir stand ein großes Aquarium. Scalare waren drin, auch Zebrafische, Guppys und Schwertträger. Scalare wünschte sich mein Vater immer zu halten, aber unser kleines Vollglasbecken eignete sich nur für Guppys. Das Aquarium hier war bräunlich düster von Algen und absterbenden Pflanzenteilen. Ich verdrehte die Augen, um die Fische beobachten zu können. Kühl blitzten die Segelflossen der Scalare hinter den algenbewachsenen Scheiben auf, ab und an von rotgeschuppten Schwertträgern durchkreuzt.

Die meisten im Saal waren wesentlich älter als ich. Ich lag zwischen Albert und Walter. Sie blickten finster und unterhielten sich mit tiefen Stimmen über mich hinweg. Albert hatte einen behaarten Leberfleck neben der Nase und zog häufig Luft zwischen den zusammengepreßten Lippen hindurch, so daß ein furzendes Geräusch entstand. Die Schwestern richteten das Rückenteil seines Bettes auf, damit er sitzen konnte. Weil Walter im Bett nicht sitzen konnte, lag er den ganzen Tag auf der rechten Seite, hatte mir, Albert und dem Fernsehapparat den Rücken zugekehrt. In der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, aus dem er ersah, was sich in seinem Rücken tat.

Der Sonntagabend sah mich erstmals ohne Tränen. Ich wurde am Nachmittag im Bett auf die gegenüberliegende Saalseite geschoben, neben Harald aus der Siebenten, der ganz schmale Finger hatte und immer hustete. Er war freundlich und redete mit mir, obwohl er ein Freund von Albert und Walter war, denen er ab und an etwas über den breiten Gang zwischen den Bettenreihen zuquäkte.

Nun lag ich unter dem Schlachtbild und hatte das Aquarium vor mir. Es war aber zu weit entfernt, um etwas genauer erkennen zu können. Doch es war mir nun möglich, nach draußen auf den Hof zu sehen. Das sonnige Wetter meiner Ankunft war regnerischer Kühle gewichen. Morgen würde ich in die Schule gehen. Zum Abendbrot gab es für jeden eine ganze Kochschinkenschnitte und eine halbe mit Ei. Ich aß, und aus einer stinkenden Plastetasse trank ich Kräutertee.

Am anderen Morgen traf mich erstmals Steinbrück. Rotwangig mit grauumwucherter Glatze, grüne Schelmenaugen im Bocksgesicht glich er dem Wassermann in dem blauen Buch, das mir Schwester Gisela geschenkt hatte. Auch die Holzmännl, die nach meines Vaters Erzählungen wie Urmenschen in den Wäldern am anderen Saaleufer gegenüber Kaulsdorf hausen sollten, stellte ich mir ähnlich vor. Er war gedrungen, kräftig, behaart und roch scharf. Nur daß er statt Fellen und Laub den üblichen Weißkittel trug. Der entzauberte ihn wieder, paßte ihn ein in die Schmerzmaschine, machte ihn zu einem ihrer Maschinisten. Seine ruppigen Griffe taten auch entsprechend weh.

»Hab dich nicht so.«

Da war er wie die Schwestern. Ich heulte wieder. Er schob mich vor die Tür in den regnerischen Herbst.

»Heul dich erst mal aus.«

Zum Frühstück holte er mich in den Steinsaal, in dem ich bereits mein erstes Mittagessen mit Tränen gesalzen hatte. Er war düster und kalt wie dieser Montagmorgen: Die Täfelung der Wände bestand aus riesigen, fast schwarzen Holzplatten. An einer Wand hing ein großes Brett mit blauem Tuch bespannt, auf das mit Stecknadeln Buchstaben und Bilder geheftet waren. Ich kannte das aus der Kinderstunde von Schwester Gisela, die derart die Geschichten vom Herrn Jesus anschaulich machte. Nur daß es hier nicht so bunt war. Lediglich der Kopf eines Mannes war dargestellt und viel silberne Schrift. Ich versuchte, zu buchstabieren. Das sei Ernst Thälmann, der Arbeiterführer, und der Spruch sei irgendwas mit kämpfen, arbeiten und großer Sache, erklärte

mir Achim, als er meine Leseversuche bemerkt hatte. Der Boden war mit großen polierten Kalksteinplatten gefliest, aus denen auch ein großer Kamin gemauert war. Ihr Grau durchzogen feine dunklere Linien, die sich mitunter zu Schnecken ringelten. Ich entdeckte es, weil ich nach unten sah unter Achims Worten und inmitten der vielen Kinder, die mit mir an den drei großen Tischen saßen. Am Wochenende saßen wir zum Essen vereinzelt in unseren Betten, jeder mampfte für sich. Jetzt aber wurden Butter- gegen Marmeladenschnitten getauscht, Späße gemacht, geprügelt. Noch während wir aßen, schoben die Schwestern im großen Schlafsaal alle Betten zusammen. Das fiel ihnen nicht schwer, denn alle hatten Räder an den hohen Beinen. Auf dem freiwerdenden Platz bauten sie Schulbänke, Stühle und eine Tafel auf, die hinter den Betten an der Wand gestanden hatten. Albert wurde im Bett sitzend durch den Steinsaal in den Schulsaal geschoben, wo seine Klasse unterrichtet wurde.

Die erste Klasse war im Jungensaal. Achim saß mit in den Bänken und der dumme Armin, Bettina mit dem kurzen und dem langen Bein, Niko Eierschecke, Ingolf und Olaf, der keine Knie und Ellenbogen hatte. Unsere Lehrerin hieß Frau Adomeit. Sie hatte sanfte, kalt funkelnde Augen und einen hohen runden Dutt aus kastanienbraunem Haar. Alles an ihr war hoch: Ihre Gestalt, ihre Nase, ihre Stimme. Sie redete freundlich und lächelte unentwegt und goldzahnblitzend.

Das Lernen fiel mir leicht. In Kamsdorf war ich im Lesebuch bis zu der Seite mit der kleineren Schrift und den Lampions gekommen. Soweit waren die hier noch nicht einmal. Auch das Rechnen bereitete mir keine Schwierigkeiten. Ich konnte alles und wurde gelobt. Schule hätte immerzu sein können.

Frau Adomeit hatte schmale helle Hände mit noch helleren Kreidespuren. Die führten ab und an unsere Hände beim Schreiben oder fuhren uns über die eifrig gebeugten Schöpfe. Im großen Ganzen aber blieben sie von uns abstinent, nicht wie die gierigen roten oder gelblich verhornten Hände der Schwestern und anderer weißer Kittel. Schule hätte immerzu sein können. Da legte sich meine Angst, die mich zunächst ständig belauerte, mich ansprang bei jedem An- und Ausziehen, Waschen und Heben.

Am Freitagabend lugte Steinbrück mit glimmenden Augen und einem Bocksgrinsen durch die Tür in den Schlafsaal.

»Hej, ihr Potschuns«, brüllte er. »Sagt der Welt adé. Ihr werdet geschlachtet!«

Die Gebrüder Potschun lagen am anderen Ende des Saals. Der ältere hatte schon einen Bartflaum unter der langen Nase und lachte verstört mit tiefer Stimme. Der Kleine hingegen, dick und tapsig wie ein Teddy, schaute seinen Bruder erschrocken an.

Steinbrück sprang und trampelte hart durch den halben Saal in ihre Richtung und schrie: »Ihr Potschhühner kommt jetzt in die Suppe!«

Der Saal johlte: »Die Hühner in die Suppe, jawohl!«

Der Kleine verkroch sich bei seinem Bruder unter der Bettdekke.

»Bäh!« machte der in Richtung des Schlächters und streckte ihm die Zunge heraus.

Doch als Steinbrück auf ihn zuschritt, ihn packte und Huckepack nahm, bekam er entsetzensweite Augen, die sich mit Wasser füllten.

»Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! Es war so schön, so schön«, sang Steinbrück, als er ihn durch den Saal schleppte, und winkte mit der freien Hand, mit der er nicht die Hände des Opfers auf seiner Brust in eiserner Fessel hielt.

Bald sangen alle mit. Der große Potschun warf den Kopf nach hinten, heulte und jammerte laut mit weittragendem Männerbaß. Im Bett schrillte durchdringend der Kleine und versuchte, sich noch tiefer in Decke und Kissen zu vergraben. Ich saß starr. Werden die zwei jetzt wirklich...? Schmeckt deshalb das Essen so eklig? Kann nicht auch ich an die Reihe kommen?

Harald lachte tonlos mit zusammengekniffenen Augen und streckte wie beim Husten die Zungenspitze heraus: »Der denkt wirklich, er wird geschlachtet. Der ist vielleicht doof, der Potschun. Der müßte doch wissen, daß heute gebadet wird.«

Jetzt begriff ich. Steinbrück machte sich und uns einen Spaß. Er war wohl wie Onkel Bertram, der Gisbert, Martina und mich so lange zeckelte, bis wir heulten. Ich sah es seinen rotglühenden Wangen und seinen lustigen Augen an.

Erleichtert stimmte ich mit ein: »Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! Es war so schön, so schön.«

Doch so dumm war der große Potschun nicht. Er war schon länger hier als ich und wird Dinge erlebt gehabt haben, die dem Geschlachtetwerden nahe lagen.

Gleich in den ersten Tagen kam in der Mittagsruhe eine freundliche junge Frau an mein Bett. Ich strahlte, denn sie legte nicht die grämliche Härte an den Tag wie die Schwestern. Sie stellte sich mir als Fräulein Fink vor, und es freute mich, daß sie mit mir

turnen wollte. Nach einigen Armübungen fing sie an, mir die Knie durchzudrücken. Zuerst wimmerte ich nur. Bald schrie ich zum wachsenden Schmerz. Die Krankengymnastin legte mir das Kopfkissen aufs Gesicht, damit ich die anderen nicht bei der Mittagsruhe störte, und drückte weiter.

Am nächsten Tag schlich eine Schwester in den Unterricht, griff unterm bedauernd zustimmenden Nicken von Frau Adomeit nach mir und schob mich selten behutsam aus dem Zimmer. Schulstille herrschte in den Sälen, getragen von den Lehrerstimmen hinter den Türen. Da hinein sangen meine Quietschreifen und pochte der Takt des Schwesternschrittes. Wortlos stellte sie mich an der breiten Treppe ab und ging. Graues Herbstlicht im Aufgang. Kurze Zeit eine Stille, die das Laubrascheln vom Hof und einen tropfenden Wasserhahn im Waschraum hörbar machte. Schließlich wurde sie aufgelöst von polternden Schritten. Von oben kam ein Mann, ein Weißkittel. Er sagte, er sei Doktor Stohner, nahm mich aus dem Rollstuhl und trug mich hinauf. Ich jammerte, weil er mich so hielt, daß mir die Arme weh taten. Doch er achtete nicht darauf.

Der Chefarzt Doktor Dömling untersuchte mich in seiner Dachstube mit dem versammelten Ärztekollektiv. Neben Doktor Stohner waren ein junger bulgarischer Arzt und Frau Dr. Blauerer anwesend, außerdem Frau Fengler, die Sekretärin, eine kleine bucklige Frau, die mit einem beleidigten Gesicht in der Ecke saß und laut eine Schreibmaschine behämmerte. Die Ärztin zog mich aus.

»Babyfüße«, stellte Doktor Stohner fest und drückte mit den Fingern auf meinen Füßen herum, daß es sehr weh tat.

Babyfüße hatte er gesagt. Tatsächlich - sie sahen aus wie die Füße von Claudia: rund, kurz und rosig, nur eben größer. Gisbert hatte ich schon oft darum beneidet, daß er Füße hatte wie Erwachsene: mit schön geschwungenen Zehen und spielenden Sehnen am Spann. Worte fielen, die etwas von mir sagen sollten: Progressive Muskeldystrophie, Skoliose, Kontrakturen; Worte kalt und hart wie das Reflexhämmerchen, mit dem Doktor Stohner mir vor die Knie drosch. Doktor Dömling hatte seinen Hund mit im Untersuchungsraum. Ich war von Hunden begeistert. Aber der Pudel war wie die anwesenden Ärzte. Seine Augen hingen an dem Chefarzt. Mich nahm er nicht wahr.

»Ganzgipsbett«, näselte Doktor Dömling und gab dem Hund ein Würstchen.

Der wedelte artig und verschwand schmatzend unterm Schreibtisch. Das Ärztekollektiv nickte. Bald darauf lugte Steinbrück um die Ecke. Aber dieses Mal brannte kein grünes Schelmenfeuer in

seinen Augen. Sein Gesicht war grau und hart und sein Blick suchte nicht den meinen. Er schaute zu Boden wie ein bockiges Kind, das gegen seine Überzeugung gezwungen war, sich zu entschuldigen. Er hatte Schurz und Stiefel aus Gummi an. Ruppig nahm er mich Huckepack und schleppte mich in den Keller.

Dort zogen auch die Ärzte Gummischürzen über. Ich wurde nackt auf eine Pritsche gelegt und auf den Bauch gedreht. Dann drückten alle Hände im Gipskeller an meinem Körper herum. Ich wurde gerichtet. Alles Krumme und Verwachsene bekam eine übliche Form. Es reichte ihnen nicht, Beine und Rücken auf die harte Unterlage zu pressen. Erst mit einer Rolle unter den Knien gelang es, meinen Hintern sowie Füße und Beine derart durchzudrücken, daß sie den Vorstellungen der Ärzte entsprachen. Die Schmerzen rasten schlimmer als im Sommer nach dem Sturz im Wald. Brüllen, Krietschen, Spucken, Jaulen, Betteln.

»Nein, nein, nein, bitte nicht! Bitte, bitte Aufhören!«

Kein Erbarmen.

»Mutti, Mutti, Hilfe! Herr Jesus, laß es aufhören, bitte!«

Nichts hörte auf. Sie packten mich in Gips. Der mußte aushärten. Zwanzig Minuten ewige Qual und Verdammnis. Ungehört vergellte mein Schreien.

Dann war die Gipsschale fertig. Nach ein paar Tagen brachte Steinbrück sie an mein Bett.

»Wirst dich schon dran gewöhnen«, sprach er in mein entsetztes Gesicht.

Jede Nacht wiederholte sich nun das Gerichtetwerden. Die Spätschicht band mich in die Schale, und erst die Frühschicht befreite mich daraus. Der geballte Schmerz der Höllenminuten verteilte sich lediglich in sanfterer Dosierung auf die zehn Nachstunden. Er war immer noch so stark, daß ich kaum schlief und vor mich hinzuwimmern begann, wenn die Erschöpfung mir etwas Schlaf brachte. Schon nach der ersten Nacht hatte ich Druckstellen an den Fersen. Sie wurden verbunden. Ein Grund, mir das Gipsbett zu erlassen, waren sie nicht.

Regelmäßig schlief ich von nun an im Unterricht ein. Frau Adomeit weckte mich nicht. Ich war ihr bester Schüler und blieb es auch mit den gelegentlichen Nickerchen im Unterricht.

Probleme gab es mit den Worten. Frau Adomeit benutzte für alltägliche Dinge oft welche, die ich nicht kannte.

»Nehmt eure Fibeln«, sagte sie und meinte die Lesebücher.

Fibel, das hörte sich an, als würde Bibel verhohnepiepelt. Ein schlechtes Wort. Was sollte dieses Buch mit den großen Buchsta-

ben, den kindisch gemalten Pionieren und Sätzen wie »Susi sei leise« gemein haben mit der Heiligen Schrift? Die hatte dunkle Buchdeckel mit goldenen Linien, geheimnisvolle Buchstaben und schöne Bilder, die ich zart mit Buntstiften ausmalen konnte. Wir alle liebten Frau Adomeit, und viele übernahmen bald ihre Worte. Ich sagte trotzdem weiterhin Lesebuch. Anfangs befremdete das.

Achim lachte laut und rief: »Das heißt Fibel.«

»Lesebuch ist genauso richtig«, verteidigte mich Frau Adomeit.

Aber auch sie sah mich in der ersten Zeit jedesmal seltsam an, wenn ich es sagte.

Die Schwierigkeit wurde offenbar, als der Buchstabe W drankam.

»*Wasser, Wald* und *Wiese* werden damit geschrieben, *wer, wie* und *was*, und auch das wichtige Wort *wir* beginnt damit«, sagte Frau Adomeit und verzog ihren schmallippigen breiten Mund bei jedem W-Wort zu einer Wellenlinie, die mit etwas Phantasie tatsächlich hätte ein W sein können.

Ich lachte: »Was fürn wichtiges Wort? *Wir*? Hab ich noch nie gehört.«

Ich hatte gedacht, Frau Adomeit machte Späße und wollte eifrig mitspaßen.

Doch sie sah mich tadelnd an: »Kennst du nicht?«

Ihre Besorgnis konnte gespielt sein. Ich kannte das Wort wirklich nicht. Wenn es wichtig war, würde ich es kennen. Vielleicht wollte sie mich testen und *wir* gab es gar nicht.

Ich blieb standhaft: »Nein. So wichtig kann es also nicht sein.«

Einzelne lachten, Achim zuerst.

Frau Adomeit sagte: »*Wir* Jungpioniere lieben unser sozialistisches Vaterland; *wir* wollen lernen, *wir* wollen studieren; *wir* essen gern Eis; *wir* fahren in den Ferien nach Hause.«

Sie mühte sich, mich nicht anzuschrein. Ach, das meinte sie.

»Das heißt doch *mir*«, berichtigte ich sie. »*Mir* gehn in den Wald; *mir* trinken Brause; *mir* lachen gern.«

Nun brüllte sie: »Nein, Schluß! Das heißt *wir*! Alles andere ist falsch. Wer so redet, ist dumm.«

Armin feixte: »Dann heißt das wohl: Gib wir was zu trinken?«

Er flog raus, der dumme Armin. Ich hatte rote Ohren vor Scham und schwieg. Daheim wurde statt *wir mir* gesagt. Meine Mutter oder Opa, Onkel Hermann, Frau Marquard - sie alle hatte Frau Adomeit »dumm« geschimpft. Und das zu recht.

Nach den Weihnachtsferien - ich hatte mich mittlerweile zum Musterschüler gemausert - flog ich raus. Diesmal war es das Wort *Komposthaufen*, das ich nicht kannte. In unserem Garten gab es

einen Misthaufen, auf dem alles verrottete, was an Hühnerscheiße, Gartenabfällen und Essensresten anfiel. Beim Wort *Kompost* dachte ich eher an eingeweckte Birnen oder Erdbeeren. Frau Adomeit schob mich zornig vor die Tür, weil ich darauf beharrte, ein Kompost- sei ein Misthaufen.

Es waren nicht meine Worte, die hier gesprochen wurden. Ich lernte sie schnell.

Hänschen Wirsing aus der Fünften, der zwei Betten weiter lag, redete immer von der Rotzfahne, die er umbinden müsse. Gemeint war das Pionierhalstuch. Hänschen bildete mit seinen großen Lippen eine Schnute und zog sie unter die gerümpfte Nase. Es stank ihm, die Rotzfahne zu Appellen und Pioniernachmittagen umbinden zu müssen. Ich konnte das nicht verstehen. Das blaue Halstuch war eine Art Uniform, vergleichbar unseren Indianerhauben oder Soldatenhelmen beim Spielen, nur daß es kein Spiel, sondern ernst gemeint war. Wer es trug, schien, zumindest solange es sich blau um den Kinderhals wand, von Lehrern und Erziehern mit einer Spur mehr Zurückhaltung und Achtung behandelt zu werden. Zu Anlässen, zu denen Pionierkleidung getragen wurde, vermieden sie Schimpfen und Schreien. Pionier zu sein, das bedeutete, dazuzugehören und wichtig zu sein, nicht mehr nur ein Kind.

Ich konnte es kaum erwarten, Jungpionier zu werden. Als ich es meinem Vater an einem Besuchsonntag erzählte, sah ich ihm an, daß er dachte, ich verrate Gott und ihn.

Er sagte nur: »Du mußt wissen, was du tust.«

Mehr nicht. Er konnte hier nichts machen. Die waren stärker. Jedesmal, wenn ich sonntagabends dasaß und mir das Heulen hinten durch den Hals über die Nase in die Augen stieg, weil mein Vater oder meine Mutter gehen mußten, und ich spürte, daß sie genauso traurig waren, merkte ich, daß die Weißkittel stärker waren, daß auch meine Eltern tun mußten, was sie wollten. Jetzt wollten sie, daß ich Jungpionier wurde. Doch zum ersten Mal hatte ich keine Angst davor, sondern wollte es auch.

Dieser Sonntag war der erste Advent. Wuttig, der Hausmeister, hatte tags zuvor in jedem Saal und auf den Fluren einen großen Kranz mit roten Kerzen aufgehängt.

Zu Hause hatten wir auch einen Adventskranz, nur nicht so riesig und an der Decke, sondern mit Schleifen über einen rotlackierten Holzständer gehängt, den ein goldener Davidstern krönte. Außerdem wurden im Buffet kleine geschnitzte Engel aufgestellt, die auf Geigen, Harfen und Gitarren musizierten. In je-

dem Jahr verstärkte Schwester Gisela mit einem weiteren Engel das himmlische Orchester in unserem Wohnzimmer. Sie bekam sie aus der Schweiz und verkaufte die begehrten Stücke an gute Freunde. Meine Mutter achtete darauf, daß es immer ein geflügelter Musiker mit einem anderen Instrument war. Nur die Geigen hatten wir doppelt, weil im Jahr vor Gotha Schwester Gisela nur noch Geigenengel hatte, obwohl schon einer bei uns im Buffet stand. Doch das sei nicht so schlimm, meinte Schwester Gisela. Fast jede Kapelle habe mehrere Geigen. Wir sangen: »Tochter Zion, freue dich« und »Macht hoch die Tür, die Tor macht weit.« Die Engel rundeten eifrig die Lippen, als stimmten sie mit ein. Und auf der Weihnachtspyramide rasten die heiligen drei Könige und die Hirten samt Schafen und dem geschenkbeladenen Kamel in einem Affenzahn um das Jesuskind in der Krippe herum.

In Gotha waren die Kränze den riesigen Fluren und Sälen angemessen. Frau Gause machte mit uns Ratespiele - Nüsseknacken nannte sie das -, und Lieder wurden auch gesungen beim Kerzenschein. Ich kannte sie nicht: »Es ist für uns eine Zeit angebrochen«, »Oh es riecht gut« und »So viel Heimligkeit in der Weihnachtszeit«. Sie klangen kalt, vor allem weil die Jahn sie mit uns übte, die immer herumschrie. Beim Singen röhrte sie genauso durch den Saal wie bei der Hausaufgabenaufsicht.

Doch auch ohne ihre Stimme schienen die neuen Weihnachtslieder gegenüber denen von zu Hause ohne Kraft. Ihnen fehlte das goldene Dunkel. Was war schon »Über schneebedecktes Feld wandern wir, wandern wir durch die weite weiße Welt« gegen »Die Nacht ist vorgedrungen, der Tag ist nicht mehr fern; so sei nun Lob gesungen dem hellen Morgenstern«? Es war wie mit den neuen Worten: Sie schienen mir genauso unannehmbar wie Adventslieder. Doch redete ich gar nicht erst gegen sie an. Es war mir nun klar, wer recht behalten würde. Vielmehr sang ich mit: »Über schneebedecktes Feld wandern wir, wandern wir...« Meine Stimme im Einklang mit denen der anderen im dunklen Saal, die der Jahn folgten, das überzog mich wohlig. Es kam schauernd aus den Lenden, wellte über Bauch und Rücken und drang prickelnd bis in den Hinterkopf und die Fingerspitzen.

Advent war das nicht. Vorweihnachtszeit nannten es die Erzieher. Fest des Friedens hieß hier das Christfest. Trotzdem - es roch nach kienigen Zweigen, und vorm Abendbrot brannten auf den Nachttischen und auf den Kränzen die Kerzen anstatt der summenden und klickernden Neonröhren an der Decke.

Zum Nikolaustag kam am Nachmittag der Mathelehrer Rempe in rotem Kapuzenmantel und Altmännermaske. Durch die großen Fenster sahen wir ihn in der schneeigen Dämmerung auf dem

Waldweg oberhalb der Hofmauer einen großen Schlitten ziehen. Er ruderte mit den Armen und zog mit aller Kraft den Schlitten, schien auszurutschen und kam dem Stürzen nahe. Die siebzig Kinder in ihren Betten und Stühlen johlten und kreischten. Dann trat er zu uns herein, brachte Spielzeug für die Gruppen und Material für die Arbeitsgemeinschaften und hielt eine Rede. Es wäre schön, wie der sozialistische Staat für uns sorgt, meinte er. Wir könnten zufrieden sein. Anderswo herrschten Unsicherheit und Konkurrenz. Nicht überall gäbe es Männer wie Walter Ulbricht an der Spitze. In Westdeutschland sei gerade ein schlimmer gefährlicher Mann, Kiesinger, an die Regierung gekommen. Es war befremdlich, das aus Herrn Rempes Mund zu hören. Solche Dinge sagten sonst nur die Jahn oder die strenge Schulleiterin Neuss. Herr Rempe war bei uns beliebt. Er hatte freundliche Lippen, warme graue Augen, und er schimpfte selten.

In der Schule schrieben wir Wunschzettel an den Weihnachtsmann, die wir am Sonntag unseren Eltern geben sollten, damit diese sie an den Weihnachtsmann weiterleiten könnten, sagte Frau Adomeit. Mir war klar, daß wie beim Nikolaus auch hinterm Weihnachtsmann eine Alltagsperson steckte. Über seine Nichtexistenz und die des Klapperstorchs hatte ich mich schon zeitig mit meinem Vater geeinigt. Wunschzettel kannte ich nicht von zu Hause. Wir bekamen einfach etwas geschenkt, und es war immer das Richtige. Trotzdem fand ich den Wunschzettel gut. Er verlieh meinen Begehrlichkeiten eine gewisse Unumstößlichkeit, die von der weißkitteligen Autorität kam.

Einige Worte konnten wir schon schreiben. Das meiste malten wir, vor allem unsere Wünsche. Ich kritzelte ein Mickiradio hin, wie es Stephan und Kalbfröschel hatten, dann eine weiße Bluse mit dem Pionierzeichen auf dem Ärmel und eine blaue Pioniermütze. Ich stellte mir vor, daß ich damit genauso aussähe wie die Pioniere im Lesebuch. Mein Halstuch, das wußte ich, würde ich jeden Tag tragen, sobald ich in die Jungpioniere aufgenommen wäre. Und sobald ich die Kleidung hätte, würden mich alle nur noch weiß-blau zu sehen bekommen. Am Sonntag gab ich den Zettel meiner Mutter. Sie lachte mich aus.

»Das Radio können wir nicht bezahlen«, sagte sie. »Und die Pionierkleidung ist auch zu teuer. Du ziehst sie vielleicht einmal im Monat an, und nach den großen Ferien müssen wir wieder neue kaufen, weil du gewachsen bist.«

Am 13. Dezember war dann endlich Pioniergeburtstag. Wir aus der Ersten wurden feierlich in die Jungpioniere aufgenommen, und die Vierte trat geschlossen von den Jungpionieren in die Thälmannpioniere über. Doch die Geburtstagsfeier sah anders aus,

als ich es mir vorgestellt hatte. Daß es kein Fest mit Kerzen, Torte und Spielen würde, hatte uns Frau Adomeit bereits gesagt. Geburtstag, das heiße, die Pionierorganisation sei an diesem Tag gegründet worden, und das müsse würdig begangen werden, nicht mit Spaß. Also dachte ich, zur Feier würden wie im Lesebuch und der ABC-Zeitung Fanfaren geblasen, Trommeln gerührt und Fackeln entzündet. Doch die Musik kam kratzig und quäkend von einem Plattenspieler, nur ganz wenige Schüler hatten ein Hemd mit dem Pionierzeichen an, manche nicht einmal ein weißes, und die von mir verehrte blaue Schiffchenmütze war überhaupt nicht vertreten. Aber es wurden wichtige Reden gehalten. Die Schuldirektorin, Frau Adomeit, unser Pionierleiter Herr Zieslack und ein großes Mädchen im Rollstuhl, die Freundschaftsratsvorsitzende genannt wurde und ein blaues Halstuch mit roten Streifen trug - sie alle sprachen so, daß ich nicht lang zuhören konnte. Kaum hatten sie angefangen, hoffte ich, sie kämen zum Schluß. Hatten sie dann endlich aufgehört zu reden, schlug meine Aufregung Wellen, weil ich dachte, nun endlich mein Halstuch und meinen Pionierausweis zu bekommen. Aber da begann schon die nächste Ansprache. Am langweiligsten war das, was uns die Freundschaftsratsvorsitzende mit stockender Stimme von vielen Zetteln vorlas. Rechenschaftsbericht der Grundorganisation hieß das.

Schließlich standen und saßen wir dann doch vor allen in einer Reihe. Aus dem Lautsprecher krächzten die Fanfarenstöße. Die Großen aus der Fünften und Sechsten, die laufen konnten, banden uns die Halstücher um, und Herr Zieslack überreichte uns unsere Ausweise. Ich kam mir großartig vor als Pionier, behielt das Halstuch sogar zum Abendbrot um und bedauerte sehr, es nicht auch zum Schlafanzug tragen zu können.

Zu Weihnachten bekam ich ein sowjetisches Kosmosradio geschenkt. Es war noch kleiner als die Mickiradios und hatte aufladbare Batterien. Pionierkleidung lag keine unterm Christbaum. Doch es enttäuschte mich nicht, denn der Christbaum stand in Kamsdorf. Hier erschienen blaue Schiffchenmützen und weiße Blusen mit brennendem JP-Aufnäher belanglos.

Im neuen Jahr wurde ich Gruppenratsvorsitzender. Herr Christoph hatte mich vorgeschlagen, und die anderen wählten mich einstimmig.

Kulle macht am Wegabzweig eine Zigarettenpause. Die Luft ist kalt und lichtlos. Ringsum stehen die Bäume reifüberzogen im Dunst. Das kuschelbraune Laub zu ihren Füßen ist ebenfalls silber-

bestäubt. Hinter der Stille rauscht die Stadt. Das Gashäuschen an der Böschung mischt sein müdegesungenes Fauchen hinein. Mitunter bricht vom Tierpark ein Fasanenruf oder ein Eselsschrei aus. Meisen durchschwirren das Unterholz und reißen dabei Reifflocken von den Ästen. Die trudeln noch immer herab, da ist die gelbbäuchige Meute schon längst über alle Büsche. Seltsam langsam und doch bleiern gehen sie nieder. Direkt über uns blinken abwechselnd das grelle Orange und das stählerne Blau eines Kleibers auf dem Grau einer Buche, je nach dem, ob er uns gerade Bauch oder Rücken zuwendet auf seinem gewundenen Trippelweg den Stamm abwärts. Ich zeige ihn Kulle. Er kann sich kaum fassen über so viel Schönheit. Solch bunte Vögel hätte er bisher nur im Buch gesehen und immer gedacht, es gäbe sie ausschließlich anderswo.

Er tritt seine Kippe aus. Mein linker Pulloverärmel ist etwas hochgerutscht, so daß zwischen Bund und Handschuh ein Streifen Unterarm hervorsieht. Die Haut schmerzt und ist frostgefleckt: rot, grauocker und hellblau unter abstehenden Härchen.

»Wie spät ist es?« will ich wissen.

»Nicht mal ganz eins.«

Mir fällt ein, daß die Mittagsruhe immer bis zwei ging. Danach würden wir dann den Betrieb der Schwestern stören, das Waschen, Anziehen, Heben am laufenden Band, das erst kurz vor drei mit der Vesper abschwillt, mit lauem Malzkaffee aus Plastetassen und Marmeladenschnitten ohne Butter, die es allerdings nur für die gibt, die nicht zu schwer sind. Vor drei besteht also die Gefahr, den Eintritt verwehrt zu bekommen.

Mittlerweile sind meine Füße und Hände kalt geworden. An der Nasenspitze, den Ohren und der freigerutschten Hautpartie zwickt der Frost. Bald werde ich zu frieren beginnen. Dann muß ich ins Warme. Sonst erkälte ich mich.

Aus der Richtung der Stadt ist Hufgeklapper auf dem Asphalt zu hören. Hinter der Wegbiegung kommt eine junge Frau hervor. Sie hat drei Shetlandponies am Halfter, welche ihr mit den Köpfen gerade bis zur Schulter reichen. Das dunkle Pferd an ihrer Rechten ist das größte. Es versucht immer wieder, mit vorgestrecktem Kopf und hochgezogener Oberlippe vorauszueilen, und muß gezügelt werden. Im Näherkommen zeigt es sich als Hengst. Die beiden Braunen haben lange blonde Mähnen und Schwänze. Linksgeführt zuckeln sie gelassen hinter ihr her. Sie hat einen kraftvollen Gang, der ohne die schweren Stallstiefel an ihren Füßen leicht und schwingend wäre. Unter einem dunkelblonden Lockenfall, der ihr bei jedem Schritt um Gesicht und Schultern hüpft, leuchten die Augen grau. Strohhalme hängen an ihrem grob

gestrickten, naturfarbenen Wollpullover, ebenso in den Ponymähnen.

Umwallt vom Atemdampf der vier Pferde mustert sie uns während des Herankommens. Dann bleibt sie drei Meter entfernt auf der anderen Wegseite stehen und macht die Pferde am Zaun des Tierparks fest, um die Hände frei zu haben, das Wirtschaftstor aufzuschließen.

Unsere Blicke treffen sich dabei und fallen für eine Sekunde ineinander. Mein Herz schlägt bis zum Hals. Der Kreislauf brandet in den Ohren. Ihre Pupillen und Lippen zucken kurz. Das wirft mich zurück in den kalten Nebel am Fuß des Seebergs. Sie lächelt mir zu. Ich lächle zurück.

Der Hengst fährt sein schwarzes Ding aus - es hat rosa und lila Flecken - und pißt mit starkem Strahl, der dampft.

»Joi!« sagt Kulle. »Da ist ja der Telespargel jar nichts jejen.«

Ich kichere. Ihr Blick gleitet zu Kulle ab, wobei ihr Lächeln inniger wird. Vorbei. Verloren.

»Es ist offen«, sagt sie, während sie die Pferde durchs Tor führt. »Kommt doch rein.«

Wir folgen ihr.

»Danke!« ruft sie, weil Kulle das Wirtschaftstor hinter uns schließt und arretiert, und rennt dem Ponygehege zu, dem straff trabenden Hengst hinterher.

»Prinzessin?« frage ich aufgesetzt. »Du hast doch sonst etwas gegen Tiergärten und Zirkusse.«

»Oh, du komplexgeschüttelter Krüppel!« stöhnt der hinter mir. »Die hat dich gemeint.«

Ich juchze in die Dunststille und weise gänsehäutig den kürzesten Weg zum Aquarienhaus. Hier gibt es jetzt einen großäugigen Maki, der verzweifelten Gesichtes unterm Rotlicht hockt und quälend langsam die zittrigen Hände bewegt. Ansonsten ist hier noch immer das warme lichtdurchspielte Dämmern. Wie eh ziehen sich in zwei übereinanderliegenden Reihen die kleinen Becken die Wände entlang, in denen zwischen dichtem Pflanzenwuchs Neon- und Kardinalfischchen blitzen und Schwertträger, Guppies und Blackmollies, Purpurkopfbarben und Pfauenaugenbuntbarsche schwimmen.

Jedoch sind die Scheiben kräftig grün mit Algen behaucht, weil sie lange nicht gesäubert wurden. Noch eine Woche, und die Besucher sehen Algenteppiche, hinter denen sich Schemen bewegen, in denen sie die Fische lediglich noch erahnen können. Der realsozialistische Bummelstreik scheint bis in dieses Aquarienhaus vorgedrungen zu sein. Aber vielleicht war auch das schon immer so, und mir ist es als Kind nur nicht aufgefallen.

Hier verweilte ich mit meinem Vater besonders gern. Die Fische zogen uns immer wieder in ihren Bann. Lange verbrachten wir im Halbdunkel vor den hellen Ausschnitten, die zauberische Einblicke in amazonische oder afrikanische Wasserwelten gewährten, und stellten uns vor, welche Fische wir in ein großes Gesellschaftsbecken setzen würden.

Jedesmal, wenn er mich besuchte, gehörte ein beträchtlicher Teil unserer Zeit dem Tierpark. Truthähne und Pfauen schlugen am Wehr ihre Räder. Wir erbeuteten die Federn, die sie verloren hatten, und angelten in den Gattern nach denen von Silber-, Gold- und Diamantfasan. Schöner noch als die Hühnerverwandtschaft schienen uns Mandarinenten und Prachtrosalien. Nicht nur die Affenbande war lustig, auch der Kolkrabe, der versuchte, unser Lachen nachzuahmen und sich angesichts meines spielenden Kosmosradios vor Neugier fast überschlagen hätte. Im Frühsommer, wenn die jungen Braunbären das Laufen gelernt hatten und durch die Gitterstäbe ausbüchsten, war es am schönsten. Sie balgten sich um Bonbons, ließen sich streicheln, fetzten Ausgehkleider von Tanten in Stücke und kletterten auf Bäume, von denen sie in den Schwanenteich plumpsten.

Die beiden Wölfe, vermutlich die Rotkäppchen- und Geißleinverschlinger, lebten in einem Betongefängnis, welches so eng war, daß sie sich auf die Nerven gehen mußten. Einmal fuhren sie sich knurrend an die Kehlen und verbissen sich schließlich gegenseitig so in den Schnauzen, daß die Reißzähne der Fähe von unten durch die Nase des Rüden drangen. Der herbeigeeilte Direktor trennte sie, indem er sie eimerweise mit kaltem Wasser überschüttete. Danach separierte er die blutenden Gegner mit Blechen, die er zwischen die Gitterstäbe schob.

Er schimpfte auf diesen Scheißstaat, wo alles Geld ins Brehmhaus nach Berlin flösse, was dann auch noch mit dem depperten Dathe und seiner Annemarie wöchentlich im Fernsehn käme. Hier aber müßten Tiere unter solch schrecklichen Verhältnissen leben, weil nicht einmal die paar Hunderter für ein anständiges Wolfsgehege zur Verfügung gestellt würden. Morgens und abends nähme er die beiden abwechselnd mit auf seine Rundgänge durch die Anlagen, weil er nicht mit ansehen könne, wie sie gefangen wären. Manchmal würden sich Kindergartengruppen vor dem Zwinger aufbauen und von den Tanten angeleitet »Böser Wolf, böser Wolf!« rufen. So könnten Erzieher sein! Staatlich ausgebildete! Der Rüde und des Direktors Lieblingsreh würden bei den Rundgängen friedlich beieinander laufen. Nie habe er auch nur einen hungrigen Blick des Raubtiers auf die Ricke feststellen können.

»Wie im Paradies«, sagte mein Vater. »Wo die Panther bei den Böcken liegen und die jungen Löwen mit dem Vieh gehen.«

Paradies und Hölle waren direkte Nachbarn. Das durchdringende Entengelächter und die schaurigen Pfauenschreie drangen bis hinauf ins Heim, wo sie mich in der ersten Wochenhälfte in Erinnerung des verflossenen Sonntags wehmütig stimmten, von Donnerstag an mir aber freudig das stete Heranrücken der nächsten Besuchszeit verkündeten.

Ich habe mich etwas aufgewärmt. Die Beine werden abwärts der Knie kalt bleiben bis zum Abend. So ist es immer, wenn sie einmal richtig durchgekühlt sind. Da hilft selbst autogenes Training nicht mehr. Meine klammen Hände aber würden davon durchblutet und gewärmt wie von einer Tasse heißen Tees. Doch ich bin zu aufgeregt, um loslassen zu können, richtig hibbelig.

Wir verlassen das Aquarienhaus und sehen uns um. Die gesamte Fläche des Tierparks ist mit Gehegen bebaut. Die Wölfe sind jetzt zu fünft, die beiden kräftigsten im weißen Pelz. Sie haben ein neues Gehege, eine Felseninsel von cirka hundertfünfzig Quadratmetern; verglichen mit dem ehemaligen Betonverlies ein Paradies, für Wölfe jedoch immer noch ein Gefängnis.

Heimattiergarten steht noch immer auf dem Schild am Eingang. Schon damals war das ein sehr weit gefaßter Begriff. Die australischen Sittiche, indischen Pfauen und chinesischen Fasane konnten als Arten gelten, die in hiesigen Gefilden zur Zier gehalten wurden, ebenso die tropischen Fische. Auch Wölfe und Bären ließen sich bei gutem Willen den heimischen Tieren zuordnen, denn ihre Vorfahren lebten auch in den Bergen des Thüringer Waldes und nur einige hundert Kilometer südöstlich in der Tatra kamen sie heute noch wild vor. Doch was war mit den vietnamesischen Hängebauchschweinen oder gar den Rhesusaffen? In den heute gehaltenen Arten erfährt der Heimatbegriff eine noch imperialere Ausweitung: südamerikanische Nasenbären, afrikanische Goldschakale, ein Amurtiger sogar, der den Auslauf mit einem persischen Leoparden im Wechsel nutzen muß.

Der Tiger fasziniert mich. Das Orange seines Fells mit den peitschenden schwarzen Strichen und den weiß abgesetzten Partien an Kopf, Pfoten und Bauch glühen durch die farblose Luft. Sein Muster zeigt das Spiel der Muskeln. Smaragden glühen die Augen, und mit jedem Atemzug stößt er eine dicke Dampfwolke aus.

»Herrlich, diese Kraft und Geschmeidigkeit«, hauche ich in meine kalten Finger.

»Ach Scheiße! Wie so'n Vieh eingesperrt ist«, wehrt Kulle ab. »Da kann einem das Kotzen kommen. Pervers is det. Der Herrscher der Taiga festgenagelt auf einem Fleck, so groß wie 'n Wohnzimmer. Der große Jäger gefüttert mit Freibankfleisch.«

Der Tiger läuft die ganze Zeit an den beiden Außenseiten des Gatters entlang, kommt er mit dem Kopf in der hinteren Ecke an, verweilt er einen Schritt lang und setzt dann seinen Lauf in umgekehrter Richtung fort, bis er nach wenigen Schritten an der Ecke anlangt, die das Gitter mit der Mauer zum Bärenzwinger bildet. Auch hier hält er kurz inne, genau im Takt seiner Schritte, um wieder umzukehren.

Der Bär nebenan steht auf einem Felsblock und schwenkt im breiten Rhythmus seinen Kopf hin und her, wobei er ständig sein Gewicht von einem Vorderbein aufs andere verlagert.

Achim wackelte vorm Einschlafen mit dem Kopf, ebenfalls in einem Takt, der sich aus sich selbst heraus zu bilden schien. Dazu schloß er genüßlich die Augen. Auch tagsüber verfiel er in dieses anscheinend wonnige Verneinen, wenn er sich wohlfühlte. Als Untermalung der Kopfbewegung schwangen dann in kleineren Arabesken auch noch seine Hände hin und her. Uwe wiegte im Bett seinen Schädel, die Augen mit dem Arm verdeckt, und summte dazu mit heller Stimme Schlagermelodien. Die kleine Marina kreiste den ganzen Tag mit dem Gesicht in großen weitausholenden Schwüngen. Nur wenn sie angesprochen wurde, unterbrach sie sich kurz, hörte mit unstet blinzelnden Augen, zusammengezogenen Brauen und geschnuteten Lippen zu und begann dabei, schon wieder zu kreisen.

Ich hatte Achim gefragt, warum er das tue. Es sei sehr angenehm, gab er verlegen zur Antwort, und weil er sich daran gewöhnt habe. Meist merke er nicht einmal, daß er es mache.

»Was der Bär tut, kenne ich auch vom Bo'hof her. Manche sind den ganzen Tag am Schütteln«, sagt Kulle.

»Wenn die positiven Schwingungen fehlen, versuchen die Lebewesen sie sich mit Gewalt zu geben, indem sie mit ihrem Körper pendeln, sich zurückwiegen in den Mutterleib.«

»Und hilft es ihnen? Behämmerte Hospitalisten, verkümmerte Tierparktiger.«

»Ich habe es ausprobiert. Es ist sehr schön, ein mechanischer Trost. Da interessiert dich bald nicht mehr, was andere denken, die dich sehen.«

Vom Wolfsgehege her klappert es blechern. Das Mädchen kommt mit einem Handkarren, auf dem Futterbehälter stehen, den Weg

entlang. Am Schwanenteich hält sie an, spült die Freßnäpfe mit einem Schlauch und füllt sie unter dem Spektakel der Höckergänse aus einer großen Aluminiumkanne mit Futterbrei. Dann fährt sie in unsere Richtung weiter. Der Tiger erspäht sie, hält inne in seinem Trostgetrab und stellt erfreut den Schwanz auf.

Sie lacht und sagt in unsere Richtung: »Ein ganz Verfressener ist das. Mehr hat ihm ja auch das Leben nicht zu bieten. Aber heute ist leider Fastentag.«

Sie geht zu ihm ans Gitter und schnurrt ihn an: »Pfrrr, pfrrr, pfrrr«, bis er zurückschnurrt. Dabei stellt er sich mit den Vordertatzen an den Stäben hoch. Obwohl er nicht ganz aufgerichtet ist, sieht er nun von oben auf sie herab. Sie streichelt ihm durch die Gitterstäbe den Bauch.

»Heut gibts für dich nichts, Alter. Und ich geh jetzt Tee trinken.«

»Oh, Tee«, rufe ich. »Schönen heißen Tee!«

Sie dreht sich lächelnd unterm gebäumten Tiger in meine Richtung und sieht mir in die Augen: belustigt mit einem Anflug von Spott, will mir scheinen, auf jeden Fall von oben, denn das ist für Stehende die übliche Blickrichtung auf mich. Es berührt mich selten, weil Fremde mir kaum in die Augen schauen. Sie sehen, selbst wenn sie mich meinen, die hinter mir an. Oft erzwinge ich ihre Blicke, die dann wie Spatzen vor mir herumflattern. Schlechter kann ich mich hingegen der Beflissenen erwehren, die vor mir in die Hocke gehen, wenn sie mit mir reden, wie sie es vor kleinen Kindern tun.

»Kommt mit rein. Das Wasser kocht schon.«

Wir folgen dem Kannengeschepper und den tanzenden Hüften zu einem öden Flachbau aus Gasbeton mit quadratischen Fensterhöhlen, der anstelle der alten Bretterbaracke am Tor steht. Die vormaligen Eingangsstufen sind entfallen. Ebenerdig erwartet uns das Tierparkbüro, von dem nach wie vor ein Kassenfenster hinaus auf den Weg zeigt, obwohl längst wie in allen Heimattiergärten des Landes an den beiden Eingängen überdachte Blechbüchsen mit der Aufschrift »Kasse des Vertrauens« stehen. Das Kassenfenster verdeckt eine gilbende Kunststoffjalousie. Auf der gegenüberliegenden Seite hängen Stores vor den Scheiben, deren kleinkariertes Maschenmuster von verstaubten Sansiverien und Aloes durchkreuzt wird. Zwei ausgestopfte Milane breiten an den Wänden ihre Flügel inmitten von Abwurfstangen der hier gehaltenen Böcke; überm blechernen Schreibtisch gerahmte Urkunden.

»Kollektiv der sozialistischen Arbeit«, sage ich. »Züchter besonders dummer Esel und Halter extra roter Hirsche.«

Sie lacht: »Es ist weg, das Kollektiv der sozialistischen Arbeit scheint sich aufgelöst zu haben. Das Direktorenehepaar ist vor drei Wochen die Verwandtschaft in Stuttgart besuchen gefahren und bisher noch nicht wieder gesichtet worden. Die beiden Tierpfleger für die Huf- und Raubtiere sind ebenfalls seit einer Woche der Republik abhanden gekommen, und der Alte, der hier schon immer fast für ein Taschengeld das Aquarium, die Ziervögel und das Geflügel macht, ist krank. Manchmal sehe ich den Lehrling. Aber meist mach ich alles allein. Normalerweise gehe ich auf die Penne und helfe hier ein bißchen aus. Jetzt aber würden die Tiere verhungern, wenn ich zur Schule ginge. Nächstens müssen einige Futtermittel nachgekauft werden. Ans Geld komme ich nicht heran. Ich weiß nicht, was dann wird. Ich hab im Rathaus angerufen und erzählt, was hier los ist. Aber die haben nur gesagt, sie könnten da nichts machen. Dafür sei jetzt der runde Tisch da. Und dort muß ich wahrscheinlich mit dem hungrigen Tiger erscheinen, um mir Gehör zu verschaffen. Dort wird Wichtigeres verhandelt.«

Daß sie noch zur Schule geht, hätte ich nicht gedacht.

Es ist kühl im Raum. Sie weist ins Nebenzimmer. Dort steht ein quadratischer Stahlwinkeltisch mit holzgemusterter Sprelackartplatte. Einen der vier Stühle stellt sie, damit für mich am Tisch Platz wird, in die Ecke neben den kollernden Kanonenofen, auf dem ein Teekessel dampft. Nachdem sie die Tür geschlossen hat, zieht sie ihren bestrohten Pullover aus und hängt ihn über die Stuhllehne am Ofen. Auch des bleichen Sweatshirts, das sie darunter trägt, entledigt sie sich. Im karogemusterten Baumwollhemd brüht sie den Tee auf und stellt ihn vor uns auf den Tisch. Vom Fensterbrett nimmt sie eine Schachtel Kandiszucker und einen dunkel angelaufenen Silberlöffel, den sie noch schnell mit dem Hemdzipfel poliert. Dann setzt sie sich rechts neben mich an den Tisch.

Wir stellen uns vor. Sie heißt Valentina, will aber nur Tina genannt werden. Ich lege den rotgefrorenen Handrücken meiner Rechten an die heiße Tasse.

»Verdammt kalt heute«, sage ich.

Sie sieht auf meine Hand: »Komm, ich reib sie dir warm.«

Behutsam nimmt sie meine Rechte an den Fingern. Mit der anderen Hand streift sie meinen Ärmel hoch. Dann drückt und massiert sie mir das Gelenk und die Finger. Immer wieder streicht sie mit den Fingerspitzen über die Knöchel und die Handinnenfläche, nimmt meine Hand zwischen die ihren und haucht

mir ihren warmen Atem auf die Haut. Wenn sie sich dazu nach vorn beugt, schüttet sie ihre Locken über meinen Unterarm. Sie sieht mir dabei immer wieder ins Gesicht, blitzt mich an aus ihrem Augengrau.

Ihre Hände sind lang und kräftig. Unter den Nägeln hat sich Dreck eingenistet, und die Fingerkuppen, deren Poren dunkel versetzt sind, lassen hornige Stellen spüren.

Eigentlich mag ich derartige Übergriffe nicht. Von Fremden lasse ich mir ungern helfen, geschweige denn, mich berühren. Ich möchte bestimmen, wen ich an meine Haut lasse. Wer fraglos auf mich eindringt, um zu helfen, ist meist ein Pflegeprofi oder verbirgt dahinter, daß er selbst Hilfe nötig hat.

Bei ihr ist es anders. Ihre Erwärmungsmassage tut mir gut, liebkost mich. Mehr als den Daumen kann ich an der Rechten nicht mehr bewegen. Ihn lasse ich anfangs zurückhaltend, dann direkter über ihre Hände streichen.

»Was sagen die auf der Penne, wenn du nicht zur Schule erscheinst?« will Kulle wissen.

Sie lacht: »Weiß nicht. Ich war ja schon zwei Wochen nicht mehr dort. Da ich, kurz nachdem unsere Republik die Vierzig erreichte, achtzehn geworden bin, versucht auch niemand, meine Eltern zu erreichen. Aber ich denk, die vermissen mich gar nicht. Seit Wochen ist immer nur die Hälfte der Schule anwesend. Die andere ist sich den Westen besehen. Unterricht läuft zur Zeit eh kaum. Schülerräte und Runder-Tisch-Bildung sind angesagt. Ich hab die Elfte mit 'ner Menge Einsen abgeschlossen. Die Prüfungen nächstes Jahr werd ich auch packen, ohne mir täglich die sinnlose Langeweile einer Penne reinzuziehen. Der Tierpark ist jetzt wichtiger, interessanter sowieso.«

»Und deine Alten?« frage ich.

Sie winkt ab.

»Meine Mutter war im Rat des Kreises Vorsitzende der Abteilung Volksbildung. Modrow hat sie nach Berlin ins Ministerium geholt. Die hatte nie richtig Zeit. Und jetzt weiß sie erst recht nicht mehr, wie ich ausschaue. Das letzte Mal hab ich sie vorgestern gesehen, im Fernsehen.«

Während unserer Unterhaltung hat sie es unterlassen, mich warm zu reiben, meine Hand jedoch in der ihren behalten und versunken auf meine Daumenimpulse reagiert.

Bisher waren Gesprächspausen nicht unangenehm. Jetzt tritt plötzlich eine auf, die irgendwie bohrt. Tina läßt meine Hand los und beginnt, fahrig im Tee zu rühren. Dann fragt sie hastig nach uns, woraus sich eine lockere Plauderei ergibt. War ihr mein Daumen doch zu zudringlich?

Wohngemeinschaft findet sie sehr interessant. Auf dem Seeberg arbeite ihre Freundin Corinna als Krankengymnastin. Nachher wollten sie zusammen in die Stadtkirche gehen zum Friedensgebet.

»Jetzt gehen schon die Töchter der Bildungsfunktionärinnen zur Kirche«, stichle ich und erzähle, daß ich Theologie studiert hätte und in Hartroda als Prediger tätig gewesen sei.

Sie sieht mich kaum noch an, und ihre Hände beschäftigen sich nur noch miteinander.

»Kommt ihr mit zum Friedensgebet?« fragt sie.

»Wir müssen heute noch in Erfurt den letzten Zug nach Gera erwischen, sonst kommen wir nicht nach Hause.«

»Da schlaft ihr eben hier. Wie schon gesagt: Bei mir daheim ist sturmfrei.«

Mein Blut wummert wieder empor gegen die Trommelfelle. Sie lädt uns, nein mich, ein, über Nacht bei ihr zu bleiben.

»Was ist mit deinem Vater?« will ich wissen.

Sie erstarrt kurz, atmet dann tief durch und sagt: »Der sitzt in der Erfurter Andreasstraße.«

»Waas?! Als Gefangener?«

Sie lacht: »So lang ich denken kann, war er eher der, der gefangen setzte. Aber seit einigen Wochen, seitdem sie merkten, daß es nichts half, das MfS in MfNS umzubenennen, kommt er nicht mehr heraus aus der Burg, ist er der Festgesetzte.«

Sie sieht uns zerknirscht an.

»Laß mal«, sagt Kulle, »mein Alter ist auch Bulle.«

»Aber der Mist bei mir ist, daß ich ihn mag«, entgegnet sie, »daß ich Angst kriege, wenn von der Stürmung der Stasi geredet wird.«

Ihr Blick schlägt sich auf ihren Händen nieder und bleibt dort hängen. Sie liegen nach oben gekehrt zwischen den Schenkeln und sehen taub und kalt aus.

Mit belegter Stimme redet sie weiter: »Eigentlich möchte ich bei den Stürmern dabei sein. Aber dann stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn wir uns als Gegner gegenüberstünden; oder noch schlimmer: wenn geschossen wird. Da bleibe ich dann doch bei den Ponies und Affen.«

Eine lange Gesprächspause kommt auf, in der wir Tee schlürfen und vor uns hin starren.

»Es ist gleich halb drei«, wirft Kulle schließlich ein. »Es wird Zeit.«

Tina begleitet uns eilig hinaus, auf dem Weg durch den Büroraum, in Sweatshirt und Pullover schlüpfend.

Während sie ihre Haare aus dem Kragen holt, sagt sie: »Vielleicht kommt ihr ja heute Abend in die Stadtkirche« und gibt mir einen sachten Kuß auf die Wange.

»Vielleicht«, antworte ich.

Bevor sie sich mit schepperndem Karren in Richtung Futterküche entfernt, winkt sie und wackelt dabei puppig mit Kopf und Hüften. Der dicker gewordene Nebel verwäscht ihre Konturen, ehe wir den Tierpark verlassen.

Beim Ausatmen bleibt der Dampf vor meinem Gesicht stehen. Ich fahre durch meine eigene Wolke und ziehe mir Teile von ihr wieder durch die Kehle. Was draußen bleibt, verdichtet den Dunst noch etwas mehr. Kulles Brodem ist wesentlich größer. Der Weg hinauf zum Heim läßt ihn die eingesaugte Luft kräftig wieder von sich stoßen. Ich kann über mir seinen Atem sehen, der sich im Takt des Schnaufens von hinten heranwälzt.

»Na, wie wärs mit 'ner Erlösung durchs Töchterlein des Stasioffiziers?« bleibt ihm noch Luft zu fragen.

»Bullensohn!« fluche ich. »Sie hat mich geküßt.«

»Mein Vadda hat's jesacht. Er würde schießen, wenn der Befehl käm. Und ihr Vadda jibt vielleicht den Befehl. Demo - jut und schön; aba Sturm uff de Bastille, denn ist Schluß, denn jeht's ans Einjemachte. Und wat denkste, wohin das Prinzeßchen jehört, wenn wieda Ruhe und Ordnung herrschen?«

Als ich Ende September aus Belgien zurückkam, setzte sich im Interzonenzug kurz vor der Grenze ein junger Schweizer zu uns in den Gepäckwagen, mit dem wir seit Frankfurt wieder vorlieb nehmen mußten. Die Züge, mit denen wir durch den Westen gefahren waren, hatten in einem Wagen der zweiten Klasse Platz für bis zu drei Rollstühle. Erstmals fühlte ich mich beim Reisen nicht im Abseits. Um so mehr verstimmte mich der Kontrast im Interzonenzug.

Der Schweizer hatte einen großen Rucksack und ein Mountainbike dabei und zog es deshalb vor, während der Kontrollen bei seinen Sachen zu sein. Wir redeten über das Neue Forum. Ich war der Meinung, daß wieder einmal ein Name als Medienaufhänger für den Westen gebraucht würde. Chancen der politischen Mitsprache habe eine solche Gruppe nicht. Neues Forum - der ganze Medienrummel im Westen würde das wenige, was damit erreichbar sein könnte, auch noch abwürgen. Irgendwie hatte ich die Schnauze voll. Immer wieder hatte es in den letzten Jahren Aktivitäten gegeben, die Änderungen bewirken wollten. Immer wieder hatten wir uns eingeklinkt und ins Zeug

gelegt. Irgendwann gab es dann einige Zuführungen und Hausdurchsuchungen, Verhaftungen sogar und im Westen die entsprechenden Schlagzeilen. Mehr war nie dabei herausgekommen. Das Neue Forum schien das ganze noch einmal im großen Stil wiederholen zu wollen. So jedenfalls war mein Eindruck, als mich die Nachrichten in Belgien erreichten. Ich hatte keine Lust drauf. Es verstimmte mich regelrecht, weil ich wußte, daß von mir erwartet würde, aktiv zu werden.

Der Schweizer hielt dagegen, daß derzeit in der DDR ein Machtvakuum entstanden sei, welches vom Neuen Forum gefüllt werden könnte.

»Typisch westlich«, dachte ich. »Machtvakuum - so ein Blödsinn. Die werden nie zulassen, daß andere als sie selbst die Macht haben.«

Bis zur Grenze jedenfalls hatte sich das Vakuum noch nicht ausgebreitet. Dem Schweizer hätte der Zoll fast das Fahrrad abgenommen. Erst der dritte hinzugerufene Beamte bestätigte, daß jetzt Fahrräder auch von Nichtbundesbürgern in die DDR mitgenommen werden dürften.

Nur allmählich begriff ich, daß das Vakuum tatsächlich bestand und daß es nicht aufzufüllen war. Zunächst glaubte ich, die Tausende, die in den Westen gingen, seien wie Blut, das nach einem Unfall aus einer schweren Wunde entwich. Es gab ein eigenartig erwartungsvolles Gefühl kurz vor dem Abtauchen in die Schwärze, fast lustvoll. Aber es waren Ärzte da und Medizintechnik. Schlimmstenfalls war so etwas wie eine Amputation zu befürchten, ein Exitus aber nicht.

Karla besuchte uns zwei Tage, nachdem ich aus Belgien zurückgekommen war. Sie quirlte ganz aufgeregt mit ihrem Armstumpf in der Luft herum und wollte wissen, ob sich in fünf Tagen die Leipziger Gruppe des Demokratischen Aufbruchs bei uns treffen könne. Die Stasi würde die Mitglieder in der Stadt beschatten, und sie hätten alle Angst, bei einem Treffen verhaftet zu werden. Achtzig Kilometer abseits der Großstadt, nur über Feldwege erreichbar, würden sie sich sicherer fühlen.

Karla hatte bisher zwei Treffen bei uns durchgeführt. Das erste war vor fünf Jahren ein Seminar über Anarchie. Es kamen etwas mehr als zwanzig schwarzlederne Leute mit roten Haaren, die lange Vorträge über Bakunin und den Anarchiosyndikalismus hielten, ihr Geschirr nicht abräumten, und erst eine Stunde nach ihrer Abfahrt bemerkte eine Mutter, daß sie ihr Baby bei uns vergessen hatte.

Vorigen Sommer veranstaltete Karla eine Fete bei uns. Aktionskunst sollte es geben, wo alle mitmachen könnten, ansonsten schön

rumhocken und miteinander quatschen, Kaffee, Kuchen, Bratwürste und eine Punkband zum Abend. Es kamen hundertfünfzig Leute, von denen wir nur die Hälfte kannten und auch die nicht richtig. Die Aktionskunst bestand aus dem Errichten eines Pfahles, an dem alte Leiterwagenräder und Fernsehapparate gehängt wurden und in den zum Ärger von Bernd auch die letzte gangbare Sichel verbaut wurde. Bernd demontierte das Kunstwerk dann auch zwei Tage nach dem Fetenwochenende wieder, weil er alle Werkzeuge und Räder wieder ihrer profanen Bestimmung zuführte. Als Karla und ihre Freunde am Sonntag wegfuhren, hatten wir fünfhundert Mark Minus in der Kasse, weil wir für sie die Einkäufe gemacht hatten, und unser Grundstück sah aus wie eine Müllhalde.

Sie entschuldigte sich später. Mit der Organisation sei alles schiefgelaufen, weil sie sich von Egbert getrennt habe, beziehungsweise er sich von ihr. Er habe an diesem Wochenende unentwegt mit der Drummerin der Band rumgemacht und sie sei - freie Liebe hin, freie Liebe her - total am Boden gewesen.

Irgend so etwas lief bei ihr aber ständig ab. Doch Karla zuliebe hätten wir auch dieses kommende Wochenende als Treff ihrer Gruppe zugesagt, zumal nur ein Zehntel der Zahl von Teilnehmern erwartet wurde als im vorigen Jahr, und wahrscheinlich andere.

Jetzt aber nahm es mir vor Angst die Luft. Der Termin im August beim Rat des Kreises, Abteilung Inneres, fiel mir sofort ein. Der Dezernatsleiter und der Referent für Kirchenfragen saßen da und beschworen uns im Chor mit dem Superintendenten, wir sollten vorsichtiger sein. Sie meinten es nur gut mit uns. Sie hätten es nicht mehr in der Hand, sondern andere Institutionen, wenn es böse ausginge. Wir sollten gewarnt sein, gewarnt vor allem, Ausreise- oder sogenannte Menschenrechtsgruppen bei uns zu beherbergen und mit ihnen Umgang zu pflegen.

Der Stasioffizier fiel mir ein, der mich im Jahr zuvor bei einer Befragung angrinste: »Die Heimbetten für euch sind schon gemacht.«

Karla sah sofort ein, daß sich eine Observation von drei Feldwegen einfacher macht als vom Leipziger Straßengewirr und daß eine geplante Massenverhaftung auf dem Dorfe erst recht gut umzusetzen ist, weil keinerlei Öffentlichkeit da ist. Bei uns säße die Gruppe erst richtig in der Falle. Das Treffen bei uns zu organisieren, wäre widersinnig gewesen.

Recht hatten wir und Angst.

Karla ist die einzige aus meiner Gothaer Kindheit, mit der ich gelegentlich noch zu tun habe.

Außer ihr treffe ich manchmal nur noch Zangschmidt in Ronneburg beim Einkauf. Wir grüßen uns und wechseln ein paar Sätze. Dann sehen wir uns wieder über Monate nicht.

Karla traf ich schon in Arnstadt wieder.

Ich war fünfzehn und zog gern mit den Diakonschülern des Eisenacher Falkhauses herum, die im Stift ihre Praktika zu absolvieren hatten. Eigentlich stellten sie für uns ja Erzieher dar. Doch sie legten Wert darauf, von uns mit Du und ihrem Spitznamen angesprochen zu werden, hatten die Haare so lang und die Jeans so abgewetzt, wie wir es für die unsrigen ersehnten, und boten uns an, von ihren *Karo* zu rauchen.

Mit uns die Nachmittage und Abende zu verbringen, war ihre Aufgabe. Doch Dienst schien das für sie nicht darzustellen. Im Kino sahen wir uns die Legende von Paul und Paula und Blutige Erdbeeren an. Meist aber besuchten wir mit ihnen die Gartenkneipen am Wasserturm und trübe Kaschemmen in der Altstadt.

Oft nahmen sie uns auch in ihre Quartiere mit, die sie in den Souterrains der dreistöckigen, villenartigen Altbauten am Mühlgraben hatten. Sie bestanden aus einem Zimmer mit Küche, das vom Vermieter spärlich ausgestattet war mit einem abgewetzten Kanapee, einem Stahlrohrbett und massiven Küchenmöbeln, von denen der gilbende Weißanstrich bereits abblätterte. Die Diakonschüler hatten ihre Stereoanlage dazugestellt, außerdem einige Poster von Hendrix, Che Guevarra oder Amnesty International an die Wände gepinnt, zwei Meter Bücher - vornehmlich Brecht, die Bibel und Hesse - unter den Fenstern aufgebaut und ihren Zigarettenrauch als süß stinkende Note in die staubige Zimmerluft gesetzt.

Wenn wir zu acht oder zehnt ihre Behausungen füllten, Tee und Rotwein in uns hineinschütteten und die Luft dunkelblau qualmten, daß die Kerzen auf den Untertassen, die auch als Aschenbecher genutzt wurden, wegen Sauerstoffmangels zu verlöschen drohten, redeten wir über Rock und Blues, Literatur, die fleischliche Liebe, Gott und die Bullen sowie die ganzen anderen Arschköppe, angefangen bei Lehrern und Pfaffen bis hin zu Honecker, Mielke, Breschnew und Gromyko, ausgenommen Fidel, der schon deshalb in Ordnung war, weil er sich nicht rasierte und keine Anzüge trug.

Durch die Diakonschüler lernte ich Musik kennen und lieben, die mich für die überall beliebten Bay City Rollers oder Suzi Quatro nur ein verächtliches Lächeln übrig haben ließ. Die Rolling Stones, Canned Head, Muddy Waters oder auch der ländliche

Blues von Sonny Terry und Brownie McGhe waren unserer Meinung nach mit dem allgemeinen Travoltagehopse oder dem primitiven Gerülpse à la Slade nicht zu vergleichen.

Hier entstand auch unsere Idee, eine Kommune zu gründen, wie sie es in San Francisco oder West-Berlin taten. Nur daß in unserer die Behinderten mit den Gesunden zusammenleben sollten wie wir an diesen teerigen, rotweinfeuchten Nachmittagen, ohne daß einer der Pfleger und einer der Patient ist, ohne daß eine Hausordnung oder Dienstvorschrift uns etwas könnte. Von den Renten und Sonderpflegegeldern der Behinderten müßte ein bescheidenes Auskommen möglich sein.

Besonders gern war ich bei Schwabbel. Er hieß so wegen des Fetts, das er unter seiner sommersprossigen Haut mit sich herumschleppte. Wie alle Falkhäusler trug er Vollbart und langes Haar und kleidete sich mit karierten Baumwollhemden, Jeans und Parka. Eine Besonderheit war sein Tonbandgerät. Es ließ sich nicht leise stellen. Wenn sich das erforderlich machte, weil Frau Wirtin ohne diese Hottentottenmusik Kaffee trinken wollte oder die Nacht bereits angebrochen war, stopfte er ihm mit einem Federkissen das Lautsprechermaul.

An einem Sonnabendnachmittag eines für ihn dienstfreien Wochenendes im Juni hatte er mich zu sich eingeladen, um mir japanische Tempelmusik vorzuspielen, die er von einer Platte aufgenommen hatte. Als wir im schwindenden Licht saßen, das sich von Neapelgelb ins Bromocker abschwächte, inmmitten der Gongs und unrhythmischen Klangschleifen, klingelte es. Schwabbel lief unwirsch zur Tür und kam längere Zeit nicht wieder. In das shintopriesterliche Knurren und Quäken aus dem ungeknebelten Lautsprecher mischten sich von der Tür her Streitworte und Gekreisch. Schwabbel kam mit rotem Kopf und Schweiß auf der Stirn zurück.

Er habe ein Mädchen wegschicken müssen, mit dem er die vergangene Nacht verbracht habe. Von Anfang an sei klar gewesen: nur zum Spaß und nur diese eine Nacht. Aber das dumme Ding habe sich in ihn verliebt und ginge ihm nun nicht mehr von der Pelle. Das könne er gerade heute, wo Petra ihn abends besuchen wolle, überhaupt nicht gebrauchen.

Ich blieb noch eine Stunde, um den Tempelgesängen etwas abzugewinnen, was dem Blues vergleichbar wäre. Das mißlang. Schwabbel bezeichnete diese Musik als das Allerhöchste. Das Allerhöchste jedoch war Blues, und damit hatte sie wirklich nichts zu tun. Sie langweilte und nervte. Gekränkt über meinen Unverstand machte sich Schwabbel mit mir auf den Weg ins Stift.

Als er mich aus der Tür ins Freie schob, sagte er erschrocken: »Gott, da ist sie ja immer noch.«

Sie saß unterm Weidengestrüpp am Wasser und verbarg ihr Gesicht zwischen den Knien. Ihr schwarzes Haar fiel dabei bis zur Erde.

»Hau doch endlich ab!« brüllte Schwabbel mit übergeschnappter Stimme.

Sie hob nicht einmal ihren Kopf, fuchtelte lediglich seltsam mit der hinter dem Pulliärmel zurückgezogenen Hand im Kreis und entgegnete mit dunkler Stimme: »Laß mich!«

Der Ärmel wurde von einer Windböe erfaßt und zeigte einen Amputationsstumpf, wo ich eine zurückgezogene Hand vermutet hatte. Da wußte ich, daß es Karla war. Ihr Stumpf mit rötlichem nach vorn stehendem Knubbel und bläulicher Narbe zur Schulter hin war unverwechselbar, markant wie ein Gesicht. Gleich darauf hob sie den Kopf. Sie erkannte mich sofort.

Ein Lachen huschte durch ihr Tränendickicht: »Mit was für Typen treibst du dich denn rum?!«

Ich hatte sie vier Jahre, seit sie mit der Achten von Gotha weggegangen war, nicht gesehen.

Unverändert war ihr Geruch, eine Mischung aus einer geringen Spur bitteren, frischen Schweißes und einem dominanten Anteil süßlichen alten, der sich in der Beinprothese eingetränkt hatte. Heute sucht sie das mit Patschuli und Zigarettenqualm zu überdecken. Doch wie bei allen, die Prothesen, Schienen oder Korsagen tragen, dringt der bittersüßliche Grund immer wieder darunter hervor.

Ihr Gesicht wirkte jetzt anders. Es hatte sich etwas gelöst, schien weniger angestrengt als früher. Die harten Flächen um Mund und Nase waren bis zur Stirn und zum Kinn zurückgewichen. Ihre langen Haare, die der Abendwind bewegte, erweichten ihre Züge zusätzlich. Auch lag ein Tränenflor über dem kalten Feuer ihrer Augen.

Das war damals, an meinem ersten Kindertag, klarer: ohne jede Bekanntheit, Umflorung durch Augenwasser oder Erweichung. Wir erwarteten den ersten Juni alle mit freudiger Spannung. Schon am Vorabend hatte die Patenbrigade von der Post Stände aufgebaut, an denen mit Armbrüsten auf Pappkameraden von Wildschwein und Hirsch geschossen oder Quizfragen beantwortet werden konnten. Zudem käme vor dem Mittagessen die Pioniereisenbahn aus der Stadt, wußten die, welche schon mehrere

Kindertage erlebt hatten. Abends sollte es dann sogar Brause und Würstchen geben.

Doch vor dem Vergnügen kam das Feierliche. Gleich nach dem Frühstück versammelten sich alle siebzig Kinder mit Lehrern und Erziehern im Jungensaal. Der Chor sang und die Schulleiterin hielt eine Rede. Danach sagte der Mathematiklehrer Rempe, er habe die schöne Aufgabe, einen Schüler auszuzeichnen, der Gruppenratsvorsitzender sei und sehr gute Leistungen in der Schule bringe.

»Theodor, wo sitzt du?« fragte er.

Alle Augen wandten sich mir zu, und mich durchfuhr ein freudiger Schrecken, weil ich begriff, daß ich es war, von dem soeben gesprochen worden war.

»Hier«, piepste ich schüchtern.

Herr Rempe kam auf mich zu und gab mir ein Buch.

Dabei sagte er: »Seht ihn euch an, den Theodor aus der ersten Klasse. Er hat sehr gut gelernt. An seinem Fleiß können sich ruhig auch die Schüler der oberen Klassen ein Beispiel nehmen. Die Lehrerschaft ist stolz auf dich, und ich glaube, nicht nur die, sondern unsere ganze Schule.«

»Danke schön!« rief ich in den Saal.

Mein Herz hüpfte. Ich hibbelte leicht und sah stolz um mich. Achim strahlte. Olaf war eher verblüfft, daß einem aus seiner Klasse die hohe Ehre zuteil wurde. Bettina himmelte mich an. Andere wieder blickten eher neidisch oder gleichgültig. Aber das konnte mir nichts anhaben.

»Ich denke«, redete Herr Rempe weiter, »du wirst auch in Zukunft fleißig lernen und den anderen ein Vorbild sein.«

Entschlossen, fast feierlich kam meine Antwort: »Ja, das will ich.«

Vorn baute sich noch einmal der Schulchor auf. Währenddessen sagte Herr Rempe, daß doch am Ende der Feier zuerst die Schüler, die laufen können, den Saal verlassen mögen, damit die Rollstühle dann ausreichend Platz hätten und ohne Schwierigkeiten nach draußen kommen könnten und nicht wieder so ein heilloses Gedränge und Geschiebe wie letztes Mal entstünde.

Während wir im Rollstuhl warteten, daß sich der Saal leerte, blieb ein Mädchen aus der Vierten bockig sitzen. Ich kannte sie nur vom Sehen und wußte, daß sie Karla hieß und niemand sie richtig leiden konnte. Immer hatte sie diesen feindlichen Ausdruck um Lippen und Augen, der jetzt besonders stark war. Ihren Mund preßte sie so sehr zusammen, daß er ganz hellgrau wurde, und in ihren Augen glühte Ablehnung. Um sich her hatte sie Haß

aufgeschichtet; ein düsteres Bollwerk inmitten des fröhlichen Blaus unserer Halstücher.

Mein einziger Gedanke war, daß sie die Anweisung nicht befolgte. Immerhin war ich jetzt ein Vorbild, eine Schulwichtigkeit, die auch dafür mit Sorge zu tragen hatte, daß der Kindertag reibungslos ablief.

Mochte sie drei Jahre älter sein und fast zu den Großen gehören, mochte sie mich mit vor Verächtlichkeit triefenden Mundwinkeln ansehen, ich wagte es: »Hast du nicht gehört? Alle, die laufen können, sollen schnell rausgehen!«

Ich piepste zwar, aber den Ton traf ich fast wie Herr Rempe, und auch im Gesicht hatte ich etwas von seiner ernsten Entschlossenheit, da war ich mir sicher.

»Wegen deiner blöden Auszeichnung hast du nun das große Maul«, kam es zurück.

Es sollte sich abschätzig genölt anhören. Doch ihre Stimme war da, wo sie hätte besonders scharfkantig klingen müssen, brüchig geworden. Hinter der stolzen Verachtung, die sie mir entgegenschleuderte, begann ich, die Wehmut zu ahnen, die sie in sich verbarg und die sie ärger beißen mußte, als mich, wenn ich nach den Ferien von zu Hause weg mußte.

Ich war mir so sicher gewesen, ihr gegenüber im Recht zu sein. Nun schämte ich mich dafür, daß es so war. Was bedeutete schon der proklamierte Stolz der Lehrer auf meine schulischen Leistungen? Er war eine aufgeblasene Nichtigkeit.

Karla stolperte prothesenquietschend davon und quirlte dabei mit ihrem Armstumpf ärgerlich die Saalluft. Ich kaute bedeppert auf meinem Halstuch herum.

Die Pioniereisenbahn war eine mit Blech verkleidete Dieseleidechse, die vier luftbereifte offene Wägelchen zog. Sie fuhr jeweils drei Runden um den Hof. Dann wurden die Kinder in den Waggons umgewechselt. Auch mich quetschten sie auf eine der engen Holzbänke, damit ich dreimal mit Dieselgetucker um den Hof gefahren werden konnte, dessen Mauern mir längst zum Alltag geworden waren. Dreimal ging es entgegen dem Uhrzeigersinn im Schrittempo im Kreis.

Der Verladebahnhof war der Hauseingang. Hier stand die weiße Wolke aus Kitteln, die uns durch die schmalen Türöffnungen der Pioniereisenbahn zu buckeln und auf die harten Bänke zu setzen hatte. Hinter ihr im Flur stauten sich die, die noch ihre Runden zu absolvieren hatten. Auf dem Hof waren die, die diese Bahnfahrt ohne Schienen, Signale, Schaffner und vor allem ohne

Wegkommen schon hinter sich hatten. Teile der weißen Wolke bewachten sie, damit sie nicht unter die Räder kämen.

Der feuchte Splitt knirschte unter den Gummireifen. Es roch nach Dieselauspuff, und der Himmel war nieselgrau. Dreimal zogen das Haus, die Mauer, das schwarze Holzbohlentor, das offen stand, die Baumwipfel über der Mauer, die Gesichter der Kinder und die ringsum aufgebauten Stände an mir vorüber. Dann hielt der Zug zum nächsten Verladen.

Bevor ich gepackt und zurück in den Rollstuhl gehievt werden konnte, wurde Achim, der neben mir saß, zurückverfrachtet. Der Platz mir gegenüber war von Armin besetzt gewesen. Nun stieg Karla zu und wollte ihn einnehmen. Ihr folgte Hertha, das Vieh, die mich aus der Bahn tragen wollte. Karla hatte Schwierigkeiten mit ihrer Prothese. Immer wieder fummelte sie in der Kniekehle an einem Bügel herum, der sich durch den Hosenstoff abzeichnete. Doch es machte nicht knack, und die Beinprothese knickte nicht ein, und sie konnte sich deshalb nicht setzen.

»Immer vordrängeln und dann im Weg stehen!« jaulte das Vieh und schob Karla beiseite, um an mich heranzukommen.

Karla taumelte und plumpste mit ihrem ganzen Gewicht auf meinen Schoß. Auch wenn sie auf der linken Seite um einen Arm und ein Bein leichter war als andere Mädchen aus der Vierten, die verbliebenen Gliedmaßen waren sehr kräftig, ebenso ihr Körper. Und so traf sie mich mit ziemlicher Wucht. Es machte zweimal »knack«; einmal in ihrer Prothese, die endlich in die Sitzstellung rastete, und einmal in meinem rechten Fußgelenk, wo unter ihrer Last ein Band überdehnt wurde. Ich saß in Karlas bittersüßen Gestank eingehüllt, mit dem brennenden Schmerz meines gestauchten Knöchels. Nachdem ich Luft eingesogen und ausreichend Wasser für die Tränen in den Augen hatte, begann ich zu schreien.

»Mist!« sagte Karla und hob sich erschrocken von meinen Schenkeln auf den gegenüberliegenden Sitz.

»Hab dich nicht so!« grabschte Hertha, das Vieh, nach mir.

Bevor ich gänzlich in deren Gewalt kam und dem Waggon enthoben wurde, streichelte mich Karla mit dem Handrücken sanft am Hals und sagte noch einmal: »Mist!«

Am Nachmittag legte ich mit der Armbrust auf einen Adler an. Wenn er getroffen wurde, fielen ihm Kopf oder Schwingen ab. Bei einem guten Treffer kippte der ganze Vogel von der Stange. Zielen konnte ich phantastisch. Herr Christoph hatte es mir gezeigt. Das Korn müsse in der Kimme stehen und auf die Adlerbrust gerichtet sein. Doch der Abzug war zu schwer für mich. Ich mühte mich sehr, doch ich konnte den Pfeil mit der Gummimuffe

nur zum Abflug bewegen, wenn ich mit beiden Händen den Abzug drückte. Damit waren sämtliche vorherigen Zielanstrengungen zunichte. Als ich nach zwei Fehlschüssen erneut anlegte, griff mir jemand von hinten an den Hahn und drückte ab. Es war genau der richtige Moment gewesen. Der Adler zerfiel in sämtliche Einzelteile und stürzte von der Stange.

Die helfende Hand gehörte Karla. Sie lächelte mir zu und ging ihrer Wege.

An Stelle des dunklen Holzbohlentors gibt es jetzt eins mit hellgrau gestrichenen Blechen, die auf Stahlrohrrahmen genietet sind. Es steht offen. Zaghaft überqueren wir die Linie zwischen öffentlichem Weg und Anstaltsgelände, die bei offenem Tor nur durch hellgraue Ölfarbkleckse auf dem groben Asphalt markiert ist. Der Hof liegt menschenleer im Mauergeviert. Einige Autos stehen am Rand. Der hintere Bereich unterhalb des Schulgartens, wo die Küchenabfalltonnen stanken, ist mit Garagen zugesetzt. Die erste von ihnen mit drei Stellplätzen für die Ärzte wurde bereits fertiggestellt, als ich in der Sechsten war.

Aus dieser Zeit existiert ein Foto, auf dem Achim, Zangschmidt und ich vor der Garage aufgebaut sind. Lässig sitzen wir in unseren Karren. Wir legten Wert darauf, daß unsere Rollstühle nicht mehr die alten aus Holz und Leder waren, sondern schon die neuen faltbaren mit den kleinen luftbereiften Rädern vorn, grauem Kunstleder und verschiedenen silbrigen Metalltönen auf den Rohren, die von Steinbrück fachmänisch als Hammerschlaglack bezeichnet wurden. Selbst Zangschmidt, der nur einen für draußen brauchte, weil er drinnen an einem Holzgestell lief, hatte durchgesetzt, daß ihm nicht eine dieser klobigen Omaschleudern untergeschoben wurde. Damit sollten sich die aus den unteren Klassen herumquälen und darin aussehen wie rasierte Alm-Öhis.

Das Foto zeigt uns kurzärmlig mit gefinzten Augen in der Nachmittagssonne. Achim hat die längsten Haare von uns dreien. Sie fallen sanft über Schläfen und Ohren in den Nacken. Doch oben wirbeln sie wild wie schwarze Spinnenbeine um seinen abgeflachten Hinterkopf, dessentwillen er von uns mitunter »Flanschbirne« gehöhnt wurde. Als Kind habe er zu viel gelegen, erzählte Achim gelegentlich. Seine Mutter hätte ihn als Baby nie auf den Arm genommen. Immer habe er auf dem Rücken liegen müssen. Und im Kinderwagen sei es so hart gewesen, daß sich davon sein Hinterkopf verformt habe. Auch der widerborstige Strudel, der von keiner Frisur zu zähmen war, käme daher, daß die ersten Härchen, anstatt direkt geradeaus sprießen zu können, seitlich

aus der plattgedrückten Auflagefläche des Kopfes herauswachsen mußten, um ans Licht zu kommen.

Unseren Köpfen ist ebenfalls das Streben nach langem Haar anzusehen. Der Pony erreicht bei mir fast die Brauen, bei Zangschmidt schon die Lider. Seine Ohren sind halb verdeckt. Meine schieben die Oberkanten nur dann unter die Haardecke, wenn ich mich entsprechend kämme. Doch auf dem Bild müssen sie sich in voller Größe nackt der Sonne darbieten, denn es wurde von meiner Mutter aufgenommen, und die kämmte noch Jahre später meine Haare so, daß sie trotz ihrer nun beachtlichen Länge möglichst anständig und üblich aussahen. Freie Ohren waren dabei ein Standard.

Auch die Zangschmidt schnippschnappte ihren Jungen immer einmal wieder in Fasson. Vor allem, wenn die Ferien anstanden und er der Nachbarschaft und den Verwandten unter die Augen kam, mußte er dran glauben. Immerhin war er der Sohn eines Polizisten, und da konnte er nicht aussehen wie ein Beatle.

Ich war der Sohn von Christen, die vor der Welt makellos dazustehen hatten. Darüber, daß wir den Heiland liebten und deshalb manche Prämie und Begünstigung ausblieb, mochten sich die Leute das Maul zerreißen, über lange Haare und Hottentottenmusik sollten sie jedoch nichts zu reden haben.

Achim war der Sohn eines Süßwasserkapitäns. Seine Mutter beschnitt ihm keinerlei Haar und andere Freiheiten. Sie fuhr mit seinem Vater die Elbe rauf und runter von Usti oder Melnik über Dresden bis Wittenberge, schipperte die Saale hoch bis Leuna, benutzte durch die Hauptstadt die Spree und kam mitunter über die Oder bis zur Ostsee. Von all diesen Orten schrieb sie im Abstand von zwei Monaten, von der Tschechei oder von Sceczin und Gdansk sogar Ansichtskarten. Vierteljährlich schickte sie ein Paket mit Klamotten und Süßigkeiten, das immer einen Russenschädel enthielt. So nannten wir die Rotwurstblasen im Plastikdarm, deren Form uns an Kopf und Mütze eines Soldaten aus Budjonnis Reiterarmee erinnerte, von der wir einen Film gesehen hatten.

Der größte Wasserlauf in Gotha floß durch den Viadukt und brauchte für sich samt Ufer und Böschung nur einen Brückenbogen. Die Straße brauchte zwei. Nicht einmal für ein Paddelboot hätte die Wassertiefe gereicht. Bis Gotha würden sie also nie kommen.

Auch wenn wir Söhne unserer Eltern waren, die uns die Haare beschnitten oder es in Ermangelung schiffbarer Gewässer nicht

taten, waren wir alle im Zimmer auch Gottes Kinder. Bereits in der Dritten hatten die von mir zum besten gegebenen Geschichten von Abraham und Isaak, David und Goliath, Jesus und den Jüngern, und die dabei erwähnten Glaubenssätze allen meinen Freunden imponiert und sie sich bekehren lassen.

Während ich mir mitunter im Unklaren war, ob Ingolf oder Uwe nicht einfach nur mitmachten, wie sie sich auch an Seeräuberspielen beteiligten, war ich mir bei Achim sicher, daß er begriffen hatte und es ernst meinte. Gottes Liebe schwamm nicht weitab auf Strömen, die er nur vom Geografieunterricht her kannte. Sie war für ihn da, zumal Fräulein Baudach, die ihn beturnte und in Wochenendferien manchmal mit zu sich nach Hause nahm, auch an Jesus glaubte.

Meine Eltern freuten sich über ihren missionarischen Sohn. Zangschmidt erzählte seinen lieber nichts vom Glauben.

»Wenn meine Eltern in die Hölle kommen«, hatte er einmal gesagt, »will ich nicht in den Himmel.«

Ich wußte, daß ich genauso wie er empfinden würde. Nur, meine Eltern würden mit Sicherheit ins Paradies kommen; und Zangschmidts mit ebensolcher Sicherheit in die Hölle, denn sie glaubten nicht an Gott, ja meinten sogar, über den Glauben lachen zu können; immerhin verkörperte der Vater mit seiner Uniform einen Teil der Macht, die eifersüchtig eine andere oder gar höhere Instanz als sich selbst ausschloß. Zangschmidt wiederum würde als einer, der Jesus liebt, nicht in die Hölle kommen. Ich wußte keinen Ausweg. Meinen Vater fragen wollte ich nicht. Schließlich stand Zangschmidt meinem Bekehrungskonto gutgeschrieben. Wenn er aber lieber in die Hölle als in den Himmel wollte und sich möglicherweise um seiner Eltern willen vom Heiland abwandte, stand die Rettung seiner Seele in Frage. Das wiederum hätte die Anerkennung, die ich daheim als Missionar genoß, geschmälert.

Auf dem Foto schaut Zangschmidt etwas betrübt in die Linse. Vielleicht ist es die Sonne in seinem Gesicht, vielleicht die Aussicht, angesichts der sich nahenden Sommerferien bald geschoren zu werden, vielleicht aber auch die Erwägung seiner Höllenfahrt. Achim hingegen lacht begeistert. Gleich wird er einmal rhythmisch mit dem Kopf schütteln und danach aus dem Bauch heraus einige Male leicht auf und ab federn, wie er es immer machte, wenn er sich freute.

Es war ein guter Sonntag heute, nicht wie all die anderen, die er im Bett verbringen mußte. Meine Mutter hatte ihn aus dem

Bett geholt, weil das Wetter so schön war. Ums Reinbringen brauche sie sich nicht kümmern, hatte das Füchschen gesagt. Sie mache das schon. Achim war mit auf der *Sternwarte* essen und später im Tierpark gewesen. Ralf Kräckers Eltern waren mit dem Auto gekommen und schlossen sich uns an. Der Vater schob seinen Sohn und die Mutter Achim.

Seine große Freude zeigt sich auf dem Foto verzerrt. Das linke Auge ist zugeschwollen, deformiert zum dunklen Sehschlitz, verquollen bis hinauf zur Stirn und hinab übers Jochbein, sein Lachen wandelnd in ein fies erscheinendes Grinsen. Ein Mücke hatte ihn in der Nacht zuvor ins Lid gestochen. Braune Kulleraugen hatte Achim müde geschlossen und beim Erwachen das linke nicht mehr öffnen können.

Dieser Sonntag war einer der wenigen, an denen das Ende der Besuchszeit nicht schmerzte. Ich war erst wieder eine Woche hier. Eine Lungenentzündung hatte meine Frühlingsferien um drei Wochen verlängert. Zuhause hatte ich ein Paket mit Büchern, Stiften und einem Schwungradwartburg von Achim und den anderen aus meinem Zimmer bekommen: vom Kindertag übriggebliebene Preise. Die Krankheit war überstanden. Die Freunde hatten mich vermißt und an mich gedacht. Ihretwegen freute ich mich erstmals in Kamsdorf darauf, nach Gotha zurückzukehren. Und es war gut, wieder unter ihnen zu sein. Auch würde in nicht ganz einem Monat mit dem Beginn der Sommerferien meine Zeit in Gotha zu Ende gehen und ich im neuen Schuljahr in Arnstadt zur Schule gehen können.

»Alle werden da sonntags angezogen und aus den Betten geholt«, erzählte ich Achim. »Für jedes Zimmer gibt es einen Erzieher, der ist gleichzeitig Pfleger. Und sie gehen sogar in die Stadt, einfach nur so zum Einkaufen oder ins Kino, manche sogar allein. Und das beste ist, daß alle Christen sind und man nicht ausgelacht wird für seinen Glauben.«

Ich wurde sehr beneidet dafür, von der Siebten an im Marienstift weitermachen zu können.

»Schade, daß du dann nicht mehr bei uns bist«, sagte Uwe. »Aber vielleicht können wir ja alle nach Arnstadt wechseln.«

Die Idee schien großartig, hatte aber einen Haken. Meine Eltern hatten den Platz für mich nur bekommen, weil Maria bereits im Marienstift eingeschult war. Normalerweise waren schon alle Plätze belegt, und ich wurde nur aufgenommen, damit wir Geschwister zusammen waren und meine Eltern uns nicht mehr in zwei Städten besuchen mußten. Doch wenn sie für mich eine Ausnahme machten, vielleicht konnten sie auch noch fünf weitere Notfälle aufnehmen. Noch am selben Abend schrieben wir einen

Brief an Pfarrer Pätz, den Direktor des Marienstiftes, in dem stand, daß wir zusammen im einzig christlichen Zimmer des staatlichen Heims in Gotha lägen. Jeder habe sich hier bekehrt und unser Glauben würde von Schwestern und Erziehern verlacht, sogar unterdrückt. Nur weil wir fest zusammen hielten, könnte uns das alles nichts ausmachen. Nun sollten wir auseinander gerissen werden. Damit dies nicht geschehe, bäten wir gemeinsam um Aufnahme ins Marienstift.

Eine Woche darauf brüllte Frau Doktor Blauerer bei der Visite: »Siebenstück, du spielst dich wohl jetzt als Führer auf? Mir nach! Auf ins Marienstift! Hier ist es nicht mehr gut genug! Geht doch nach Hause oder ins Krankenhaus, wenn's euch nicht paßt. Vielleicht könnt ihr da in Ruhe beten. Im Marienstift ist jedenfalls kein Platz mehr.«

Achim hatte mir damals einen Brief geschrieben, den einzigen, den ich von ihm erhielt. In kleinen sorgfältig gestochenen Buchstaben stand da:

»Gotha, den 14. 1. 1973

Lieber Theo (Waschel, Waschel)!

Heute möchte ich Dir einmal schreiben. Danke für die Briefe nach den Sommerferien und vor Weihnachten. Ich hatte Deine Adresse verbummelt. Fräulein Baudach hat mir die gegeben und gesagt: Das wird schon ankommen.

Wie geht es Dir? Mir geht es gut. Ich hab gelernt, zu kreischen wie *Sweet* in »Block Buster«. In Deinem Bett ist jetzt Siegmund. Alle im Zimmer haben eine Freundin. Uwe hat Bettina. Die anderen Mädchen kennst Du nicht. Die sind erst nach den großen Ferien gekommen. Ich habe keine. Das ist mir einfach nichts, das Geküsse und Gefummel und so.

Die dicke Elfriede ist vorgestern auf die Schnauze geplauzt, beim Einsteigen in die Straßenbahn abgerutscht. Da hat sie sich den Fuß gebrochen. Nun ist erst einmal Ruhe. Weißt Du noch, wie sie beim Waschen einmal gesagt hat: Hier rennt man ja von Autzen nach Bautzen, nur um ein Stückchen Seife zu kriegen? Von Autzen nach Bautzen - da mußte sie sich bewegen. Jetzt kann sie endlich rumliegen und noch fetter werden.

Wie ist das Wetter bei Dir? Hier taut es. Das bißchen Schnee, was auf dem Dach gelegen hat, ist weg. Aber wenn es liegen geblieben wäre, würde es mir auch nichts nützen. Mit mir geht sowieso niemand rodeln. Herr Christoph hat es im vorigen Win-

ter einmal gemacht. Weißt Du noch? Und Thea einmal, als wir in der 3. waren. Fräulein Baudach macht manchmal mit mir einen Spaziergang. Zum Rodeln reicht ihre Zeit nicht.

Was hast Du zu Weihnachten gekriegt? Ich: einen bunten Teller vom Heim, ein Flötennotenbuch für Fortgeschrittene und Briefmarken zum Thema Musik von Fräulein Baudach und einen Pullover und Süßes von meiner Mutter.

Es ist Sonntag, und ich sitze allein in meinem Bett. Die anderen sind mit ihrem Besuch weg oder gucken unten Fernsehen. Du kennst das ja. Oder nicht. Ich bin im November 13 geworden, und wir waren 6 Schuljahre lang zusammen. In dieser ganzen langen Zeit hast Du jeden Sonntag Besuch gekriegt und ich nie. Du warst immer draußen und ich nie.

Ich wünsche mir oft, daß ich auch in Arnstadt sein könnte. Es ist hier noch beschissener ohne Dich. Mit Olaf, Ingolf, Uwe, Lutz und Zangschmidt ist es eben doch nicht so wie mit Dir. Wir waren so richtig dicke Freunde.

Ich muß jetzt schließen, weil die Seiten voll sind und niemand da ist, der mir neue geben kann. Die blonde Erika getrau ich mich nicht zu rufen.

Herzliche Grüße von

Deinem Joachim.

Olaf, Ingolf, Uwe, Lutz, Zangschmidt und Bettina grüßen auch. Und Waschel sei ganz lieb gesuckelt und beschnalzt.«

» Laß uns endlich reingehen«, sage ich. »Mir ist verdammt kalt.«

Die über die beiden gerundeten Eingangsstufen hinweg gegossene Betonauffahrt ist noch dieselbe wie vor zwanzig Jahren, ebenso die breite zweiflüglige Haustür mit den quadratischen Scheiben. Auch die Schwingtüren, die den Flur vom Vorraum trennen, sind noch da. Wie eh sind sie viel zu straff gefedert, um sie problemlos mit den Fußrasten aufdrücken zu können, zumal ihre schrägen Griffe so tief an den Türkanten enden, daß dabei die Gefahr gegeben ist, sich die Schienbeine zu stoßen oder gar mit den Schuhspitzen hängen zu bleiben und sich die Füße zu verrenken.

Nachdem wir durch sie hindurchgeschrattert sind, empfängt uns der Flur mit blendend grauem Licht, das der unförmige schmiedeeiserene Leuchter aus fünf Zweihundertwattbirnen auf uns niederschmettert. Dieser Leuchter, einer Tonne gleichend, auf deren oberen Rand plumpe Eichenlaubornamente neben die Fassungen geschweißt sind, schwarzlackiert mit massiven Eisenket-

ten an der hohen Decke verankert, erscheint mir zusammen mit der meterlangen Wandbank aus dunklem Holz, dem grauen Muschelkalkmarmor des Bodens und dem Treppenhaus vor mir noch immer als der Inbegriff des Verlorenseins.

Kulle sticht der Leuchter sofort ins Auge.

»Nazikitsch«, sagt er. »Soll aussehen wie von schweißüberströmten teutonischen Schmieden jemacht.«

An Nikolaitschek erinnere ich mich, dessen Schreie am Mittag des Freitags vor Pfingsten an den hohen Wänden zerprallten. Ich stand seitlich im Eingang und erwartete meine Eltern, um mit ihnen über die Wochenendferien nach Hause zu fahren. Vor der Auffahrt parkte ein funkelnagelneuer hellgrüner Trabant, an dessen Steuer Nikolaitscheks Vater saß und zementenen Blickes der Jahn lauschte.

»Der kleinen Marina, die keine Eltern mehr hat, hat er das Paket geklaut und alles aufgegessen«, röhrte sie über die polierte Karosse und die blitzenden Metalleisten. »Stellen Sie sich vor: Sie hat bis jetzt noch nie ein Paket bekommen. Es war das erste in ihrem Leben. Und dann so etwas.«

Als der Vater den Verbrecher am Hemdkragen packte und aus dem Auto in den Staub warf, machte die Jahn ein erschrockenes Gesicht. Wortlos stieg er aus, klemmte sich das zappelnde Bündel kopfüber unter den Arm, so daß sich dessen Arsch wie eine Trommel seinen Händen bot, und drosch drauflos, während er an mir vorbei ins Haus stampfte. Erst unterm düsteren Leuchter löste sich Nikolaitscheks Schreckkrampf, und er konnte schreien.

»Du bleibst hier! Dich nehm ich nicht mit«, schütterte der Alte, schmiß den Dieb auf die Bank, daß es knallte, setzte sich ins Auto und fuhr weg.

An Achim erinnere ich mich. Seine Mutter hatte ihn einen Tag zu früh aus den Weihnachtsferien zurückgebracht und einfach nur im Flur abgestellt, weil sie ihren Zug erreichen mußte. Dort stand er und sah durch die Scheiben der Schwingtüren den Abend kriechen und auf ihnen die Eisblumen wachsen. Wollaseck fand ihn Stunden später bei einem Rundgang.

Nichts scheint sich verändert zu haben. Unschlüssig stehen wir im Grau. Die Tür zum Steinsaal öffnet sich. Ein Mädchen mit runden grauen Augen, glattem Blondhaar und Brustknospen unterm T-Shirt kommt heraus und will treppab. Sie bemerkt uns und sieht uns interessiert an. Ich frage sie nach dem Schwesternzimmer. Wortlos weist sie auf eine Tür und tänzelt dann mit schwingenden Hüften und hüpfendem Haar kellerwärts.

»Behindert war die aber nicht«, sagt Kulle verblüfft.

»Doch. Sie gehört zu den Scheuermännern«, erkläre ich.

Kulle blödelt: »Reinigungsbrigade aus Kindern«; und ich erzähle von der Scheuermannkrankheit, einem Rückenschaden, der sich bei Kindern und Jugendlichen innerhalb von sechs Monaten durch Gipsbetten und intensive Gymnastik heilen ließ. Die Scheuermänner waren nur ein Schuljahr lang da, und unsere Verbindung zu ihnen war lockerer Natur. Wir nannten sie Läufer. Für das Schieben der Rollstühle, den abendlichen Nachrichtenverkehr zwischen den Zimmern und das Aufsammeln von Zigarettenstummeln, die wir heimlich im Bad in unseren Pfeifen rauchten, waren sie unentbehrlich.

Die Tür zum Schwesternzimmer ist glatt und weiß, eine nüchtern moderne, später hinzugekommene. In der Höhe der Fußrasten sind einige Kratzer im Lack; relativ wenige im Vergleich zu anderen Türen eines Hauses, durch das mehr als vierzig Rollstühle fahren. Das Schwesternzimmer scheint weiterhin mit einer Bannmeile für die Kinder belegt.

Die Schwestern zogen sich hierin nach getaner Arbeit zurück. Das war nach Abräumen des Geschirrs von Frühstück oder Vesper. Kurzzeitig tauchten sie noch einmal auf zu rückwärtigen Diensten wie Staub wischen, Kotschüsseln desinfizieren oder Betten beziehen und erschienen erst zur Ausgabe von Mittagessen oder Abendbrot wieder. Wer in schwesternlosen Zeiten etwas wollte, mußte an die Tür des Schwesternzimmers klopfen und warten, bis geöffnet wurde, hatte auch dann draußen stehen zu bleiben und sein Anliegen gegen die unwilligen Gesichter vorzutragen. Zigarettenrauch und Kaffeeduft zogen süß in den heimluftgefüllten Flur, Schlagermusik dudelte heraus, und auf dem Tisch ließen sich Illustrierte, Strickzeug und Tortenreste ausmachen. Egal, ob man seechen mußte, aus dem Rollstuhl gefallen war und sich verletzt hatte oder, nachdem einen jemand naßgespritzt hatte, umgezogen werden wollte, meist wurde übel geschimpft. Es gab Wasch-, Bett-, Abtopf- und Mahlzeiten. An die mußte sich gehalten werden. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder scheißen wollte, wann er muß?

Es gab fünf Sorten Erwachsene. Sie hatten untereinander eine Rangordnung, die bei den Ärzten begann, über Lehrer und Erzieher verlief, nach denen die Krankengymnastinnen kamen, gefolgt von den Schwestern, und die bei dem Küchen- und Reinigungspersonal endete. Jede Sorte hatte ihren Bereich. Den Lehrern gehörten wir im Unterricht, den Erziehern in der Freizeit. Den

Schwestern waren unsere Leiber anheimgegeben. Nie kam es vor, daß ein Erzieher ein Kind anzog oder seechen ließ. Nie hätte eine Schwester uns bei den Hausaufgaben geholfen. Die Ärzte hatten die größte Macht, auch wenn wir sie nur wenige Stunden in der Woche zu Gesicht bekamen. Sie beherrschten uns durch ihre Anordnungen. Für mich waren die Schwestern die Bedeutendsten. An ihnen lag es, ob ich ohne Quälerei über den Tag kam.

Das jetzige Schwesternzimmer war früher ein Behandlungsraum. Es liegt am Anfang des Ganges zu den Toiletten im Erdgeschoß, der nach wie vor mit gilbenden Kacheln gefließt ist und den Gestank aus Desinfektionsmitteln und Scheiße so kräftig in den Flur drückt, daß es mich würgt.

Kulle fährt mich an die Tür, daß die Fußrasten dagegenknallen. Auf die typischen Heimgerüche und -gebräuche reagiert er ebenso abwehrend wie ich. Auch er kennt die Heiligung des Dienstzimmers, wenn auch aus der Sicht derer, die drin sitzen. Er langt über mich hinweg, klopft hart und öffnet sofort. Ich sehe auf einen weißen gebeugten Rücken, der sogleich hochfährt und über den sich der Kopf zu uns umdreht. Hinter dem Gekittele nehme ich auf einem hell emaillierten Metalltisch eine Vase mit Fichtenzweigen, an denen rosa Kugeln hängen sowie Farbnäpfe und Pinsel wahr. Im Radio die Kennmelodie von DT 64. Bastelstunde während des Dienstes. Ein junges Gesicht sieht erst aufgestört und ärgerlich zur offenen Tür, dann mustert es uns erstaunt. Rechts hinter einer Front hellgrauer Blechspinde, die eine tiefere Einsicht in den Raum verhindert, kommt eine kleine dunkelhaarige Schwester hervor. Mir ist, als hätte ich auch noch andere Stimmen von dort gehört.

»Besuch«, sagt sie, setzt sich neben die Malerin und lächelt uns überrascht zu.

Erwachsene Rollstuhlfahrer sind in diesem Haus ebenso exotisch wie überall, zumal vollbärtige mit langem Haar und großem Halbmondohrring. Zumindest scheinen uns die Schwestern sympatisch zu finden, eine angenehme Abwechslung am radiodurchdudelten Nebelnachmittag.

Ich bin aufgeregt. Jetzt ja nicht zum Jungen werden, der ins Schwesternzimmer eingedrungen ist; ja nicht verhaspeln oder gar erröten! Zum Glück habe ich mir alles schon vorher zurechtgelegt: »Guten Tag! Mein Name ist Siebenstück. Ich bin vor zwanzig Jahren hier zur Schule gegangen. Und jetzt möchte ich fragen, ob es möglich ist, daß ich mir das Haus noch einmal ansehe.«

Die unwirsche Betretenheit, die ich befürchtet habe, bleibt aus. Nicht einmal ein unbeholfenes »Ob das wohl erlaubt sein wird?«.

»Natürlich ist das möglich«, sagt die kleine Dunkelhaarige.

Sie mag in meinem Alter sein, vielleicht fünf Jahre mehr haben und strahlt mich an: »Ich kenn Sie. Siebenstück, das ist ein Name, der bleibt hängen. Siebenstück, Theodor. Stimmt's? Wir lesen hier immer, was Sie in der Kirchenzeitung schreiben. Einige Mitarbeiter kennen Sie noch als Kind; und das interessiert dann die anderen auch, zum Beispiel Ihre Wohngemeinschaft. Oder letztens die Serie über die Zigeuner - war toll!«

»Sinti«, schulmeistere ich.

Sie winkt ab, behält aber ihr Lächeln.

»Daß so etwas endlich auch in einer Zeitung steht. Man könnte ja denken, in der DDR gäbe es keine Sinti und hätte es nie welche gegeben; so als wären sie lediglich Figuren aus einem historischen Roman.«

Die Serie über Geschichte und Wirklichkeit der deutschen Sinti, insbesondere der in der DDR, hatte ich im Sommer geschrieben und ohne Hoffnung auf Veröffentlichung an die Redaktion geschickt. Als ich aus Belgien wiederkam, lag ein Brief von Mayer, dem Chefredakteur, da, in dem er die Exklusivrechte haben und die Serie umgehend bringen wollte. Mayer hatte mich vor fünf Jahren ärgerlich gebeten, erst wieder Artikel einzureichen, wenn ich mir über den Rahmen kirchlicher Pressearbeit im Sozialismus klar geworden sei. Ich hörte nicht auf ihn und erhielt ein Drittel der Manuskripte zurück. Daß er ausgerechnet dieses behielt, war mir das erste Zeichen dafür, daß sich tatsächlich mehr tat, als daß alle über die ungarisch-österreichische Grenze gingen und Honecker an Krebs zu krepieren dachte.

»Wie sind Sie auf die Sinti gekommen?« will die Junge wissen.

»Gewissermaßen gehöre ich doch selbst zum fahrenden Volk«, antworte ich lachend.

Die Dunkelhaarige kichert und bietet uns *Club* an. Ich nehme eine, obwohl ich schon seit Februar nicht mehr rauche. Doch mindestens einmal wöchentlich finde ich einen Anlaß für eine Zigarette: ein Streit mit Manuela, ein Funktionär auf einer Bürgerversammlung, der schon immer der große Kämpfer war, die von der Straßenmeisterei willkürlich gefällten Alleebäume. Jetzt liefert mir meine Unsicherheit einen Grund. Außerden hat bei Sinti und Indianern das gemeinsame Rauchen bei der ersten Begegnung einen rituellen Hintergrund. Möglicherweise ist sie ja eine Sintiza. Das Schwarzhaar, die flinken Funkelaugen, das fein geschnittene Gesicht, der bräunliche Teint. Als Krankenschwester allerdings würde sie nach dem Gesetz aus der Sippe verstoßen.

Gierig ziehe ich den Rauch ein. Meine Kippe ist schon fast zur Hälfte abgebrannt und hat eine lange Aschenkrone, die abzufallen droht. Sie reicht mir einen Aschenbecher.

»Erinnern Sie sich noch an den Mathematiklehrer Rempe? Er ist mein Onkel. Vor sechs oder sieben Jahren hat er ihren Namen in der Kirchenzeitung entdeckt und gesagt: 'Der war mein Schüler.'«

Herr Rempe mit den gütigen grauen Augen, der sozialistische Nikolaus und beste Freund vom Physiklehrer Goßner, dem Parteisekretär, liest also die Kirchenzeitung. Und ist ihr Onkel. Zur Sintiverwandschaft zählt er bestimmt nicht.

Sie erinnert mich mit ihrer zierlichen Gestalt und den dunklen Locken, die bis zu den Schultern fallen, an Marthchen. Die brachte manchmal ihr Akkordeon mit, um mit uns abends zu singen, während ihre Kolleginnen im Schwesternzimmer saßen oder sich bereits auf einem vorzeitigen Heimweg davonstahlen. Bevor sie eintrat, trommelte sie mit Fingern und Ballen der Rechten einen schnellen Marsch oder Walzer auf die Tür. Kurz darauf stimmte sie mit dem Akkordeon ein.

Einmal im Jahr gab das Gothaer Kinder- und Jugendorchester im Steinsaal ein Konzert. Meist geschah das an einem Sonntagnachmittag im Herbst, sehr zum Entzücken unserer Mütter. Wir murrten, weil wir uns zur Besuchszeit Besseres vorstellen konnten, als dem Schrummeln der Geigen, Flöten und Schifferklaviere zuzuhören. Doch dann wurden wir doch immer wieder in den Bann der Veranstaltung gezogen; weniger jedoch von den simplen Stücken, Volksliedern zumeist, als von der Erscheinung des Orchesterleiters, der beim Dirigieren herumhampelte wie Harry von der Olsenbande, sich wütend an die Stirn schlug, wenn jemand eine Partie verpatzte, und vor einer Ansage Musiker an den Ohren zog und anbrüllte, die schlecht gespielt hatten oder schwatzten. Meist gab Schwester Marthchen bei dieser Gelegenheit zusammen mit dem Leiter auf der Violine ein Soloständchen. Dies geschah nie, ohne daß der fahrige Eiferer ganz ruhig wurde und bewegten Gesichtes erzählte, daß Marthchen, als sie noch ein Kind war, Mitglied des Orchesters gewesen wäre und daß er ihretwegen immer wieder gern hierher käme.

Wenn Schwester Marthchen Nachtwache hatte, holte sie uns aus den Gipsschalen, sobald die anderen schliefen. Der Frühdienst konnte ihr verbotenes Wirken nicht entdecken, weil es Aufgabe der Nachtwache war, uns morgens von den Gipsschalen zu entbinden und zu waschen.

Ihre Hände konnten neben musizieren, waschen, Kotschüssel unterschieben und anziehen auch noch streicheln. Ihr war anzusehen, daß es sie selbst schmerzte, wenn einem Kind etwas weh tat. Das war sehr selten hier.

Von der Vierten an entschwand sie meinem Gesichtskreis. Nach den Weihnachtsferien war sie nicht mehr im Dienstplan. Ich bemerkte es kaum, weil sie schon über ein Jahr lang im Mädchensaal arbeitete und wir sie nur noch im Zehnwochentakt als Nachtwache zu Gesicht bekamen. Möglicherweise mußte sie gehen, weil die Gipsschalenbefreiungen bekannt geworden waren. Möglicherweise hatte sie zu ihren beiden Kindern ein drittes bekommen und wollte nun nicht mehr der Trostschimmer für siebzig Kinder sein, sondern einzig und hell für ihre drei und deren Vater erstrahlen. Am wahrscheinlichsten erscheint mir aber, daß sie die liebesleeren Zustände nicht mehr ertragen konnte, das Gefühl, nichts ausrichten zu können, und mit jedem gelebten Mitgefühl nur die Anstaltsordnung zu unterhöhlen, für alles, was über den Arbeitsvertrag hinausging, beargwöhnt oder verlacht zu werden.

Die Junge hat am Brettchen den letzten Pinselstrich gesetzt und wäscht den Pinsel aus. Dabei scheint ihr ein Einfall zu kommen und sie fragt: »Frau Baudach, kennen Sie die?«

Ich bejahe und freue mich, gerade sie hier noch anzutreffen.

»Die müßte sich doch noch an Sie erinnern.«

Hinter der Spindfront erhebt sich plötzlich eine tiefe Stimme: »Das ist hier ein Schwesternzimmer, kein Tagungsraum.«

Ich fahre zusammen. Kulle stößt pfeifend Luft aus und grinst. Die Dunkelhaarige drückt genervt ihre Zigarette aus und steht auf: »Kommen Sie! Ich bringe Sie zu ihr.«

Wir folgen ihr.

Im Steinsaal herrscht Zwielicht. Drei Jungen sitzen verteilt an den Tischen an der Fensterwand. Neugierig sehen sie von ihrer Beschäftigung auf. Im Vorübergehen streift die Schwester den Lichtschalter und unter Schnarren und Summen klickern die Neonröhren auf.

»Ihr verderbt euch noch die Augen.«

Auch im Jungensaal schafft sie im Vorbeigehen Licht, obwohl hier noch ausreichend von dem fahlen Nachmittag durch die hohen Fenster fällt.

»Rechts hing das Schlachtengemälde«, erzähle ich Kulle. »Später wurde es mit weißem Stoff zugehängt.«

Der ist nun auch verschwunden. Hinter der Reihe der Betten dehnt sich die Wand kahl, in der Mitte durchbrochen von einem eingezogenen Raumteiler.

»Wissen Sie, was mit dem Bild geschehen ist?« frage ich die Schwester.

»Als der Raumteiler angebracht wurde, haben sie's abgenommen. Ich glaube, es ist ins Schloß Friedensstein gekommen, ins Museumlager.«

»Haben Sie es gesehen, als es abgenommen wurde?« will ich wissen.

»Ja. Ein widerlicher Schinken: Krieg und Tod - nichts für einen Saal, in dem Kinder schlafen.«

Wir hatten in den ersten Jahren noch freie Sicht auf die Blut- und Bodenfarbigkeit, die heldischen Muskelstränge, die lanzenbewehrt aus dem Gewirr der Leiber von Kämpfern und Schlachtrössern ragten, die verbissenen Gesichter und panisch zurückgeworfenen Pferdeköpfe. Nur der untere Teil, der die graugrüne Verwesung der Gefallenen zeigte, war mit Gaze abgeschirmt. Durch die waren die Zerstückelten noch gut zu erkennen. Die Gaze sei dazu da, damit wir das Kunstwerk nicht mit Apfelgriebschen und Butterbemmen bombardieren und beschädigen könnten, klärte uns Herr Christoph auf. Als wir fragten, warum uns solch ein ekliges Riesenbild in den Schlafsaal gehängt würde, wurde uns geantwortet, es sei Kunst und gehöre zum Haus dazu. Nachdem es jahrelang vor uns geprangt hatte, wurde es zudrappiert, weil, so wurde gesagt, solch Schlachtgetümmel nichts für Kinder sei.

Über den Ursprung des Gemäldes als ein den Kampfgeist der faschistischen Luftwaffenoffiziere hebendes Kunstwerk und die Gründe, es zu bewahren, wurde nie gesprochen.

Ich stelle mir die Gemäuer vor, als sie noch forschen Fliegern als Erholungsheim dienten, die Bomben auf England zu werfen hatten und bei Fronteinsätzen mit ihrer Stuka vom Himmel geholt wurden. Im Steinsaal brannte bestimmt ein Kaminfeuer, davor braunlederne Clubsessel. Der durchsonnte halbrunde Schulsaal war der Gesellschaftsraum. Im Mädchensaal wurde gespeist und im Jungensaal, dessen Ostseite sogar eine Bühne hatte, getanzt und gefeiert. Die kleinen Zimmer unterm Dach dienten der Übernachtung der Krieger. »Kasino« wird dort jetzt noch der einzig größere Raum genannt. Ein Keramikschild mit der Aufschrift Spielzimmer sollte die Vergangenheit zudecken mit Bildern von Kindern, die mit Bauklötzen spielen. Was jedoch ist ein Kasino anderes als ein Spielzimmer? Im Keller ging es intimer zu: Die Tanzfläche der kleinen Bar gehört jetzt der Physiothera-

pie, ebenso wie der langgestreckte Raum mit den Bullaugenfenstern, der immer noch »Kegelbahn« genannt wird. Junge lebenshungrige Gesichter werden unter den Gästen gewesen sein, ebenso wie die arroganten Fressen der Grauköpfe. Gegen Ende des Krieges werden dann die Feste weniger rauschend und selbstgefällig verlaufen sein. Die jungen Gesichter werden mehr Todesangst als Lebenshunger gehabt haben und die Grauköpfe tiefere Falten und weniger Zigarrenwollust um die Lippen.

Die Bombendetonationen, das Schnellfeuer der Bordgeschütze, das Aufjaulen der Flugzeugmotoren, die brennenden Städte und zerfetzten Menschen sind am Haus hängen geblieben. Die Steinplatten, Holzvertäfelungen und Parkettierungen haben sich vollgesogen damit und verdampfen es allmählich wieder wie Formaldehyd aus Spanplatten.

Einmal wurde in der Nähe bei Schachtarbeiten eine große amerikanische Fliegerbombe gefunden und mußte vor Ort entschärft werden. Das sollte am späten Abend geschehen. Da die Dachräume zu sehr von der möglichen Detonationswelle gefährdet waren, mußten alle im Erdgeschoß im Mädchen- und Jungensaal übernachten. Es könne nichts weiter passieren, als daß die Fenster eingedrückt würden, wurde uns gesagt. Aber wir sollten keine Angst haben. Der Bombenentschärfer sei ein erfahrener Offizier. Ein Fehler - und er wäre der erste, der zerrissen würde. Unsere Betten standen wegen der Doppelbelegung ganz eng beieinander. Achim lag in Griffweite. Über unser beider Köpfe erhob sich mehr als drei Meter hoch eines der sechzehnteiligen Fenster. Wir fragten die blonde Erika, ob die Bettenreihe auf der Fensterseite nicht wegen der Gefahr mit den Köpfen vom Fenster weg gedreht werden sollte. Doch sie zeigte uns einen Vogel. Jetzt lägen bereits alle in den Betten und diese in der Enge umzudrehen, würde länger dauern, als die Spätschicht ginge. Wir sollten nicht so'n Schiß haben.

Voller Angst schlief ich ein. Bald darauf erwachte ich von Achims Faustschlägen. Stumm und schwer atmend hörten wir das unentwegte Auf- und Abschwellen der Sirene. In die darauffolgende Stille hinein beteten wir mit Flüsterstimmen, daß alles gut gehen möge. Wie würde es sein? Ein Blitz, ein harter Donner, dann die Scherbenlawine auf uns herab? Als nach sich unendlich dehnenden Minuten die Entwarnung kam, jubelten fünzig Kinderstimmen aus dem Dunkel.

Ein andermal erwachten wir alle fünf im Zimmer mitten in der Nacht von einem tiefen schnarrenden Ton und einem grellen Blitz.

Ehe wir erörtern konnten, was das gewesen sei, erhellte sich auf der dem Fenster gegenüberliegenden Wand ein Viereck wie zu einer Diaprojektion, die durch das Fenster stattfinden sollte. In den verschwommenen Schwarzweißgebilden glaubten wir Fotos von der Front, von zerbombten Städten, aus Kasernen und Konzentrationslagern zu erkennen. Als Zangschmidt nach der Nachtschwester schrie, war der Spuk zu Ende.

Kriegsbilder wurden uns viele geboten. Das Fernsehen sendete sie zur Flimmerstunde in die Samstagnachmittage hinein, die wir als Wochenendauftakt bereits in den Betten verbrachten. Das Kino, das alle siebzig Kinder vierteljährlich für zwei Stunden im Jungensaal vereinte, zeigte sie uns in Farbe. Und unsere Eltern und Großeltern, die Nachbarn und Schwestern lieferten sie durch Erzählungen von dem, was sie vor mehr als zwanzig Jahren erlebt hatten.

Erst mit zunehmendem Alter begriff ich, daß die Filmbilder denselben Krieg erzählten wie die Leute, daß der Tag der Befreiung dasselbe Datum hatte wie der Zusammenbruch, die ruhmreiche Sowjetarmee identisch war mit den Russen.

Geschichten von Panzerplatten, die in Ägypten durch die Sonne so heiß geworden waren, daß darauf Spiegeleier gebraten werden konnten, faszinierten uns ebenso wie die Kälte bei Stalingrad, die sofort die Haut an den Gewehrläufen festfrieren ließ. Die Brennesselsuppen und der Rübenblätterspinat der schlechten Zeit hingegen schreckten uns weniger. Aus der Heimküche waren wir Schlimmeres gewohnt. *Vier Panzersoldaten und ein Hund* sahen wir genauso gern wie die *Shiloh-Ranch*. Doch wirklich begeistert waren wir von den KZ-Filmen. Das hatte, mehr als Soldaten oder Partisanen, mit uns zu tun.

Kein Bild zeigte Behinderte im Krieg. Sie schien es damals nicht zu geben.

Wir sind am Fahrstuhl angelangt. Die Schwester ruft ihn, indem sie den Schlüssel ins Außenschloß steckt. Er reagiert nicht. Als nach mehrmaligem Betätigen des Klingelknopfs immer noch das Besetztschild leuchtet, tritt sie gegen die Tür. Es hallt durch den Schacht über alle Etagen. Das Lämpchen hinter dem Besetztschild jedoch erlischt nicht.

»Hat wieder jemand vergessen, die Türen zu schließen. Ich werd oben nachsehen müssen.«

Sie geht. Es dauert geraume Zeit, bis über uns das metallene Schlagen der Aufzugtüren zu hören ist, das Rasseln beim Zuziehen des Kontaktgitters und das Grummeln des Motors. Mit einem Knallen öffnet sie schließlich vor uns den Fahrkorb.

Sie sieht mich an und hebt hilflos die Hände: »Ich mußte durchs ganze Haus zurück, die Treppe hoch und oben bis zum Aufzug wieder durchs ganze Haus. Außerdem habe ich schnell noch bei Frau Baudach angeklingelt, ob es ihr recht ist.«

Wir schuckeln abwärts. Wer auf den Lift angewiesen ist, muß Zeit haben. Auf den Bahnhöfen zieht es sich mitunter eine halbe Stunde, bis sich jemand vom Gepäck findet, der den Aufzug bedienen kann. Auf die letzte Minute zum Zug - das geht da nicht oder nur mit hektischem Treppenschleppen und puckerndem Angstherzen wegen der Absturzgefahr. Doch ob ich nun rechtzeitig da bin oder erst, wenn die Ansage zur Vorsicht bei Ausfahrt des Zuges über die Lautsprecher geht, dem Horror vor dem Fall muß ich mich immer aussetzen, wenn ich nach zweiundzwanzig Uhr, dem Ende der Spätschicht der Gepäckaufbewahrung, ankomme.

Was haben Behinderte bei Bombenalarm gemacht? Alle rannten in die Keller. Treppen, Gedränge, Nacht. Und sie? Mitten in der von Luftschutzwarten mühsam kanalisierten Panik auf gewundenen Kellerstufen mit den damals gebräuchlichen sperrigen Rollstühlen? Bilder darüber zählen nicht zu den allgemein bekannten. Christbäume am Himmel, entsetzte Gesichter, Verzweiflung. Nie die Angst eines Rollstuhlfahrers auf der Bunkertreppe. Flüchtlingstrecks auf zerweichten Frühlingswegen. Ein Leiterwagen voller Habe, Pferd voran, Kuh hinten dran. Handwägelchen überladen mit Koffern. Oder einfach nur ein Kinderwagen, der Säugling mit Rucksäcken zugebaut. Nie ein Rollstuhl. Waren Pommern, Ostpreußen, Schlesien und die Sudeten behindertenfrei?

Eine Gedenktafel unter der Kreuzigungsgruppe am Werkstättenhaus des Marienstifts glimmt undeutlich auf, verhohlen in der Flut der gelieferten Bilder. Sie erwähnt Diakonissen und Mitarbeiterinnen, die ihr Leben lassen mußten, als bei einem Bombardement das Haus des Kinderheims getroffen wurde. Bei jedem Fliegeralarm, so wurde uns im Konfirmandenunterricht erzählt, mußten die achtzig behinderten Kinder in den Keller gebracht werden. Einmal waren noch Kinder oben, als schon das Dröhnen der Flugzeuge und die ersten Explosionen zu hören waren. Trotzdem gingen die Frauen noch einmal hinauf, um ihre Schützlinge in Sicherheit zu bringen. Da wurde das Haus getroffen.

Der Platz, an dem das Kinderheim stand, ist jetzt ein großer grasbewachsener Fleck im Anstaltsgelände. Eine überdachte Treppe führt in den Keller unter der Wiese, wo Kartoffeln und Salzgurken gelagert werden. Das neue Kinderheim war erst ein Jahr

bezogen, als ich 1972 mit der Siebenten nach Arnstadt kam. Fast dreißig Jahre lang war es provisorisch im Jugendhaus und dieses wiederum in der Verwaltung untergebracht. Im Neubau waren wir sechs bis acht in einem Zimmer von sechs Metern Seitenlänge. Das war doppelt soviel Platz wie zuvor.

Ich weiß gar nicht, ob auf der Tafel auch die Kinder erwähnt sind, um derentwillen die Frauen den bombensicheren Untergrund verließen. Oder waren gar keine mehr oben und die Schwestern wollten nur sichergehen, im Durcheinander der Alarmnacht wirklich keines vergessen zu haben?

»Konfir« hatten wir meist beim Direktor Heinrich Pätz. Zur Einweihung des Neubaus war er vom Pfarrer zum Kirchenrat befördert worden. Die gesamte Erwachsenenwelt hatte wochenlang damit zu tun, uns anfangs belehrend, bald jedoch enerviert »Kirchenrat« entgegenzubrettern, wenn uns der Gewohnheit nach ein »Herr Pfarrer Pätz« entschlüpfte. Seitdem betitelten wir ihn unter uns nur noch als »Kirchenheinrich«, und es dauerte nicht lange, daß er auch bei seiner Mitarbeiterschaft als solcher bekannt war. Das paßte zu dem Mann mit Fistelstimme, nervösem Gesichtszucken und hochgezogenen Schultern. Nie wurde er allerdings so angesprochen. Der Chef ging mit leiser Distanz und feiner Vornehmheit mit dem Personal um. Umgekehrt erwartete er eine ebensolche Zurückhaltung. Kollegialität, gar kumpelhaftes Getue, waren undenkbar.

Mit Späßen über sich verstand er keinen Spaß. Einmal ließ er mir durch Peter sagen, er verstehe nicht, warum ich so abschätzig lache, sobald ich seiner ansichtig würde. Er sei doch keine Witzfigur. Das war in der Zeit, als er speziell für mich die Möglichkeit eines theologischen Fernstudiums herausgefunden hatte, daß ich nach dem Schulabgang nicht einfach nur zu Hause hinterm Fernseher versauerte. Nicht nur deshalb, auch schon zuvor hatte ich ihm die Achtung eines Jugendlichen entgegengebracht, der spürt, daß die ihm vorgesetzte Autorität nicht nur Kraft ihres Amtes aufgeblasen ist, sondern tatsächlich Substanz aufzuweisen hat. Ja, ich hatte sogar begonnen, ihn zu mögen. Deshalb lächelte ich ihn an, schon wenn ich ihn von weitem sah, auf eine Art, die mir herzlich schien. Er, der Direktor des Marienstiftes, seit fünfundzwanzig Jahren pastörlich beamtet, kirchlich hochgeachtet und der Fachwelt international bekannt, Chef über mehr als hundert Mitarbeiter und dreihundert Anbefohlene, mißverstand es als überhebliches Grinsen, fühlte sich ausgelacht von einem siebzehnjährigen Pflegling.

Nur mit Rudi lief das anders. Der war ungefähr genauso alt wie er und hatte auch ein ähnlich hohes Stimmchen. Ansonsten gab

es Kontraste: Wirkte sein Gesicht hinter der Goldrandbrille mit den dicken Gläsern durchgeistigt, so blickte Rudi die Blödigkeit aus beiden Augen und sprang aus jeder Falte seines bartstoppeligen Kinns. Sein Habitus erinnerte entfernt an eine Giraffe, bei Rudi schien verwunderlich, daß er Kleidung trug, anstatt sich orangenen Fells als Orang Utan durchs Anstaltsgelände zu hangeln. Wenn der Direktor mit einer Führung durchs Stift unterwegs war oder einen Lichtbildervortrag über die Anstalt hielt, bediente er sich Rudis als Lachpunkt.

Er rief ihn zu sich, legte seinen beanzugten Arm um die Pulloverschulter des deutlich Kleineren, erzählte, daß Rudi schon seit seiner Kindheit im Stift sei, der älteste Insasse, und machte Späßchen in der Art: »Gelle Rudi, wir zwei Ochsen!«

Die Zuwendung des Großen veranlaßte Rudi dann immer zu heftigem Lachen, Freudensprüngen und lautem, meist unverständlich bleibendem Genuschele.

Der Kirchenheinrich erzählte uns im Konfir auch von seinem Vater Friedrich, der in der Nazizeit Direktor war.

»Nur über meine Leiche«, hatte der gesagt, als die Faschisten Kinder benannt und ausgeliefert haben wollten, die aufgrund zu starker Behinderungen als lebensunwert zu bezeichnen seien. Leuten wie Rudi sei so das Leben gerettet worden.

Im Eingangsbereich des Neubaus zwischen der Außenschwingtür und der zum Foyer, die sich beide automatisch öffnen, hat der Kirchenheinrich auf der Natursteinriemchenwand drei Messingschriftzeilen anbringen lassen: Oben groß »Friedrich Pätz«, darunter klein Geburts- und Sterbetag, darunter halbhoch »Vater der Körperbehinderten«.

»Der Pätz gehört zu den drei großen Erotikern der Weltgeschichte«, witzelte Peter. »Vor ihm gibt es nur noch Napoleon, der jahrelang auf Helena war, und Stalin, welcher sich Vater der Werktätigen nannte.«

Daß Rudi auf keinen Fall zu diesem Kreis dazugezählt werden konnte, erfuhr ich erst später. Er war als Jugendlicher kastriert worden.

Im Keller öffnen sich die Aufzugtüren zu einem fensterlosen rohr- und kabeldurchzogenen Gang mit blanken Betonwänden. Noch immer riecht er ziviler als die anderen Räume des Hauses. Salpetrigkeit behauptet sich hier gegen Desinfektion, Stuhlgang und Schweiß.

Aus meiner Kindheit ist mir die Stelle vor dem Fahrstuhl kalkig und zigarettenrauchig in Erinnerung. Den Kalkgeruch ver-

strömten noch Jahre später die neu gemauerten Wände des Fahrstuhlschachtes und die zu Betonrampen umgegossenen kurzen Stufenfolgen des bis dahin allein als Durchgang von der Heizung zum vorderen Teil des Kellers fungierenden Korridors. Der Tabakrauch wurde von Wollasek in die stehende Luft gelegt, der sich hauptsächlich in der Heizung aufhielt, und von Fichtel, dem Handwerker, einem stillen freundlichen Alten, dessen Werkstatt an einem Knick des Ganges abging. Heute kann das Mörtelige in der Luft nur noch eine Spur Erinnerung sein, und herauszuriechen, ob der Hausmeister raucht, ist meiner mittlerweile nikotingewohnten Nase nicht mehr möglich.

Drei Anlässe gab es für uns nach Fertigstellung des Aufzuges, diesen Kellergang zu durchfahren.

Einer, der wöchentliche Werkunterricht, fand im hinteren Teil der Kegelbahn statt. Goßner, welcher der Parteigruppe der Pädagogen vorstand und auch über drei Werkbänke, ein Feilenregal und einen Muffelofen herrschte, war grob und fuchtig. Trotzdem liebten wir die Werkstunden, weil sie Bewegung in die Schullangeweile brachten. Auch konnten wir uns unterhalten, während wir auf Aluminiumblechen herumhämmerten oder Holzklötzchen beraspelten. Goßner selbst war wegen seiner derben Späße beliebt. Allerdings war die Grenze seiner Gutmütigkeit bald gefunden, wenn wir mit gleichem Kaliber zurückschossen.

Seine Unterrichtsanweisungen waren für die meisten von uns wertlos. Wenn ich es überhaupt schaffte, ein Blech zu entgraten, dann nicht so, daß ich die Feile rechtwinklig zum Werkstück hielt, die Rechte am Griff und die Linke zur Führung auf der Feilfläche.

Einmal, als Goßner uns erläuterte, daß die Füße bei Arbeiten an der Werkbank am besten rechtwinklig stünden wegen der optimalen Standstabilität und gleichzeitig Rundumbeweglichkeit aus den Hüften heraus, flachste ich, daß ich, wenn ich meine Füße rechtwinklig zueinander hinstellen ließe, keine größere Standstabilität, jedoch verrenkte Beine hätte. Alle lachten und erwarteten nun von Goßner eine witzige Draufgabe. Doch der wurde verbissen ernst. Auch ich könne seinen Ausführungen aufmerksam folgen, gerade weil ich so klug sei. Denn ich würde zwar später nie als Arbeiter an irgendeiner Werkbank stehen, aber vielleicht eine Position einnehmen, in der ich Arbeitern sagen müßte, wie sie an der Werkbank zu stehen haben.

Das Gesagte schmeichelte mir. Der feierliche Ernst, mit dem es vorgetragen wurde, verbreitete allerdings eine Lähmung wie an den Pioniernachmittagen. Keiner wagte etwas Interessantes dazu zu sagen. Besser, das Maul gehalten; besser noch etwas hin-

zugefügt, von dem sicher ist, daß es anerkannt ist, etwas derart, daß auch wir Behinderte durch gute Leistungen in der Schule den Sozialismus mitaufbauen und obendrein noch besonders gut sein müßten, da wir nur mit dem Kopf, nicht mit den Händen, unser Bestes geben könnten.

»Und ich?« fragte dreist der dumme Armin. »Was ist mit mir? Arbeiter an einer Werkbank werd ich nicht mit meinen krummen Pfoten. Nicht mal zum Besenhalten sind die gut. Und zum Chef bring ich's erst recht nicht.«

»Du wirst«, zischte Goßner ihn an, »der Gesellschaft zur Last fallen.«

Ein anderer Anlaß, den Kellergang zu durchfahren, war die Gymnastik. Nicht immer fand sie in den Betten statt. Mitunter wurden uns im Keller die Knie durchgedrückt. Die Stahlrohrpritschen waren hart gepolstert und mit einem rotbraunen Gummilaken bedeckt, falls jemand vor Schmerz kotzt oder unter sich macht. »Folterbänke« nannten wir sie.

Auch in den letzten Jahren, als die Mediziner endlich eingesehen hatten, daß es sinnlos war, uns geradebiegen zu wollen, und mit uns nur noch in der Gruppe Ballspiele auf dem Parkett veranstaltet wurden, sprang mich Beklommenheit an, sobald ich diesen Weg zum Turnen fahren mußte.

Auch der dritte Anlaß hatte sein Ziel im Raum der Physiotherapie. Doch ich nahm ihn immer mit Freuden wahr. Die Blockflötenstunden mit Fräulein Baudach fanden hier im Dunst von Schweiß und Kunstleder statt, mitunter auch eine Etage höher im Bastelraum.

Zunächst hatte es geheißen, sie sei als Krankengymnastin und Arbeitstherapeutin angestellt und werde nicht dafür bezahlt, die Kinder musikalisch auszubilden. Das sei doch eher etwas für die pädagogische Abteilung. Sie aber hatte entgegnet, das Flötenspiel sei der Beweglichkeit unserer Finger und der Durchlüftung unserer Lungen förderlich. Seitdem wurden ihre Unternehmungen nicht mehr angzweifelt. Dömling stand sogar hinter ihr, als die Stasi bei ihm vorsprach, weil sie sich Setzkästen voller Lettern, eimerweise Druckerschwärze und eine alte Handkurbelpresse besorgt hatte, um mit uns eine Druckerei für selbstverfaßte Gedichte zu betreiben.

Achim und ich waren ihre ständigen Schüler, zeitweilig fanden auch Lutz, Uwe und andere Geschmack am lackierten Birnenholz. Doch der Zauber der Stunden lag für uns nicht allein in der Erzeugung von Tönen, dem anfangs schrägen Fiepsen, das bald zu »Kuckuck« und »Hänschenklein« gelang und sich später zu Ronden und Gavotten, ja sogar zu kleinen Stücken von Bach und

Händel steigerte. Wichtiger noch als die Soprane unserer Flötenhölzer, die bald auch von Zimbeln, Glockenspielen und Klanghölzern begleitet wurden, war uns die Nähe zu Susanna Baudach.

Eine harte Zuchtmeisterin des Dreivierteltaktes und der Halbtöne brauchte sie nicht zu sein. Meist übten und spielten wir aus eigenem Antrieb mit Eifer. Sie war uns gegenüber so aufmerksam und freundlich, daß wir für sie weit mehr bereit gewesen wären zu tun, als Tonfolgen und Taktwechsel zu pauken. Sofort kehrten wir von Albereien wie Fechtkämpfen, die wir mit unseren Flöten austrugen, zu den Notenlinien zurück, wenn sie Ungeduld oder gar Ärger zeigte. Meist jedoch faselte und blödelte sie mit uns zusammen herum. Gern berichtete sie von ihren Eltern und Terra, deren Airedalehündin. Auch flachsten wir gern wegen ihres ulkigen Vornamens, der wie die Stimme der Teriorflöte klang, mit der sie uns begleitete.

Die Schwester ist uns durch den Gang mit den lichtlosen Wänden gefolgt. Jetzt muß sie die Betonrampe hinab fast rennen, um Kulles lange Schritte zu überholen und uns die Tür zu öffnen. Damals war es der Eßraum für die Läufer, aus dem wie eh violettes Lumuflorlicht ins Kellergedumpf fällt und sich in den gerasterten Beton unter meinen Rädern frißt.

Die lila Leuchtstoffröhren wurden in die Fenster gesetzt, als vor diese auf ganzer Länge eine Blumenbank gemauert wurde. Goßner, der neben Physik und Werken auch Biologie gab, pries uns die Möglichkeit der Erzeugung künstlichen ultravioletten Lichtes, ohne welches in dunklen Räumen wie diesem sich überhaupt keine Pflanzen halten würden. Ebenso fortschrittlich sei die Hydrokultur der dort aufgestellten Gewächse: nur Wasser mit den Nährsalzen, keine Erde mehr. Es genüge, einmal im Monat die Nährlösung aufzufüllen. Mehr Arbeit mache das moderne Grünzeug nicht mehr. Selbst der Bogenhanf, eine Wüstenpflanze, würde im Wassertopf gedeihen.

Neben den gelbumrandeten oder getigerten Lanzenspitzen des Bogenhanfes drängten Monstera, Gummibaum und Zierspargel dem Kunstlicht entgegen und gaben der ganzen Wand ein urwaldähnliches Gepräge. Schmetterlinge und Schlangen, Affengejuchz und Vogelkreischen hätten in den grünen Ranken wohnen können, wäre nicht alles durch die lila Schatten, die schwarznadelige Plaststreu der Hydrotöpfe und die gelben geriffelten Fenster hinterm Blattwerk wieder entzaubert worden.

Karla entdeckte einmal hinter dem gewollten Dschungel wirkliches Leben. An einem schwülen Mainachmittag, der nach Staub und Regentropfen duftete, schob sie mich auf dem Weg zum Flöten an die Blumenbank, legte andächtig ihren Zeigefinger auf die Lippen und schob einen Gummibaum zur Seite, um ein Fenster öffnen zu können. Ihr Blick suchte den Boden des gemauerten Lichtschachtes ab, der sich auf einer Höhe mit dem Fensterbrett befand. Einige Blätter alten Laubes lagen herum. Aus den Fugen zwischen den Steinen sprossen vereinzelt dünne Hälmchen.

»Da!« flüsterte Karla und hob ein großes trockenes Blatt hoch.

Eine braune Kröte wurde sichtbar, die uns mit gelben Augen ansah und ihre Kehle schwingen ließ. Karla wühlte in ihrer Hosentasche und beförderte ein Bündel Regenwürmer ans Zwielicht. Zwei legte sie der Kröte hin. Drei weitere behielt sie zwischen den Fingern. Behutsam verschwand ihre Hand hinter einem bemoosten Stein.

»Ksch, ksch, ksch!« scheuchte sie einen schwarzgelben Salamander in mein Blickfeld, dem sie die restlichen Würmer hinhielt.

Er nahm ihr einen aus der Hand und verschlang ihn mit rukkendem Kopf.

»Ich hab sie vorige Woche entdeckt«, erklärte sie. »Sie müssen vom Hof hier hereingefallen sein.«

»Warum läßt du sie nicht frei?«

»Sie wollen nicht.«

»Du willst nicht.«

»Sie sind vom Sturz verletzt, gehbehindert. Nun müssen sie genauso wie wir im Heim sein.«

Aus dem Gymnastikzimmer fiepte ein heiseres Flötensignal gefolgt von einem schrillen Triller, wie ihn nur Achim hinbekam. Vorm Fenster begannen Regentropfen, auf den Steinen des Schachtbodens zu zerplatzen. Karla schloß das Fenster, daß es krachte, und gab mir, ehe sie nach oben verschwand, einen heftigen Schwung, daß ich von allein durch den ganzen Eßraum rollte und die angelehnte Tür zu Achim und Fräulein Baudach mit Poltern und Schrattern aufstieß.

Jetzt ist der Dschungel der Savanne gewichen. An langen zum Teil verholzten Stengeln schaffen es in der Nähe der Lampen nur wenige kleine Blätter, zu überleben. Die Lumuflorröhren müssen bereits vor langer Zeit ihr Bestes gegeben haben.

Anstelle der Reihen aus Tischen und Stühlen gibt es jetzt Sitzgruppen und hölzerne Spielflächen. Auf der größten sitzt umringt von Mädchen eine blonde Erzieherin und bastelt. Sie trägt einen weißen Kittel fast wie die Schwester. Der einzige Unterschied ist wie vor zwanzig Jahren, daß die Kittel des medizinischen Perso-

nals auf dem Rücken, die der Lehrer und Erzieher auf Brust und Bauch zu schließen sind.

Beide Sorten sind von einem stumpfen Weiß wie auch die Wäsche auf den mehr als siebzig Betten des Hauses. Nur der abgestoßene Anstrich der Stahlrohre von Nachtschränken, Bettgestellen und Türen hatte ein noch dunkleres Weiß.

» Da wären wir.«

Die Schwester klopft.

»Herein!« tönt die burschikose Stimme von Susanna Baudach.

»Der Herr Siebenstück ist hier«, sagt die Schwester, nachdem sie die Tür geöffnet hat. Sie gibt mir die Hand, lächelt und geht.

Susanna Baudach scheint bis auf einige angegraute Strähnen in ihrem dunklen Haar unverändert. Ihr Gesicht mit den großen, hervorquellenden Braunaugen und dem breiten, beweglichen Mund ist kaum älter geworden. Auch ihre flinke, fließende Art, sich zu bewegen, hat sie sich bewahrt. Damals wird sie Anfang oder Mitte Dreißig gewesen sein, wirkte aber zehn Jahre älter. Jetzt erscheint sie immer noch als Mittvierzigerin. Sogar die Frisur trägt sie noch, die sich in maßvoller Kürze bescheidet, jedoch um einiges zu lang ist, um ein Pagenschnitt genannt werden zu können oder gar hart zu wirken.

»Sieh einer an: ganz seltener Besuch. Da freu ich mich aber.«

Der süßliche Geruch im Raum kommt mir noch schwerer vor als in meiner Kindheit. Zwei Krüppelgenerationen haben nach uns noch Schweiß, Hautabrieb, Haarfett, Speichel, Mundgeruch, Fürze mit Angstschiß durchsetzt, Urintropfen, Monatsblut, vielleicht auch Scheidensekret und Sperma hier gelassen auf kunstledernen Pritschen, sprödem Linoleum und in den erdig dunklen Ritzen des Parketts. Darüber windet sich ein Kitzel von Kaffeeduft, so daß in meinem Rachen Ekel und Begier miteinander kollidieren.

Das Mädchen, das uns im Treppenhaus begegnet war, steht mit freiem Oberkörper hinter einer Pritsche. Als wir hereinkommen, entzieht sie sofort ihre rosa bewipfelten Spitzbrüste unseren Augen, indem sie sich abwendet und ihr T-Shirt überstreift. Die Turnhose läßt sie aber erst herunter, als sie sich mit einem Blick über die Schulter vergewissert, ob wir ihre lächelnden Backen auch wahrnehmen können. Mit ihrem Abgewandtsein hat sie dem Anstand Genüge getan. Einem Prinzen wie Kulle ihren Knackarsch zu zeigen wird sie sich jedoch nicht entgehen lassen.

Dem Anstandsempfinden von Susanna Baudach allerdings widerspricht auch diese verschämte Art von Patientinnenstrip.

»Beeil dich!« ruft sie ihr mit einer deutlichen Spur Ärger im Ton zu, der uns Flötenspieler damals zu Werkzeugen ihres Willens gemacht hätte.

Das Mädchen bleibt davon unbeeindruckt. Gemächlich steigt sie in die Socken, wobei sie hinter der Pritsche hervorkommt, damit auch ihre Beine und der knappe Slip zur Wirkung kommen können. Das Anziehen der Jeans gestaltet sie zu einem Tanz mit Animierblicken in unsere Richtung.

Susanna Baudach wird unwirsch. Genervten Gesichtes entledigt sie sich ihres Kittels und hängt ihn auf einen Bügel im Spind. Sie trägt einen rotgemusterten Norwegerpullover und kastanienbraune Steghosen aus Popeline. Meine Blicke rollen immer wieder von ihr weg zur Scheuermannymphe hin.

»So, nun verschwinde! Ich hab Besuch und Feierabend.«

Dem Mädchen ist abzuspüren, daß sie lieber geblieben wäre, um ihre Wirkung auf die Fremden auszuprobieren, als sie zähen Ganges mit schlurfenden Pantoletten und hochgezogenen Schultern den Raum verläßt.

Susanna Baudach nennt mich »Sie« und beim Vornamen. Das peinliche »Man darf doch Du sagen?« von Lehrern oder Pflegepersonen, die nach langer Zeit ihren nun erwachsenen Schützlingen gegenüber stehen, erspart sie uns. Ich verkneife mir das unpassende »Fräulein« von damals, das mir auf der Zunge gelegen hat, und befleißige mich der »Frau« in der Anrede.

Sie hat ein gutes Gespür für Umgangsformen.

Schon als Kind fiel mir auf, daß sie sich mit geschlossenen Füßen hinsetzte, ja sogar stand, und nicht wie alle anderen die Beine grätschte oder kreuzte. Wenn sie Ärzte begrüßte oder die Oberschwester, deutete sie einen Knicks an. Ansonsten neigte sie kaum merklich ihren Kopf, wenn sie die Hand reichte. Auch wenn sie gegenüber den Mitarbeitern und uns immer den Anstand wahrte, so ließ sie doch Brüche der Etikette von seiten des Gegenübers durchgehen, ohne Mißbilligung oder gar Abschätzigkeit zu zeigen.

Bretterte ich in ein Gespräch, ohne eine Entschuldigung vorwegzustellen, rülpste ich in meine Rede oder wußte ich den Genitiv nicht zu gebrauchen - »Achim sein Nachtschrank«, sagte ich -, sie nahm es als selbstverständlich.

Grenzen setzte sie, wenn wir über andere schlecht redeten. Immer hatte sie ein verständnisvolles Wort für die abwesend Behetzten. Deutlicher noch ging sie auf Abstand, wenn es unsererseits gegen Teile der Erwachsenenwelt ging. Als richtiger Kumpel wie Heidi oder das Füchschen, mit denen wir in der Sechsten auf Du standen, war sie nicht zu haben. Daß sie Achim ihren Vornamen

genannt hatte, wertete er als Zeichen großer Intimität. Und eigentlich war es ihr nicht recht, daß er ihn an uns weiterverraten hatte und wir nun immer wieder Späßchen damit trieben.

Diese »feine Art« - so drückte sich meine Mutter aus - hatte sie von ihren Eltern. Der Vater war in der dritten Generation Fabrikant eines republikweit geschätzten Kräuterbitters. Länger schon gehörte ihre Familie der Herrnhuter Brüdergemeinde in Neudietendorf an. Dünkel zu zeigen, galt da als eitle Weltlichkeit. Mit Achtung und Würde war anderen, auch niedriger Stehenden, zu begegnen. Wenn auch nicht an Bildung und Erziehung, Besitz und Anstand, vor dem Herrn waren alle gleich.

»Ich hab als Fabrikbesitzer die Arbeiterklasse immer zu schätzen gewußt, was ich von den neuen Eignern meiner Schnapsbude nicht behaupten kann«, sagte er einmal zu meinen Eltern. »Der Fleiß der Arbeiter, unsere Tüchtigkeit und der Schnapsdurst auf verstimmten Magen haben es unserer Familie gut gehen lassen. Nun bin ich fast siebzig und werde als Klassenfeind enteignet. Na ja, sollen sie's. Meine Frau und ich sind froh, daß wir jetzt unsere Ruhe haben, und die Kinder lieben ihre Berufe. Eine Likörküche leiten, würde weder zu Susanna passen - Gesundheit ist ihr A und O - noch zu dem Jungen, der sich nicht nur als Kantor, sondern als Künstler sieht.«

Ich stand in seinem Garten, der voller Sonne und Blumen war. Wie an jedem Exaudi, dem Sonntag vor Pfingsten, fand in Neudietendorf ein pietistisches Treffen statt, an dem meine Eltern teilnahmen. Dieses Mal war unsere ganze Familie zu Baudachs eingeladen.

Meine Mutter hatte mir am Sonntag zuvor zehn Mark gegeben, daß ich sie an Hertha, das Vieh, weiterleitete, die am Sonntag vor Pfingsten Dienst hatte, damit sie mich und Achim noch vor dem Frühstück anzog und wir nach Neudietendorf weiterfahren konnten, sobald unser Trabi auf dem Seeberg anlangte. Nur so war der Gottesdienst rechtzeitig zu erreichen, den wir - so Susanna Baudach - unbedingt mitfeiern sollten, schon wegen der Musik, die ihr Bruder als Kantor und sie selbst als Chorleiterin in der Hand hatten.

Hertha, dem Vieh, die zehn Mark zu geben und sie um die Sonderbehandlung zu bitten, erschien mir widerlich. Ich wollte vor den anderen nicht wie der brave Sven dastehen, der von der Schwesternschaft gehätschelt wurde, weil seine Eltern sonntäglich im Dienstzimmer einen Korb mit Wein, Kaffee, Schokolade und Zigaretten stehen ließen. Doch für Gott tat ich's, allerdings

erst zur allerletzten Frist am Samstagabend. Ich wollte nicht die ganze Woche von dem falschen Grinsen beschleimt werden, zu dem sich Herthas Feistigkeit sofort verzog und das sogar das Gesicht meiner Mutter verzerrte, als sie ihr am Exaudimorgen für den Extradienst dankte und dabei ein Päckchen *Rondo* in die Hand drückte.

Ich hatte es für Gott getan und den Besuch bei Baudachs. Der Gottesdienst zog sich ziemlich mit Chor, Orgel, Posaunen, langer Predigt und Abendmahl für eine ganze Kirche voller Gläubigen. Daran schloß sich eine Bibelarbeit mit Gebetsgemeinschaft an. Die hätte uns genügt und zu der wären wir auch rechtzeitig gekommen, ohne von Hertha, dem Vieh, aus dem Bett geholt zu werden.

Endlich gingen wir zu Baudachs. Es gab Rouladen und Thüringer Klöße mit Spargelspitzensalat. Mutter Baudach erklärte, daß sie nur die zarten Spitzen des ersten Spargels dafür verwende.

Meine Mutter erzählte, bei ihr habe es so etwas noch nie gegeben. Zum Kaufen sei Spargel zu teuer und zum Selberziehen der Kamsdorfer Boden zu kalkig. Dafür gäbe es im Winter immer einmal Schwarzwurzeln. Die wären wenigstens nie holzig.

»Arbeiterspargel«, lachte der enteignete Fabrikant und fing sich einen strafenden Blick seiner Frau ein.

Geld hätten wir nie viel gehabt, redete meine Mutter weiter. Für Christen gäbe es in diesem Land nur Benachteiligungen, was Aufstiegsmöglichkeiten und Prämienverteilungen betreffe. Haus und Auto seien sie nie nachgerannt, wie es die meisten täten. Trotzdem sorge der Herr für die Seinen. Den Trabant hätte es aufgrund meiner Behinderung innerhalb eines Vierteljahres ohne alle faulen Tricks und krummen Geschäfte gegeben. Andere würden sieben Jahre darauf warten müssen. Und die Krankenkasse bezahle sogar einen Teil der Kaufsumme. Auch das Eigenheim hätten wir bekommen, ohne danach gestrebt zu haben. Die alte Frau hätte uns gefragt, ob wir's wollten, vorausgesetzt, sie bliebe mit drin wohnen. Für eine monatliche Leibrente, die nur um weniges höher als eine Miete sei, sei es unser Eigentum geworden.

Vier Jahre später, in der Neunten, kam ich noch einmal in Baudachs blumenumstandene Villa. Wir hatten von Arnstadt aus eine Tageswanderung nach Neudietendorf gemacht. Es war erst zeitiger Nachmittag, als wir anlangten, zu früh, um die drei Stationen mit dem Zug zurückzufahren. Zurückzulaufen beziehungsweise zu rollen, waren aber die meisten zu erschöpft. Als wir im Eiscafé bei Kugeleis und Selters saßen - anderes gab es nicht mehr im einzig geöffneten Lokal am Ort -, fiel mir meine Gothaer Krankengymnastin und Arbeitstherapeutin ein.

Sie freute sich, mich zu sehen, und begrüßte auch Peter und die anderen sechs herzlich. Da es zu regnen anfing, wurde für uns in der überdachten Veranda ein großer Kaffeetisch gedeckt. Das Porzellan, der Damast auf dem Tisch, die gewählte Redeweise - Humpeldet war beeindruckt und versuchte sich gleich im feinen Ausdruck: »Dürfte ich mal den Zucker herunter erbitten.«

Nach dem Kaffeetrinken wollte Herr Baudach wissen, wer das Glockenläuten hören mochte. Humpeldet war gleich mit Eifer dabei. Dazu mußte ein großer Feuerhaken auf eine Schnur gefädelt, die Schnurenden um die Zeigefinger gewickelt und diese in die Ohren gesteckt werden. Wenn dann mit der Kohlenschippe an den freischwebenden Feuerhaken geschlagen wurde, hörte es sich für den mit den Fingern in den Ohren an wie das Geläut einer großen Kirchenglocke. Doch der Feuerhaken war fast so groß wie Humpeldet, und er klang nicht, weil er auf dem Boden schleifte. Herr Baudach hatte aber das Gebrumm der Gloriosa, der größten Glocke im Erfurter Dom, versprochen.

»Du mußt auf den Stuhl steigen«, schlug er vor und griff schon einen gepolsterten mit Biedermeierarmlehnen.

Seine Frau rief: »Wart, ich hole Zeitung!« und wollte in die Wohnung spurten.

Humpeldet sagte wohlerzogen: »Bitte keine Umstände«, und stieg mit seinen Schlammbodden ohne die Zeitungsunterlage auf den Satinbezug des guten Sitzmöbels.

Achim sei jetzt in Sülzhain, hatte mir Susanna Baudach damals erzählt. Er schreibe ihr oft. Ihn zu besuchen sei sehr schwierig, weil Sülzhain im Grenzgebiet liege und Passierscheine für Nichtverwandte schlecht zu kriegen seien. Zu Pfingsten hole sie ihn aber immer noch zu sich nach Hause.

Wie es ihm denn in der neuen Umgebung gefalle, wollte ich wissen. Anstatt zu erzählen, gab sie mir einen Brief vom Beginn des Schuljahres zu lesen:

»Sülzhain, den 6. 10. 74

Liebes Fräulein Baudach!

Heute möchte ich Ihnen nun endlich schreiben. Es geht mir gut, denn es ist hier ganz vieles anders als in Gotha.

Zum Beispiel haben wir jetzt verlängertes Wochenende, weil morgen Feiertag ist, wegen 25 Jahren DDR. Die Schule geht erst am Dienstag weiter und hat schon am Freitag aufgehört, wo doch

eigentlich am Sonnabend noch Unterricht gewesen wäre; alles, damit die Schüler nach Hause geholt werden können. Und das Schönste: Ich muß nie im Bett bleiben, auch nicht am Sonntag.

Es gibt hier extra Schulräume. Da brauchen nicht erst die Betten zusammengeschoben werden zum Unterricht. Wir können ins Dorf zum Einkaufen und ins Kino oder einfach so. Ich bin jetzt mit einem Mädchen befreundet, die nicht behindert ist. Die heißt Ute. Sie ist 14 und wohnt hier im Dorf. Ich helfe ihr bei den Hausaufgaben, und sie geht mit mir einkaufen und spazieren. Die Grenze ist so nah, daß es bei Westwind nach Kaffee duftet.

Mein Flötespielen hat weiter nachgelassen. Da hilft alles Üben nichts. Sie haben es ja schon in Gotha gemerkt. Die Finger machen nicht mehr so mit, und auch die Armkraft zum Halten wird immer weniger. Manchmal spiele ich noch ein Menuettchen einfach so zum Vergnügen. Aber meistens liegt die Flöte im Schrank.

Ich muß jetzt schließen. Ute kommt. Wir wollen einen Herbstspaziergang machen. Danach wollen wir ins Café gehen. Heute Abend werde ich Fernsehn gucken, vielleicht sogar Westen, wenn die Nachtwache mitmacht.

Herzliche Grüße und Wünsche sendet Ihnen

Ihr Joachim Graul«

Mir hatte Achim nur einmal geschrieben. Ich hatte in den beiden Jahren, als er noch in Gotha war, zwei oder drei Briefe in seine Richtung abgeschickt. Aber er hatte nur das eine Mal geantwortet. Ich schob es auf seine Schusseligkeit und vergaß ihn ebenfalls.

In Arnstadt war alles anders. Ich hatte damit zu tun, mir die Haare schulterlang wachsen zu lassen, irgendwo eine Hose aufzutreiben, die wie eine Jeans aussah, und Namen wie *Sweet, David Cassidie* und *Suzie Quatro* zu lernen.

Die wenigen Male, als ich an Achim und somit an Gotha dachte, stellte ich ihn mir vor, wie er abends in unserem engen miefigen Zimmer lag und auf seinem Kofferradio dieselbe Musik wie wir in Arnstadt hörte. Das lange Schwarzhaar auf dem Kissen umwölkte seine Flanschbirne. Hin und her, hin und her schwang sein Kopf zu Suzies Baßrhythmen und Kreischestimme, die er hell summend begleitete. Das Schaukeln des Kopfes ließ seinen Blick von der Wand an seinem Bett über die Zimmerdecke zu dem Bett, in dem ich bislang gelegen hatte, pendeln. Mit offenen Augen war das ein Wandern vom blassen angegrauten Gelb des Ölsockels über das blättrige Weiß des Kreideanstrichs zum schä-

bigen Weiß des Bettgestells und der stumpfen Bezüge. Wenn er die Augen schloß, stellte er sich vielleicht vor, selbst auf der Bühne zu stehen, das Mikro elegant im Anschlag, angehimmelt von tausenden miniberockten Mädchen; oder wenigstens in London bei einem Konzert von Deep Purple inmitten der schreienden Fans zu stehen und mitzubrüllen - dasselbe wie ich mir auch zusammenphantasierte.

Oder träumte er, wie wir's in den letzten beiden Jahren oft zusammen getan hatten, eine ganze Ebene geringer, dafür näher, jedoch immer noch weit genug weg, um unerreichbar zu scheinen, durchs städtische Einkaufsgewimmel zu fahren, ins Kino zu gehen, sich mit Mädchen in Eiscafés zu verabreden und sie das nächste Mal in zugewucherten Parkwinkeln zu treffen? All das, was ich jetzt tatsächlich unternehmen konnte.

Einiges davon war ihm, seit er in Sülzhain lebte, also doch möglich, wenn auch das Dorf im Sperrgebiet nicht ganz mit Arnstadt in eine Reihe zu stellen war. Ich ließ mir von Susanna Baudach seine neue Adresse geben, vergaß dann aber, zu schreiben.

» Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?« fragt uns Susanna Baudach. »Ich brauch jetzt nämlich einen.«

Kulle bejaht. Sie schaltet die Kaffeemaschine ein, die in einer Nische gegenüber dem Eingang zur Kegelbahn steht und fügt der vorbereiteten Ladung vier Löffel Pulver und zwei Tassen mehr hinzu. Die Sprelackartplatte des Stahlwinkeltisches ist unter einer karierten Decke aus einem Wollstoff in Olivtönen verborgen.

Es ist dasselbe Tischmodell, an dem wir vor einer Stunde im Tierpark mit Tina saßen. Die gleichen Tische dienten uns bereits vor fünfzehn Jahren in den Speiseräumen des Marienstiftes als Fraßebene. Ich kenne sie aus der Mitropa und von Krankenhausfluren. Selbst in meinem Zimmer steht einer von ihnen und trägt meine elektrische Schreibmaschine. Auch ich habe auf die Sprelackartplatte, die Furnierimitat imitiert, eine Decke legen lassen. Außerdem habe ich die mit hellgrauem stoßfestem Lack beschichteten Beine schwarz überstreichen lassen, was das Möbel allerdings auch nicht ansehnlicher gemacht hat, weil jetzt in jedem Kratzer und jeder Schramme, die mein Rollstuhl dem Tisch zuhauf beibringt, der graue Grund hervorbricht.

Ich bitte Kulle, mich auszuziehen. Er setzt mir die Mütze ab, zieht den Pullover über den Kopf, lehnt meinen Oberkörper vornüber, dann nach links, um den unteren hochgerutschten Pullover wieder herunter zu ziehen. Währenddessen geht sie durch den Raum, um Tassen aufzudecken, den Adventskranz auf den Tisch

zu stellen, Milch und Zucker für uns auszuspähen. Ich nehme zwischen Wollmaschen und Haarsträhnen einen schnellen Seitenblick von ihr wahr und frage mich, wie sie mich jetzt ansieht. Erblickt sie hinter Halbglatze, Buckel und Hühnerbrust, an denen schlaff die Arme hängen, das Kind, das sie vor zwanzig Jahren beturnte, oder beäugt sie mich eher fachlich? Erwachsene Dystrophiker, vor allem welche, die sich schon ein Jahrzehnt im finalen Stadium halten, bekommt sie sicher selten zu Gesicht. Und warum trage ich kein Korsett und zeige trotzdem keine Unterbeatmungssymptome?

»Es ist immer wieder von Ihnen zu hören gewesen«, sagt sie beim Kaffee. »Die Wohngemeinschaft hat sich herumgesprochen. Eine Sensation vor zehn Jahren! Ein Modell könnte es sein, hofften viele in der Behindertenarbeit.«

»Is et nun aba nich jeworden«, schnoddert Kulle im dicksten Berlinerisch daher.

»Ja«, erwidert sie nur und dippt ihren Blick in die dampfende Tasse.

»Allet 'n bißken zu schmuddelig da fürn Modell«, grient er.

Sie ist peinlich berührt. Genervt stellt sie die Tasse ab und öffnet in einer hilflosen und gleichzeitig energischen Geste vor ihrer Brust die Hände zur Decke hin.

Sie sieht Kulle an: »Wenn Sie es schon sagen. Ja - so wird über die Wohngemeinschaft gelegentlich gesprochen. Leider.«

»Ich bin froh, daß das mit dem Modell an uns vorübergegangen ist«, sage ich. »Es hätte Wohlverhalten von uns erfordert und den Blick auf die eigenen Möglichkeiten getrübt.«

»Aber Sie verbauen sich doch erst Ihre Möglichkeiten, wenn Sie nicht einen gewissen Konsens einhalten«, wirft sie ein.

Und ich entgegne: »Das sind dann nicht wirklich meine Möglichkeiten. Wieviel weiter wären wir heute schon, wenn die breite Masse weniger Wohlverhalten an den Tag gelegt hätte?«

Sie nickt und läßt mich im weiteren Verlauf meiner Worte nicht mehr aus den Augen.

»Ich lebe nämlich gegen mich selbst, wenn ich, sagen wir mal, nur damit ich als Pfarrer ordiniert werde, was bei mir als Behindertem sowieso auf besondere Schwierigkeiten stößt, auf bestimmte unbequeme Themen in der Predigt oder in der Gemeindearbeit verzichte. Ich lebe sogar gegen mich selbst, wenn ich von den anderen in der Gruppe erzwinge, daß das Haus unentwegt topsauber ist, anstatt die Zeit und Kraft, die dafür nötig ist, wichtigeren Dingen zukommen zu lassen: den Kindern oder sich selbst. Und mitunter gehört da auch dazu, einfach die Seele baumeln zu lassen.«

»Jut jepredicht, Herr Predichant!« kommt es von Kulle, diesem verdammten Bosnickel. »Aba manchmal is det doch einfach een Saustall. Un da is et wichtiger, als sich selba zu finden, sauba zu machen, sonst find't ma sich am Ende noch uff 'ner Müllhalde.«

Susanna Baudach weiß nicht, wie sie auf Kulles Späße reagieren soll. Sie versucht sich in einem Lächeln und gießt uns Kaffee nach. Zum Glück kommt eine junge Frau in weißem Kittel herein.

»Das ist Corinna Retzlaff, unsere physiotherapeutische Praktikantin, und das sind Theodor Siebenstück und sein Freund«, werden wir uns vorgestellt, als wir uns schon mit dem üblichen zurückhaltenden »Hallo« begrüßt haben.

»Deine Freundin Tina, die aufpaßt, daß auch ohne Kollektiv der sozialistischen Arbeit die Rothirsche ihr Heu kriegen, haben wir vorhin schon kennengelernt«, sage ich.

»Ich hole sie nachher ab, und wir gehen zusammen zum Friedensgebet. Vielleicht wollt ihr ja mitkommen?« erwidert sie, während sie sich setzt und einen Kaffee nimmt.

Kulle sieht mich fragend an. Ich stimme vorsichtig zu.

»Eine Stunde brauche ich aber mindestens noch«, wirft sie Kulle als Bremsklotz vor die Füße, der den Anschein erwecken muß, als wolle er sich am liebsten sofort anziehen, um mit ihr für den Frieden zu beten. »Wahrscheinlich aber anderthalb Stunden. Jetzt hab ich gleich noch Atemtherapie mit Jimmy und danach Gruppenturnen mit den mittleren Scheuermännern. Tina ist vor anderthalb Stunden auch nicht fertig. Dann müßten wir uns aber sehr beeilen, wenn wir noch den Fünferzug kriegen wollen.«

»Hä?« macht Kulle. »Wolln wir im Zug friedensbeten? Fürbitte für die konsumgeilen Westlandfahrer, die bananenbeladen und verfressen zurückkehren aus Hessen.«

»Was wollt ihr in Erfurt?« fragt Susanna Baudach.

»Na, vielleicht wird heute die Stasi besetzt«, antwortet Corinna verhalten.

Kulle pfeift erstaunt.

»Spiel lieber zum Friedensgebet in der Stadtkirche auf der Gitarre, da seid ihr sicherer«, sorgt sich die Kollegin.

»Oh, Jitarre«, kann Kulle sich nicht enthalten. »Mit 'We Shall Overcome' wirste bei de Stasi nich weit komm'. Und außerdem - ob es mit Tina überhaupt zu was kommt? Du weißt ja.«

Corinnas Gesicht ist ablehnend geworden: »Freilich weiß ich. Was kann sie für ihren Vater?«

»Nüscht kann se davor«, ulkt er. »Aba se kann' davor warnen.«

»Ob sie nun ihren Vater vorwarnt oder nicht, denkst du etwa, die wüßten nicht, daß sie heute gestürmt werden sollen? Ich bin

mir sicher, die haben auch jetzt noch in jedem Grüppchen und jeder neugegründeten oder umgewendeten Partei ihre Informanten.«

»Ach«, wirft Susanna Baudach ein, »das glaub ich nicht. Das ist vorbei. Aber: mit dem Rollstuhl inmitten der Menschenmassen. Wie schnell ist er umgerissen, wenn die Leute ins Rennen kommen!«

Sie hat recht. Rockkonzerte und die Demos der letzten Zeit - das ist mir oft zum Horror geworden: eingekeilt von Ärschen inmitten einer Masse, die sich staut und ins Wanken gerät. Drei Schritt zur Seite, weil links die Hundestaffel steht; noch mal zwei Schritt. Sie drücken von links an den Rollstuhl, werden selbst gedrückt. Einer stolpert über die Fußrasten. Mein Wagen kippelt, wird von den Rechtsstehenden aufgefangen und gestützt.

»Hört doch mal auf zu drücken«, ruft der hinter mir, »hier steht ein Rollstuhl.«

»Wir sind das Volk«, »Stasi in die Produktion«, tönen Zehntausende.

Kulle stößt unterm Tisch mit der Schuhspitze an mein Vorderrad und wirft verschwörerisch auffordernde Blicke in meine Richtung. Ich sehe bang zurück. Er weiß, daß ich Angst habe. Ist es wegen Corinna, oder will er auf jeden Fall die Stasi mitbesetzen? Ich schätze, es geht ihm wirklich um die Besetzung. Der »Vadda« sitzt ihm im Nacken.

»Ich such euch dann im Haus, wenn es soweit ist, und wir gehn zusammen Tina abholen«, schlägt Corinna vor.

»Da verliert ihr noch einmal Zeit«, sagt Susanna Baudach. »Ich will den Fünferzug auch schaffen und kümmere mich solange um die beiden. Wir treffen uns also spätestens zwanzig vor am Eingang. So - und jetzt ab zu Jimmy!«

Achim war der einzige von uns, der Ferien nicht mochte. Unsere Stimmung verbesserte sich enorm mit dem Heranrücken der schulfreien Zeit, die wir zu Hause verbringen konnten. Schon die Woche vor der Heimfahrt waren alle gelöst und gutgelaunt. Wir begannen, uns über Abenteuer mit Eltern und Freunden zu unterhalten, von Reisen, Zelten, Angeln, Fernsehen oder unseren Lieblingsessen zu schwärmen. Achim hingegen wußte dazu wenig beizusteuern.

Am wenigsten juckten ihn noch die Oster- und Pfingstferien, die einfach nur verlängerte Wochenenden waren. Außer, daß seine Freunde wegfuhren, geschah nichts weiter Unangenehmes. Er blieb einfach zurück, zusammen mit Marina, Elke und ein oder

zwei anderen, die krank geworden waren oder aus anderen vorübergehenden Gründen nicht abgeholt werden konnten. Eine Schwester und ein Erzieher hatten einen Tag und eine Nacht lang Dauerdienst. Die Zurückgebliebenen machten mit ihnen Ausflüge in die Stadt, durchstreiften die Seebergwälder und die Felder ringsum und konnten bis zehn fernsehen.

Schlimmer waren schon die achttägigen Herbst- und Frühlingsferien. Da wurden die, die nicht abgeholt wurden, ins Kreiskrankenhaus auf die Kinderstation verlegt. Hier gab es nicht einmal einen Fernseher. Achim wurde dort nach dem Frühstück gegen neun aus dem Bett geholt. Dann konnte er wahlweise im Zimmer neben dem Bett sitzen oder in der Eingangshalle der Station. Bei schönem Wetter wurde er draußen vor die Station auf den Kiesweg gestellt. So waberte die Zeit zäh dahin, unterbrochen vom Mittag, der mit Essen begann, in Mittagsruhe ausuferte und mit dem Vespern endete, und vom Abend, der den Tag nach lauem Kräutertee und anderthalb Wurstschnitten vom Plasteteller wieder ins Bett münden ließ.

Wäre es nach Achims Eltern gegangen, hätte er auch die Wochen und Monate der Weihnachts-, Winter- und Sommerferien so verbringen können. Doch nur Marina und Elke, die wirklich keine Eltern hatten, wurden bei längerwährenden Schulpausen die raren Krankenhausplätze zugestanden. In Achims Fall war ja Familie vorhanden.

In der Zeit unserer erwachenden Ferienvorfreude erhielt er einen Brief von seiner Mutter: »Ich weiß gar nicht, wie ich Dich abholen soll. Deine Schwester hat ja am selben Tag wie Du Schulschluß und muß vom Internat geholt werden. Wahrscheinlich werde ich also erst gegen Abend, um acht oder neun, in Gotha sein können, und wir fahren dann die Nacht hindurch zurück. Bitte sag das den Schwestern. Sie sollen sich nicht so aufregen, wenn sie mal nicht gleich heimgehen können. Ihr Dienstschluß wäre sowieso erst um zehn. Und sie sollen Dich bitte nicht hinlegen und ausziehen. Sonst verpassen wir wieder unseren Zug, weil ich Dich erst anziehen muß. Dann sei bitte nicht traurig, wenn ich Dich gleich ins Heim nach Dessau bringe, wo ich dieses Mal einen Platz für Dich kriegen konnte. Deine Schwester wartet bei Oma auf mich, und ich muß sofort mit ihr weiter nach Magdeburg zu Vati, daß wir rechtzeitig zu Weihnachten daheim anlanden. Dann holen wir dich zu uns. Unser Schleppkahn liegt dann fest, bis Ihr wieder zur Schule müßt, so daß wir am Mittwoch vor Silvester zusammen in den Harz in den Skiurlaub fahren können. Ich sag Dir: Du würdest bei den steilen Hängen vom Schlitten kippen und Dir die Beine brechen oder allein im Ferienheim sit-

zen, während wir zum Langlauf unterwegs sind. Das wäre doch gemein. Deshalb bringe ich Dich zurück nach Dessau und komme, um Dich abzuholen, wenn es wieder nach Gotha geht.«

Achim hat kaum von den Heimen geredet, in denen ihn seine Mutter die Ferien über unterbrachte. Den Abenteuern, mit denen wir voreinander protzten, hatte er kaum etwas Vergleichbares entgegenzusetzen.

Einmal sagte er abends beim Kopfschwingen unvermittelt: »Musugru.«

Als ich wissen wollte, was das zu bedeuten habe, grinste er und erzählte, daß eine Spastikerin in dem Heim, in dem er die Sommerferien verbracht hatte, immer das *Köhlerliesl* gesungen habe. Anstelle »Wo das Moos so grün und der Kuckuck ruft« hätte sie »Wo das Musugru und der Kuckuck ruft« geträllert. Meist sei dieses Mädchen mit ihren schlenkrigen Bewegungen über die Station getaumelt und habe dabei laut »Häckmäckräh und Luckuluckuluh« gegrölt; immerzu »Häckmäckräh und Luckuluckuluh«.

Wenn die Schule wieder begann, konnte Achim endlich zurückkehren ins Vertraute, in die Räume, die er kannte, zu uns, seinen Freunden, und zu Erwachsenen wie Susanna Baudach. Seine Mutter hatte ihn schon am Mittag gebracht. So war er einer der ersten. Aufgeregt saß er im Bett und erwartete uns. Sobald dann tatsächlich einer ankam, schlenkerte er freudig mit den Händen und wackelte mit seiner Flanschbirne, aus der er uns glokkenhelle Töne des Entzückens entgegenjubilierte.

Seine Hochstimmung wollte zu unserer Gemütsverfassung nicht passen. Solang unsere Eltern noch da waren, unsere Nachttische und Schrankfächer einräumten und uns auszogen und ins Bett hoben, floß der Redestrom noch. Aber wenn sie gingen, verebbte er, weil selbst der fröhliche Plapperachim gegen unser Tränengetrief nicht ankommen konnte. Da hockten wir nun in der frischen Wäsche, um uns herum Spielsachen und Fressereien von daheim aufgebaut, und heulten möglichst still vor uns hin.

Kein »Nun heul nicht!« oder »Sei tapfer!« kam von Achim, auch keine triumphale Häme Er schwieg einfach und sah auf seine Hände, wenn wir zu tropfen und die Kragen und Hemdbrüste unserer daheim gebügelten Schlafanzugjacken einzuweichen begannen.

In der Vierten nahm Susanna Baudach in den Osterferien Achim erstmals mit zu sich nach Hause, was sie fortan zu den verlängerten Wochenenden immer tat.

Achim kam erst in der Mittagsruhe des ersten Schultags zurück, weil sie erst ab Mittag Dienst hatte. Wir lagen bereits in den Betten, als er von ihr hereingeschoben wurde. Erst gab es das große Wiedersehensgejuchze seinerseits und dann von beiden einen ausführlichen Ferienbericht. Spaziergänge durch den Geragrund, am Sonntag bis Schloß Molsdorf zum Kaffeetrinken; Gottesdienste am Karfreitag in der Brüdergemeinde und am Ostermorgen in der evangelischen Kirche; in der Samstagnacht ein Lagerfeuer im Garten; zuvor Eierbemalen, jedem sein Motiv: Baudachs Vater einen Bibelspruch auf die Kalkschicht, der Mutter ein Paar Kaffeebohnen aufgeklebt, dem Bruder Noten draufgeschrieben, die er am anderen Morgen auf dem Cembalo vom Ei spielen mußte; der Rehbraten zum Festtag mit Büchsenpfirsichen aus dem Westen zum Nachtisch und Terras Hundeneugier, die alle Osternester schon aufstöberte, bevor sie die finden konnten, denen sie zugedacht waren.

Als nur noch eine halbe Stunde Mittagsruhe anstand, sagte Susanna Baudach: »Jetzt muß ich aber los, sonst fällt heute die ganze Arbeitstherapie aus«, und ging.

Achim stand an seinem Bett und war ganz ruhig geworden. Er sah zur Wand, bemüht, dem Gesicht zementene Härte zu geben. Seine Lippen zuckten einige Male leicht, während sich die weit aufgerissenen Augen mit Wasser füllten. Trotz verstohlenem Zwinkern und noch weiterem Aufstülpen der Lider liefen sie bald über. Es perlte über seine Wangen, rann die Nasenpartie entlang hinab über die Lippen und tropfte an der Kinnlade ab, die zu vibrieren begonnen hatte. Bald flatterten auch Lippen und Nasenflügel. Schließlich wurde der ganze Achim aus dem Bauch heraus durchgeschüttelt und auch seine Stimme hatte Flennarbeit zu leisten durch Wimmern, das in Blöken und Röhren anschwoll und erst gegen Ende der Mittagsruhe in gepreßtem Prusten und Miempfen versickerte.

Wir kommen ins Plaudern. Ich muß von meiner Familie berichten und erfahre, daß sich ihre Eltern trotz hohen Alters bester Gesundheit erfreuen. Fräulein Fink findet Erwähnung, die Bettina adoptiert und einen Organisten geheiratet hat, mit dem sie in die Rhön gezogen ist. Von denen, die ich hier erlebt hatte, sind nur noch sie und Zieslack da.

»Ist er immer noch Pionierleiter?« will ich wissen.

Sie ist amüsiert: »Eigentlich - ja.«

Ihrem Lächeln ist eine Spur von Hohn untergelegt, bilde ich mir ein.

»Aber«, fügt sie sofort hinzu, als erriete sie meinen Verdacht, »das ist wirklich nicht gegen ihn vorzubringen. Er hat bisher mit den Kindern Flugzeugmodelle gebastelt, das Morsealphabet geübt und Bilder gemalt. Das wird er sicher auch in Zukunft tun, nur ohne den ganzen Ideologiekram. Er ist ein prima Pädagoge und die Kinder mögen ihn sehr; ich auch. Ob das alles mit oder ohne Halstuch geschieht, ist den Kindern doch egal, wenn da ein toller Mensch ist, mit dem sie zu tun haben.«

»Er ist also keiner von den Betonköpfen, die der alten Herrlichkeit nachhängen?«

»Keineswegs«, kommt die Antwort. »Ein Hundertfünfzigprozentiger war er doch nie.«

»Vertrackt, vertrackt«, sagt Kulle. »Bleibt er Pionierleiter bis zur Umwandlung der Pionierorganisation in die JPDS, ist er ein stalinistischer Knusperkopf. Fängt er jetzt schon mit den Pfadfindern an, ist er ein Wendehals!«

Erstmalig kann sie über Kulle richtig lachen.

»Sagen Sie das Herrn Zieslack, wenn wir ihn nachher treffen«, bittet sie ihn. »Er wird sich köstlich amüsieren.«

Ich frage nach Steinbrück. Der sei schon Ende der Siebziger in Rente gegangen, erfahre ich. Er habe eine kranke Frau gehabt, die am Ende bettlägrig gewesen und vor mehr als fünf Jahren gestorben sei. Ihr Tod habe ihm sehr zu schaffen gemacht, auch körperlich. Jetzt gehe es aber wieder. Ab und an treffe ihn Susanna Baudach in der Stadt. Immer noch sei er in Sachen Pferde unterwegs, würde erzählt. Er hülfe sowohl im Marstall aus als auch bei einem alten Freund aus Töpfleben, der mit Ponies und Kleinpferden handele.

Der Töpflebener Pferdehändler läßt mich aufmerken. Vielleicht weiß sie, ob er ein Sinto ist. Lothar hatte mir nämlich erzählt, daß ihr Latschepaskero in Töpfleben wohne. Doch sie hebt die Schultern. So etwas habe sie bisher gar nicht in Erwägung gezogen. Zigeuner seien für sie, bis sie meinen Beitrag in der Kirchenzeitung gelesen habe, weit weg gewesen, etwas auf dem Balkan oder etwas von früher.

Sie erzählt mir von der dünnen Elfriede, die sich vergaste, als sie erfahren hatte, daß sie krebskrank war. Verwandte hatte sie keine mehr. Die Eltern und Geschwister waren in Köln unter den Trümmern ihres zerbombten Hauses erstickt, und ihr Verlobter war nicht mehr aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt oder hatte sie nicht wiedergefunden. Als Rentnerin war sie nur noch einmal im Rheinland gewesen, wo sie doch ihr halbes Leben davon geträumt hat, es wiederzusehen.

Hingegen hat es die blonde Erika gut getroffen. Sie hat drüben eine Erbschaft gemacht und ist im Westen geblieben, als sie alt genug war zu fahren, obwohl sie Genossin und als Volksvertreterin aktiv war.

Goßner habe die Leberzersetzung noch vor der Rente dahingerafft. Die Jahn arbeite jetzt als Küchenhilfe im Landkartenverlag; ebenfalls der Alkohol. Heidi sei Nonne geworden, und das Füchschen habe vier Kinder bekommen, von denen das erste schon auf der Penne sei. Die dicke Elfriede sei jetzt im Alterspflegeheim, vielleicht auch schon tot.

» Und Achim?« frage ich. »Haben Sie zu ihm noch Kontakt?«

Sie schlägt die Augen nieder und verzieht die Lippen. Ich weiß nicht, ob es Schmerz oder Scham ist, was in ihren Mundwinkeln bittert. Fast versehentlich ist sie mir in die Plauderei gerutscht, die Frage nach einem, dem wie mir den Prognosen nach das Ableben vor dem Abschluß seines dritten Jahrzehnts sicher ist. Dabei hatte ich mir vorgenommen, anders nach ihm zu fragen, irgendwie behutsamer und die Möglichkeit seines Todes sichtlich vor Augen.

Susanna Baudach atmet tief durch und steht auf, geht zu ihrem Spind und kommt mit einigen Fotos zurück.

»Das ist das letzte Bild, das ich von ihm geschossen habe«, sagt sie und zeigt es mir.

Ein junger Mann mit großen Augen ist zu sehen. Seine Züge sind wesentlich feiner, als ich erwartet habe. Unterhalb der Nase scheint er hart, was auch der dünne Schnauzer und die kringelige Andeutung eines Kinnbärtchens nicht ändern. Die Haare trägt er vorn kurz und hinten halblang. Am Wirbel herrscht noch immer Unbändigkeit. Vor ihm auf dem Tisch steht eine dampfende Kaffeetasse.

»Das war vor sechs Jahren«, erklärt sie. »Wir sind damals einmal im Jahr zur Behindertenspartakiade nach Magdeburg gefahren. Achim nahm als Spieler der Dessauer Schachmannschaft daran teil. Er war dort seit seinem Zehnklassenabschluß in einem Pflegeheim, und der Behindertensport gab ihm Gelegenheit, mal rauszukommen. Hier: das ist er zwei Jahre zuvor bei der Siegerehrung. Da hat er Silber gemacht - DDRweit.«

»Zweitbester Schachspiela im Rollstuhl«, wirft Kulle ein. »Daß es einen extra Behindertensport gibt, versteh ich bei Volleyball und Schwimmen. Aber warum nun auch noch Schach?«

Sie hebt verdattert die Hände: »Er hätte wohl an den Trainingsstunden und Turnieren einer normalen Schachmannschaft nicht

teilnehmen können, weil er gar nicht erst hingekommen wäre. Dazu sind Begleiter und rollstuhlgerechte Fahrzeuge nötig. Das kann nur eine Institution wie der Behindertensport organisieren.«

Sie schaut uns abwechselnd an und gräbt dabei grüblerisch ihren linken oberen Eckzahn in die eingezogene Unterlippe.

»Sie würden in einer ganz normalen Schachmannschaft mitspielen«, sagt sie zu mir und fügt traurig, fast resigniert ein »Ich weiß« hinzu.

Dann winkt sie ab, ihr Blick strafft sich, und sie redet weiter: »Jedenfalls haben wir uns so einmal im Jahr getroffen, und ich habe erfahren, wie es ihm geht. Geschrieben hat er auch manchmal, aber nicht viel.«

Ihre Stimme nimmt ab: »Vor fünf Jahren war er dann nicht mehr dabei. Ich habe andere von der Dessauer Schachmannschaft nach ihm gefragt, aber die kamen alle aus anderen Heimen. Niemand wußte etwas. Keiner kannte ihn richtig. Wahrscheinlich ist er...«

Sie trinkt den letzten lauen Schluck aus ihrer Tasse. »Plink« macht die, als sie auf die Untertasse zurückgestellt wird. Eine der Neonröhren im Raum hat das Alter erreicht, in welchem sie beginnt, einen andauernden Summton von sich zu geben. Noch ist er hintergründig und übertönt nicht das Weckerticken aus dem Spind, das Knistern und gedämpfte Schlurren, das von den Schritten im Erdgeschoß hier ankommt, und die Kinderstimmen, die vom Nachbarraum hereindringen. Erst gegen Ende des Winters wird sie eine Brummstärke erreicht haben, die die hier Arbeitenden plötzlich wissen läßt, warum sie in letzter Zeit so genervt sind. Spätestens wenn sie beginnt, unentwegt zu verlöschen und aufzuleuchten, wird sie ausgewechselt.

Nach einer längeren Pause legt sie sechs Farbfotos vor mich hin: »Das sind Wandteppiche, die er geknüpft hat. Vor zehn Jahren hat er manchmal in einem Monat drei bis vier kleinere von ungefähr vierzig mal sechzig Zentimetern oder einen großen von einem mal anderthalb Metern hergestellt. Er hat also die ganze Zeit daran gesessen, war regelrecht besessen davon. Und er konnte alle verkaufen.«

Die Bilder zeigen bunte großzügige Muster, meist Kurven und Kreise geschnitten von geraden Linien, dekorative Spannungen in Lindgrün, Ocker, Orange, Bordeaux, Braun und Ultramarin. Während er fünf seiner Arbeiten je eine Fotografie in Postkartengröße gönnt, hat er auf dem letzten Bild vier gegenständliche Motive vereint: Segelboot auf Wellenlinien in jedem Blauton, der aufzutreiben war, Tannenbaum auf dunklem Grün und Grau, Stilleben mit Kerze und drei orangen Kreisen, die Apfelsinen dar-

stellen, Gipfellandschaft mit Hüttchen. Sie wirken dilletantisch und unverhohlen kitschig.

Das Knüpfen von sogenannten Teppichen war während unserer letzten Schuljahre in Schwang gekommen. Auch ich mußte in der Achten in Kunsterziehung einen herstellen. Aus einem Stück Sackleinwand wurde einer der obersten Schußfäden herausgezogen, damit auf jedem Kettfaden mit bunter Wolle ein Knüpfknoten angebracht werden konnte. Um eine einheitliche Fransenlänge zu erreichen, wurden die Wollfäden über einen Spatel gewickelt, bevor der nächste Knoten geknaupelt wurde. Wenn die über hundert Knoten, die ungefähr vierzig Zentimeter Strecke erforderte, die erste Linie gefüllt hatten, wurden die Schlaufen, die entlang des Spatels entstanden waren, aufgeschnitten, und der nächste Schußfaden mußte gezogen werden für die zweite Linie. Für etwas über einen halben Meter Länge waren an die achtzig Linien nötig. Fast zehntausend Knoten wurden so auf einem viertel Quadratmeterchen versammelt, zwanzigtausend wollfadene Enden.

Ich haßte diese Piepelarbeit, bekam nie mehr als zwei Reihen in einer Stunde zuwege und beendete den Teppich, obwohl ich meine Freizeit daran setzte, erst zum Schuljahresschluß. Ich hätte ihn längst halbfertig liegen gelassen, wenn mich nicht Christel, eine Nachtschwester des Marienstifts, unentwegt gedrängt hätte, ihn ihr zu verkaufen. Sie gab mir fünfzig Mark dafür, weil sie mich mochte. Üblich waren dreißig bis vierzig für ein Stück in diesen Abmessungen.

Susanna Baudach reicht mir einen eng beschriebenen A4-Bogen: »Das hat er mir damals dazu geschrieben.«

Ich lese:

»Dessau, den 12. Juli 1979

Liebe Susanna!

Wie bei unserem Zusammentreffen bei der Spartakiade versprochen, schick ich nun die Fotos von meinen Wandbehängen.

Außerdem tu ich einen Behang mit rein. Den möchte ich Ihnen schenken. Er ist mir besonders lieb, weil er die bis jetzt schwierigste Arbeit für mich war: ein orientalisches Muster, sehr fein und obendrein noch symmetrisch. Zum Verkaufen ist er mir zu schade, als Geschenk für meine alte Arbeitstherapeutin, die mich schon als Kind in die wunderbare Welt der Handarbeiten geführt hat, aber gerade gut genug.

Was soll ich auch anderes tun als knüpfen? Lesen und Fernsehen sind nur Zeitvertreib. Hier sieht man wenigstens, daß etwas dabei herauskommt.

Zeigen Sie die Fotos ruhig herum. Ich nehme gern Bestellungen an. Es können auch Wünsche nach Farben und Motiven genannt werden. Ich mache alles, außer solche Sachen wie die, die ich Ihnen geschenkt habe. Da müßte dann schon ein ganz hoher Preis gezahlt werden.

Jetzt, wo das Wetter schön ist, sitze ich den ganzen Tag draußen und knüpfe. Sonst läuft alles in meinem Zimmer ab. Das hab ich zuerst mit dem Herrn Vondratschek geteilt. Der war bettlägrig. Letzten Winter ist er gestorben. Jetzt liegt in dem andren Bett Klaus Lindhövel, ein Spastiker. Er ist 20 und hat gerade mal die 6. Klasse in Augustusburg gemacht. Er guckt den ganzen Tag Fernsehen, auch jetzt, wo er im Freien sein könnte. Oft betrinkt er sich. Dann stöhnt er in der Nacht, macht ins Bett oder erbricht sich.

Ich wünsche mir sehr, zu verreisen. Aber ich kann ja schon froh sein, wenn es einmal im Monat klappt, daß ich mit jemandem in die Stadt gehe. Zum Glück habe ich den E-Stuhl, sonst würde ich total fest sitzen.

Entschuldigen Sie bitte, daß ich so kurz angebunden war, als wir uns bei der Spartakiade getroffen haben. Es ist nichts gegen Sie. Ich bin immer so gehemmt. Auf unser nächstes Wiedersehen in einem Jahr freu ich mich jetzt schon, auch wenn ich dann wahrscheinlich auch nicht viel gesprächiger bin.

Mit freundlichen Grüßen, auch an Ihre Eltern,

Joachim Graul«

Ich frage Susanna Baudach: »Haben Sie noch einmal versucht, ihm zu schreiben, als sie ihn bei der Spartakiade nicht antrafen?«

»Nein«, antwortet sie. »Wir hatten in den Achtzigern dann doch nicht mehr allzu viel miteinander zu tun. Hier schreibt er zwar, er wäre gehemmt und sei deshalb so zurückhaltend. Aber ich wurde irgendwie das Gefühl nicht los, daß ihn die Tante aus Kindertagen nicht mehr sonderlich interessierte, eher sogar peinlich war. Und so habe ich mich eben zurückgehalten.«

Ihr Blick ist fahrig geworden. Hastig steht sie auf und beginnt, den Tisch abzuräumen.

»Lassen Sie nur«, ruft sie, als Kulle zum restlichen Geschirr greift, um es ihr nachzutragen.

Oft stand ich in den Ferien allein mit dem Handwagen im Garten oder saß in der Wohnung auf meinem Sessel, dem mein Vater Rollen unter die Beine geschraubt hatte. Nichts geschah. Die Spiele von Maria und Claudia, die sich in meiner Nähe ereigneten, vermochten mich nicht anzuheben. »Dingdong Tellerlein, wer klopft an meine Tür?« Kindergartenquatsch.

Die Wolken zogen über mich hinweg. Das Gras und die Bäume rauschten im Wind. Meine Schwestern trällerten ihre Liedchen oder lallten anstelle ihrer Puppen Babyworte. Ansonsten nichts, ganze Vormittage lang nichts.

Ich sehnte Martina und Gisbert herbei, die in meinem Alter waren. Mit ihnen konnte ich die tollsten Dinger aushecken.

Einmal hatten wir ein Portemonnaie an einen Faden gebunden und es auf die Straße vor unserem Garten gelegt. Die alte Minnl, die gerade vom Einkaufen kam, sah es mit großen Freuden und ging sogleich daran, ihren Glücksfund zu bergen. Immer, wenn sie es greifen wollte, zogen wir am Faden, und es rutschte ein Stück näher zu unserem Garten, wo wir hinter einem Busch saßen und uns das Lachen verkniffen. Schließlich wäre sie fast gestürzt, denn sie versuchte, das verheißungsvolle Stück Leder mit dem Fuß zu erhaschen. Doch es entzog sich hinter den Zaun, noch während sie danach tapste. Da stand sie nun mit weit gespreizten Beinen und mußte sich an einer Latte festhalten, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kippen. Verdutzt richtete sie ihren Stand wieder ins Gewohnte, faßte sich und klingelte entschlossen meine Mutter heraus.

»Ich muß itze mal in eiern Garten nein. Grade is nämlich vur mir ä Portemonnaie ieber de Straße gerammelt un bei eich unnerm Zaun verschwunn'n. Nu laß mich ä ma gucke, wu 's hin is un sich vorstackt hot.«

Meine Mutter wußte erst gar nicht, was Minnl meinte. Doch da stöberte die schon die Holzstapel, Reisighaufen und Erdbeerbeete durch.

»Näe, näe - su ä was!« tremolierte sie dabei vor sich hin. »Da stackt duch dor Deifl dorhinter.«

Nur mit Mühe gelang es meiner Mutter, Minnl davon zu überzeugen, daß es nicht Satan war, der sie genarrt und in Form geldbergenden Leders in unserem Garten Wohnung genommen hatte, sondern lediglich wir. Minnl wäre der Leibhaftige wahrscheinlich lieber gewesen, weil sie dann noch eine geringe Aussicht auf die Börse gehabt hätte. Sie zu besitzen, hätte sie vielleicht sogar mit ihm paktiert.

Oder Gisbert zog mich durchs Dorf: über die Spielstraße zum Bäcker, wo es süß und pappig nach Eis roch und er immer jeman-

den aus seiner Klasse traf. Ich stand dann meist fremd dabei, während sich die beiden am Deichselende unterhielten. Wenn Gisbert noch wollte, ging es bald weiter zum Teich. Dort versuchte er, mit einem flachen Weckglas unter den Algenbärten Fische zu schöpfen. Besonders die orangebäuchigen Männchen der Stichlinge hatten es uns angetan. Wir hielten sie unter Anleitung meines Vaters für einige Tage zusammen mit jungen Bleien und Bitterlingen in einem großen Aquarium im Hof.

Oder wir führten im Garten Krieg. Die Gummiindianer wurden dazu in einer Berglandschaft plaziert, die wir im Sandkasten aufgebaut hatten. Die Cowboys wurden daneben in einer Zinkwanne voll Wasser in Boote aus Brennholzscheiten gestellt. Dann bekam jede Partei zwanzig grüne Äpfel. Es wurde abwechselnd geschossen. Der hatte den Krieg verloren, dessen Männer zuerst vollständig umgelegt waren. Oft waren das die Cowboys. Gisbert behauptete, weil sie auf den Booten weniger Standfestigkeit hatten als ihre gefiederten Feinde. Ich war es nämlich immer, der sie beschoß, denn ich konnte bei weitem nicht so hart werfen wie Gisbert. Das glich den besseren Stehgrund der Indianer wieder aus. Daß die Cowboys öfter unterlagen, mußte schon meinen Apfelwurfkünsten zugeschrieben werden, mit denen ich manchmal mit nur einem Schuß flach über den Wasserspiegel drei Feinde auf einmal zum Wannengrund schickte.

Doch Martina und Gisbert ließen oft auf sich warten. Sie mußten bis zum Mittagessen zu Hause bleiben, waren mit Onkel Hermann mit dem Auto unterwegs oder wollten unbedingt im Fernsehen Pippi Langstrumpf sehen. Und wenn ich schon einige Stunden herumgestanden und mir eine graue Strubbelschicht aus schlechter Laune angeärgert hatte, war mir auch nicht mehr zu helfen, wenn sie dann doch noch kamen. Es endete meist damit, daß sie ebenfalls Langeweile bekamen oder mit meinen kleinen Schwestern Verstecken und Fangen spielten.

Die Marter der Ferienlangeweile brachte meinen Wunsch nach einem Hundegespann hervor.

Meine schönsten Erlebnisse waren Erfahrungen der Selbstlenkung. Manchmal banden wir jeweils einen Strick an die beiden vorderen Radgabeln. Um jedes Handgelenk ein Strickende gewunden, konnte ich meinem Handwagen aus eigener Kraft die Richtung geben, die von mir gewünscht wurde. Es genügte, wenn ich nach links wollte, am linken Strick zu ziehen. Voraussetzung war allerdings eine abschüssige Strecke, auf der mein Gefährt

frei rollen, und ein ebenes Anschlußstück, auf dem ich durch die Schwerkraft zum Stehen kommen konnte.

Der Weg von Tante Hannes Haus ins Dorf fiel auf über zweihundert Meter Länge ab und traf an seiner steilsten Stelle auf die Straße. Von dort aus ging es an die fünfhundert Meter weiter bergab bis zum Ortsrand, wo es noch einmal ein Gefälle bis zur Maxhütte gab.

Manchmal malte ich mir aus, diese herrliche Abfahrt zu wagen. Das erste Stück Weg von Tante Hannes Gartentor an bis zum Abzweig des Hauckwitzhügelweges bei der Grossmanns Else war unbefestigt. Hier mußte ich aufpassen, daß nicht irgendein herumliegender Holper meinen schwachen Armkräften die Räder entriß und in den Graben lenkte oder eine Spurrinne mich samt Gefährt hochwippte und seitlich umlegte. Der nächste Abschnitt war asphaltiert, wurde zum Ende hin aber mörderisch steil. Hier kreuzte der Weg die *Straße der Einheit*.

Ich mußte also Glück haben und durfte im Moment meiner Straßenüberquerung, die auf Grund der stark abschüssigen Strecke sicherlich mit großem Karacho erfolgen würde, keinen Querverkehr bekommen. Das war gar nicht so unwahrscheinlich bei den paar Autos, die hier durchneftelten. Wesentlich schwieriger war hingegen, mit dem Affenzahn, den ich drauf haben würde, die Kurve zu kriegen, denn der Weg traf die Straße genau gegenüber Zienerts Anwesen und führte fünf Meter nach rechts versetzt weiter. Einfach geradeaus zu fahren, hätte geheißen, in Zienerts Gartenzaun zu brettern. Ich hätte, sobald ich auf der Straße war, scharf, aber nicht so scharf, daß ich kippte, nach rechts einschlagen müssen, um gleich darauf wieder links abzubiegen.

Sodann fiele die Strecke immer noch weiter. Das würde den Geschwindigkeitsverlust bald wieder herausgeholt haben, der durch das Rechtslinksmanöver entstanden war. In voller Fahrt würde ich also auf die Schule zuhalten, ihr nach schwungvollem Rechtsbogen die Breitseite bieten und, ihren kahlen Hof vor grauer Bullaugenfassade hinter mir lassend, langsamer werden auf dem breiten geraden Schotterweg, fast stehen bleiben am Gemeindeschaukasten, dann jedoch wieder Tempo gewinnen am zum Wächtersgraben hingeneigten Konsumvorplatz. Bratschmone, eine Nichte meiner Oma, die wie immer aus ihrem Wohnzimmerfenster gegenüber des Konsums hinge, um mit anderen Tratschtanten den neusten Dorfklatsch durchzuhecheln, würde große Augen kriegen, rufen: »Mensch, Theo, was machst du denn?« und mich zusammen mit den Einkäuferinnen zu retten versuchen.

Wenn ich ihnen entginge und mich der Querverkehr wiederum verschonte, würde ich den Wächtersgraben nehmen und zwischen

den Reihenhäusern, mit ihren hüttenrauchgeschwärzten Graupelputzhäuten immer mehr Fahrt machen. An unserer Haustür würde ich schon dermaßen schnell vorbeikacheln, daß meine Oma nur einmal »Huch!« sagen könnte. Bis sie meine Eltern alarmiert hätte, wäre ich bereits rechts auf den Karl-Marx-Platz eingebogen und hätte die gerade Strecke an der Bushaltestelle dank des Schwungs überwunden, der noch da war vom Berg. An den letzten Häusern fiel die Pflasterstraße wieder leicht ab. Unter den Rauschewipfeln der Pappeln am Ortsausgang würde ich gemächlich die rostigen Gleise der stillgelegten Erzbahn überqueren und danach wieder auf Asphalt treffen. Mit etwas Glück und wenn ich mit Ruckeln nachhülfe, würde die Schubkraft so weit reichen, daß ich zu dem links abzweigenden Weg zu den Brücken gelangte, die durch die Hütte nach Unterwellenborn führten. Der hatte dann wieder die nötige Abschüssigkeit, um am Schrottkran vorbei über die erste Brücke bis zum Anstieg vor der zweiten zu kommen.

Erst hier würde ich nach kurzem Rückwärtsrollen stehen bleiben, umgeben vom Fauchen und Zischen der Hochöfen, das von links mit dem sauren Rauch herandrang, schwarzen Lokomotivenpfiffen, die unter den Brücken lauerten, und Finkengesängen aus den Büscheln der Vogelmiere am Wegesrand.

Hier würde ich also wiederum unter den ziehenden Wolken sitzen und bald anfangen, mich zu langweilen, denn es würde wahrscheinlich einige Zeit dauern, bis Gisbert mich einholte, zumal ihn der Gedanke, mich mehr als einen Kilometer bergauf ziehen zu müssen, sicher im Lauf hemmte.

Letztlich standen einem solchen Abenteuer die Warnungen von meinen Eltern, ich könnte unter ein Auto geraten, oder die aufgeregten Stimmkaskaden, die wie Truthahnkollern klangen und sich der Kehle meiner Oma entrangen, sobald ich überhaupt nur ein solches Vorhaben andeutete, nur bedingt im Weg. Der eigentliche Grund, weshalb ich nie so abfahren würde, war die Tatsache, daß ich zuvor und danach darauf angewiesen war, den Berg hinaufgebracht zu werden. Überhaupt mußte ich immer wieder Leute finden, die mich dorthin zogen, wohin ich wollte.

So bestanden meine Abfahrten in lächerlichen Strecken von Tante Hannes Hühnergatter zum Schuppen oder hinter unserem Garten von Geheeps Tor zu unserer Garage. Und auch die fanden allerhöchstens fünfmal hintereinander statt. Dann war es Gisbert oder meinem Vater endgültig zu anstrengend und vor allem zu uninteressant, mit mir unentwegt hinan zu streben.

Mit einem Hundegespann wäre das alles anders, und ich könnte selbständig überall hin fahren. Zwei Hunde wären schon nötig,

meinen Wagen sicher voran zu bringen; am besten große schwarze Neufundländer.

Mit denen würde ich Volker Tiede und Norbert Kullat über die Spielstraße hetzen. Bis sie sich vollgepißt und rotzverschmiert schreiend in einen Graben abduckten, würde ich sie vor mir hertreiben. Wenn ich jetzt mit Gisbert unterwegs war, kamen sie von hinten und stießen mich in den Rücken oder schlugen mir auf den Kopf. »Eierkopp, Eierkopp!« gröhlten sie dabei. Gisbert bekam dabei auch seinen Teil Dresche, denn er versuchte jedes Mal, mich zu verteidigen, obwohl er nicht gegen die Größeren ankam. Die würden ganz schön blöd glotzen, wenn sie auf einmal ein riesiges schwarzes Gebell überfiele, das sie am Arsch ihrer Lederhosen zu packen versuchte. Daß sie wirklich gebissen würden, wüßte ich natürlich zu verhindern, aber fast durchdrehen vor Angst könnten sie ruhig einmal.

Hätte ich ein Hundegespann, brauchte ich nicht Tag um Tag herumsitzen und vor Langerweile vergehen. Ich könnte die Welt durchstreifen, nach eigenem Ermessen bei Tante Hanne vorbeischauen, wo Gisbert und Martina wohl blieben, über den Roten Berg zu den Schlackebergen oder durchs Wutschetal nach Kaulsdorf zur Saale fahren. Es wäre mir möglich, mich allein zum Bäcker zu begeben und dort mit Gisberts Freunden Gespräche zu beginnen. Ich würde durchs Dorf fahren und die Blicke der Leute wären andere als jetzt. Das wußte ich.

Doch dem Hundegespann lagen unüberwindliche Hindernisse im Weg. Das gewichtigste hieß: »Hunde sind nicht gut zu kutschieren. Eine Katze oder ein anderer Köter - und schon gehts über Stock und Stein mit dem Handwagen hinten dran.«

Ein anderes war: »Viel zu teuer, zwei Rassehunde. Und was die fressen, die Riesenviecher!«

Ein Hundegespann würde also immer ein Traum bleiben. Meine Mutter ließ nicht einmal einen ganz normalen Hund zu, so sehr wir Kinder auch bettelten.

Wenn mein Vater nicht arbeiten mußte, war die Langeweile gebannt. Er hatte immer Einfälle und Möglichkeiten, uns bei Laune zu halten. Oft gingen wir auf den Roten Berg. Er zeigte uns Vögel, Bäume, Schmetterlinge, Kräuter und Steine, fuhr mit uns zum Stausee baden oder in den Wald zum Pilzesammeln und Wild beobachten und baute am Bach Staudämme, über die kleine Wasserräder angetrieben wurden, die wir zuvor zusammengebastelt hatten, indem wir mit einer Stricknadel Kartoffeln durchbohrten und diese rundum mit kleinen Holzspateln besteckten. Das war

nur möglich, wenn wir zuvor alle Eis am Stiel aßen, von dem neben dem Verpackungspapier die Holzspatel als einzig nicht eßbare Reste blieben.

Aber auch ohne solch große Unternehmungen waren wir glücklich, wenn er da war. Er brachte uns das Skatspielen bei, auch Claudia und Maria, sobald sie halbwegs rechnen konnten. Summieren und Multiplizieren in größeren Beträgen lernten sie nicht in der Schule, sondern beim Zusammenzählen und Reizen. Er malte mit uns, las uns vor und erzählte Geschichten aus seiner Kindheit. Mich weihte er in die Geheimnisse der Geologie, der Aquaristik und des Kaninchenschlachtens ein, indem er mich einfach zusehen ließ, wenn er Mineralien sortierte, Wasserpflanzen einsetzte und Rammler ausweidete.

Wenn er da war, wurden die Ferien erst zu etwas, was diesen Namen verdiente. Doch sein Urlaub währte vierzehn Tage, und die Sommerferien hatten an die sechzig. Sonst hatte er im wöchentlichen Wechsel Früh- und Spätschicht, kam also entweder gegen drei abgespannt nach Hause und hatte erst nach ausgiebigem Essen, Zeitunglesen und Schlafen für uns Zeit oder mußte mittags schon weg, wenn der Tag noch gar nicht richtig begonnen hatte.

So lag meine ganze Hoffnung auf den Wochenenden. Doch die Sonntage gehörten dem Herrn Jesus und deshalb unser Vater wieder nicht uns. In die Kirche gingen wir nur zu besonderen Tagen wie Ostern oder Erntedank. Wir schienen die Gottesdienste von Pfarrer Weitling nicht sonderlich nötig zu haben. Einfach nur Kirchenchristen waren wir nicht, eingeschriebene Steuerzahler, die eine Zeremonie zu Weihnachten, zur Taufe, zur Hochzeit und zur Beerdigung brauchten, denen das Herz aber nicht für Jesus offen stand. Wir bekannten uns mit Entschiedenheit zu unserem Herrn. Die Kirchenleute waren christlich, wir waren Christen. Und deshalb gehörten wir zur Kirche in der Kirche, zur Landeskirchlichen Gemeinschaft.

Unsere Eltern zahlten Kirchensteuer und Mitgliederbeiträge, gaben Dankopfer im Gottesdienst und Kollekte in der Stunde, und am Sonntagnachmittag gingen wir zwar wie zum Spaziergang herausgeputzt aus dem Haus, aber nach fast einstündigem Weg kehrten wir nicht zurück an die heimische Kaffeetafel, sondern erreichten die Mühle, die an der Straße nach Goßwitz unweit des alten Tagebaus stand. Ihr quadratischer Turm, fast fensterlos und ohne Dachschrägen, der wuchtig den First des Hauses überragte, neben dem er zwar angeordnet war wie ein Kirch-

turm zum Schiff, ließ sie jedoch ungeachtet des sakralen Grundmusters einen industriellen Eindruck machen.

Der wurde durch die hohe Eingangsremise noch unterstrichen, die mit großen Holztoren verschlossen war, welche die Getreide- und Mehlfuhren aufnehmen konnten, die wochentags auf der Rampe verladen wurden. Sonntags blinzelte lediglich der blaue Lack von Schwester Giselas Schwalbe verloren durchs Remisendunkel. Mein Vater stellte meinen Handwagen daneben ab und nahm mich auf den Arm. Er stieg mit mir die Steinstufen seitlich der Rampe hinauf und trat in den kornduftenden Mühlenturm ein, dessen Dämmer trübe von gelben Funzeln gestärkt wurde. Es beschien nur vage vergitterte Aufzüge, Transmissionsriemen, die kühn in die dunkle Höhe strebten und sich dort verloren, Sackkarren, Hebel, Schüttelsiebe und Trichter. Vom Grund dieses hoch mit erdschweren Getreidegerüchen und nahrhafter Düsternis gefüllten Quadrats schleppte mich mein Vater eine steile Treppe hinauf in den lichten Stundenraum, den die Landeskirchliche Gemeinschaft vom Etzelmüller gemietet hatte.

Dort wurde ich auf einen der vielen Stühle gesetzt, deren Sitzfläche aus Stricken geflochten war. Gegenüber der Tür stand ein hölzernes Rednerpult. An der Wand dahinter hing schwer ein Holzkreuz. Quer zur Sitzrichtung der Stühle zog sich eine Bankreihe an der Fensterwand entlang bis zum Harmonium, das der Etzelmüller spielte, der auch in der Kirche an der Orgel saß.

Schwester Gisela war nur zehn Jahre älter als meine Mutter. Trotzdem schien sie mir mit der gefalteten weißen Haube, dem schwarzen blaugepunkteten langen Rock und ihrer scharfen Stimme eher zu den Alten zu gehören, die in der Hauptsache die Kamsdorfer Landeskirchliche Gemeinschaft ausmachten. Die Freundinnen Hannah Schmidt und Mariechen Spengler gehörten dazu, beide Fremde in Kamsdorf, weil Hannah von Wolhynien stammte und russisch sprechen konnte, und Mariechen aus Mittweida im sächsischen Hügelland, und beide, wie sie sagten, nur Gäste und Fremdlinge auf Erden, die ihre wahre Heimat beim himmlischen Vater hatten. Auch des Etzelmüllers Mutter war eine der Alten mit schlohweißem Haar und einem Körperchen, dessen Gewicht sie nicht mehr lange auf Erden halten würde. Die dicke Burgern, die einen ebenso dicken Mops besaß und mich immer, wenn sie meiner habhaft werden konnte, in Oberschenkel und Hintern kniff, wobei sie inbrünstig »Kniewangerl, Arschbackerl« sang, könnte es dagegen nicht so schnell himmelwärts wehen. Außerdem gehörten die Dietzels und die Rankens Hilde zu den Alten, ebenso wie Patzers, Baumgarts und Frau Franke. Junge gab es dagegen wenige. Neben meinen Eltern kamen manchmal

noch Marianne aus Goßwitz mit ihrer Tochter Angelika, die ein Jahr jünger war als ich, und Tante Hanne.

Wenn außer Maria, Claudia und mir auch noch andere Kinder da waren, hielt Schwester Gisela zuerst eine Kinderstunde. Während die Erwachsenen auf der Wandbank saßen oder sich Stühle aus den Reihen genommen und in Banknähe gerückt hatten, um miteinander zu bischpern, hockten wir im engen Kreis am Kanonenofen neben der Tür um die Diakonisse.

Wir sangen zögerlich: »Paß auf, kleine Hand, was du tust! Paß auf, kleine Hand, was du tust! Denn der Vater in dem Himmel sieht herab auf dich: Paß auf, kleine Hand, was du tust!«

Schwester Giselas Stimme hielt beim Singen unsere Höhe, war aber stark und durchschneidend. Sie dirigierte uns mit ihrer Rechten, indem sie sie vornüberneigte und alle fünf Fingerkuppen aneinanderlegte, als wollte sie in einem Handschattenspiel einen Pferdekopf darstellen. Damit wippte sie in Höhe ihres Gesichtes scharf im Takt und schrillte vor Anstrengung. Danach betete sie mit uns. Sie sprach, und wir mußten Händchen falten, Köpfchen senken, immer an'n Herrn Jesus denken.

Schließlich erzählte sie uns eine biblische Geschichte und was diese für uns bedeutete. Beim armen Lazarus sagte sie, daß es gar nichts mache, wenn es uns schlecht ginge und wir traurig wären, solange wir auf Gott hörten und täten, was er wollte. Zum Beispiel brauche ich mir nicht das Herz erschweren, daß ich nicht laufen könne, solange ich nur den Herrn Jesus lieb hätte. Mir wäre der Himmel gewiß. Ein Junge aber, der über alle Gräben springen und auf jeden Baum klettern könne, müsse in der Hölle schmoren wie der reiche Mann, wenn er nie etwas von Jesus gehört und sich von ihm seine Sünden nicht hätte vergeben lassen.

Angelika sah mich neidisch an. Gisberts Blicke waren eher zweiflerisch. Schwester Gisela bemerkte es und wiederholte mit erhobenem Zeigefinger, daß der Herr Jesus für alle gestorben sei und jedem, der ihn liebe, die Schuld vergebe. Daß aber der arme Lazarus und ich wie Edelsteine in der Krone des Heilandes seien, die hier besonders viel leiden müßten, aber ihn deshalb auch besonders lieben würden, während die, denen es gut gehe, frech und hochmütig würden und dächten, sie kämen ohne Gott aus.

Lazarus hatte tagein, tagaus im Straßendreck gelegen und mußte den Abfall des reichen Mannes essen. Er hatte überall eitrige Geschwüre, die wahrscheinlich voller Würmer waren und fürchterlich brannten und juckten, so daß es ihm eine Wohltat war, wenn die streunenden Hunde kamen und die Geschwüre ausleckten.

Ich sah an mir herab. Meine Sachen waren in Ordnung. Auf den Schenkeln lagen sauber meine Hände. Die Finger waren in-

einander verschlungen. Sie erinnerten mich an ein Knäuel weißlicher Maden in der Jauchegrube. Dick und kurz baumelten meine Füße überm Boden.

Nach der Kinderstunde verteilte Schwester Gisela bunte Bildchen zu den biblischen Geschichten, die wir sammeln und in ein Heft kleben sollten. Außer Angelika schaffte es aber niemand, auch nur das Bildchen der vorigen Woche, geschweige denn ein Album vorzulegen.

Dann erst fing die richtige Stunde an. Alle setzten sich auf ihre Plätze. Auf der Wandbank blieb nur Herr Patzer zurück, dessen Daumennägel genauso braun waren wie die Malzer, die er unentwegt lutschte. Er hatte sie in einer Hosentasche zusammen mit seinem Schnupftuch, weshalb ich seine Bonbons ausschlug.

Nach einigen Liedern, einem kurzen Gebet und dem Gruß mit Losung, Lehrtext und Wochenspruch kam die Predigt. Schwester Gisela trat hinter das Rednerpult und sprach über eine Bibelstelle. Das dauerte fast eine Stunde, und schon nach wenigen Sätzen kribbelte mir der Teufel den Bauch durch, und machte mich an den Fingerkuppen und Zehenspitzen juckig, daß ich dem Reden über den Herrn Jesus nicht mehr zuhören konnte. Genauso ging es mir, wenn mein Vater predigte. Die Minuten dehnten sich müde durch die Mühlenluft. Vor den Fenstern verdünnte sich am Himmel der Nachmittag. Manchmal ein Vogel; mitunter Wolkenberge, in die ich hineinträumen konnte; winters der Beginn des Abendrots. Vor mir unterm Holzkreuz wurden heilige Worte gesprochen.

Einige Momente gab es, die mich aufmerken ließen: wenn Geschichten zum besten gegeben wurden. Christi Opfertod veranlaßte Schwester Gisela vom Dachdecker zu erzählen, der bei Kirchturmarbeiten abstürzte und direkt auf ein Schaf fiel, was ihm das Leben rettete, dem Tier aber das Kreuz brach. Von der frommen Frau war zu hören, die ihrem Mann das Frühstück ans Bett brachte, in welchem er mit seiner Geliebten lag, was ihn so rührte, daß er von seinem sündigen Treiben ließ und sich zum Herrn bekehrte. Oder es wurde, um die Existenz des Satans zu beweisen, vom besessenen Knaben berichtet, der tobte und schrie und dem die Ärzte keine Beruhigungsspritze geben konnten, weil sich die Nadeln vor seiner Haut aufrollten, anstatt ihn zu pieksen, und Spatel, Skalpelle und Pinzetten sprangen aus den Schalen und hopsten über den Flur zur Treppe. Sein Vater war ein Wahrsager gewesen. Als dieser in den Krieg mußte, sagte der fünfjährige Junge, er hätte geträumt, sein Vater wäre mit einem Strick um den Hals zu ihm gekommen und hätte gesagt: »Was mir ge-

hört hat, soll nun Dir gehören.« Etwas später traf die Nachricht ein, daß der Vater sich erhängt hätte.

Doch leider schaffte es nur Bruder Borchardt vom Blaukreuz, eine Geschichte nach der anderen von brutalen Säufern und verzweifelten Wodkadrosseln, die zum Heiland gefunden und mit Trinken aufgehört hatten, aufzutischen und nur kurz dazwischen die heiligen Worte von »Sünde«, »Vergebung«, »Heiland«, »Gnade«, »gerettet«, »Epheser«, »Kinder Kanaans«, »Galater«, »Gottesliebe«, »Anfechtung« und »Ewigkeit« zu gebrauchen. Bei allen anderen Predigern war es leider anders herum: Zwischen zwei oder drei Geschichtchen dehnte sich das Reden von Gottes Heilswillen zu kleinen öden Ewigkeiten.

Nach der Predigt wurde gesungen und die Gebetsgemeinschaft eröffnet. Sie dauerte, bis sich alle richtig ausgebetet hatten. Die Schwester oder mein Vater beteten sehr gezielt, trotzdem ausführlich. Ihr Reden zum Herrn stellte das, was in der Predigt gesagt worden war, noch einmal deutlich heraus.

Die anderen Beter teilten sich in drei Kategorien. Zur ersteren gehörte meine Mutter, Tante Hanne und die dicke Burgern. Es waren angenehme Schnellbeter, die in wenigen Sätzen den Herrn für die erbauliche Stunde priesen und um Kraft für den Alltag baten.

Noch sympathischer für uns Kinder waren die stillen Beter. Sie hatten wie die anderen die Hände gefaltet und die Augen geschlossen, beanspruchten jedoch keine Gebetszeit für sich, weil sie nicht öffentlich aussprachen, was sie Gott zu sagen hatten, sondern nur still die Lippen bewegten oder Bekräftigungen flüsterten zu dem, was andere hörbar machten.

Leider war die Gruppe der Langbeter viel größer als die der Schnellbeter und stillen Beter zusammen. Und so zog sich auch die Gebetsgemeinschaft noch einmal ziemlich lange hin, vor allem, weil der Fluß der Zeit mit geschlossenen Augen noch zäher erschien.

Einmal war Herr Baumgart, während Hanna Schmidt zum Heiland sprach, eingeschlafen, und es war ihm dabei ein lauter Furz entfahren, der sich zunächst fröhlich knatternd und dann tief schmurgelnd auf das piepsige Zungenrollen der Wolhynierin legte und ihr ein vorzeitiges Amen abrang, bevor Frau Baumgart ihren Gatten aus dem Schlummer gerüttelt hatte.

Meine Mutter fand den unverhofften Ausbruch des Altmännerhinterns sehr lustig, war sich aber im klaren darüber, daß es nicht anging, ihrer Fröhlichkeit durch Lachschreie, Japsen

und vergnügtes Trampeln freien Lauf zu lassen, wie es sonst ihre Art war. Ein Prusten durchbrach die Wehr ihrer hart zusammengepreßten Lippen. Ein Kichern gluckerte aus dem Bauch herauf. Dann atmete sie zitternd durch und wurde wieder ruhig. Mein Vater schob schnell einen Lobpreis der großen Güte des Herrn in die entstehende Lücke und alles schien weiterzugehen wie bisher.

Ich blinzelte noch einmal seitwärts in die Reihen. Herr Baumgart hatte dunkelrote Wangen und seine Kinnlade wackelte verstört. Das spitze Gesicht seiner Frau glühte indessen vor Empörung. Und obwohl die Stimme meines Vaters den üblichen Gebetston hielt, zog es sein Gesicht unentwegt zu einer breiten Grinsgrimasse auseinander. Tante Hanne saß direkt neben mir, auch sie tief rot. Schweiß tropfte ihr von der gesenkten Stirn auf die im Schoß gefalteten Hände. Weiß leuchtete die Mundpartie in der Röte ihres Antlitzes, weil sie sich von innen auf die Lippen biß.

Doch all ihre Anstrengung vermochte das Gelächter nicht zurückzuhalten, das plötzlich durch ihre Nase grunzte. Mein Vater beendete schnell sein Gebet. Seine Stimme war immer brökkeliger geworden vom Kollern und Meckern, das er unentwegt in die Kehle zurück gedrückt hatte. Nun mußte er endgültig schweigen, um nicht loszuwiehern. Das sprengte nun aber bei meiner Mutter die mühsam errichtete Sperre, und sekundenlang gellte eine Kaskade von Juchzen durch den Raum. Nur mit großer Kraft und schwerem Schnaufen gelang es ihr, die Schleusen für die Lachflut wieder zu schließen. Mein Vater machte ein ärgerliches Gesicht. Alle anderen hielten die Köpfe weiterhin gesenkt und die Hände beieinander.

Schwester Gisela wollte schnell ein Schlußgebet sprechen und die Stunde beenden, bevor sie gänzlich in Albernheiten ersoff. Doch da setzte Herr Baumgart ein. Er war nun noch verstörter, weil er der Schwester in die Rede gefallen war, und begann, zu stottern. Sein »Ähbm-ähbm-ähff« hörte sich ähnlich an wie zuvor das Knattern seines Darmwindes. Tante Hanne entfaltete ihre Hände, um sich die eine auf den Mund zu pressen und mit der anderen eifrig abzuwinken. Meine Mutter saß jetzt tief zusammengekrümmt auf ihrem Stuhl. In ihrem Gesicht zuckte es überall. Hilflos trat sie mit den Füßen in die Luft überm Fußboden, als mache sie ganz kleine schnelle Schritte. Dann spannte sie sich und versuchte aufzustehen. Doch das gefangene Lachen beutelte sie so stark, daß es ihr nicht gelang. Sie sank zurück auf die Sitzfläche und gickerte drauflos. Auch Tante Hanne wäre erstickt, hätte sie sich länger den Mund zugehalten. Bald kreischten

beide. Sobald sie einmal tief durchatmen konnten, erhoben sie sich und rannten nach draußen. Das Kleid meiner Mutter zeigte auf der Rückseite einen nassen Fleck.

Die Gebetsgemeinschaft wurde von Schwester Gisela zügig zu Ende gebracht. Von der Straße jihiehte das Gelache der beiden Schwestern leise und durchdringend in die Redepausen. Erst das Schlußlied war stärker.

Frau Baumgart meinte dann bei der Verabschiedung zu meiner Mutter, dem Teufel seien eben alle Mittel recht, um die Andacht der Frommen zu stören.

Derlei Abwechslung war jedoch sehr selten. Bei den üblichen Gebetsgemeinschaften brachte sich der Satan weniger lustig, dafür aber regelmäßig durch die Rankens Hilde in Erinnerung.

Schon zu Beginn blinzelte ich beunruhigt in ihre Richtung. Aber zunächst nahm sie wie alle eine andächtige Haltung ein. Bald erhitzten sich ihre Wangen aber vor Eifer, und ihr verzücktes Gesicht drehte sich himmelwärts. Richtig schön sah sie dabei aus. Ihre runden Apfelbäckchen strahlten fröhlich. Hingegeben wie in Erwartung von Erdbeeren mit Sahne bewegte sie die durchrunzelten Lippen. Immer wieder nickte sie bekräftigend zu den Worten der anderen, flüsterte: »Ja, Herr!« oder: »Heiland, deine Güte ist größer!« und begann, am ganzen Körper zu zittern, fast unmerklich zunächst, wenig später sichtbar an Vibrationen von Hals und Kinn, bis schließlich auch ihre kurzen abgearbeiteten Hände tatterten und auch die Füße es ihnen nachtaten.

Über ihr Gesicht flogen indessen immer öfter Schatten. Dabei stöhnte sie verhalten. Ihre Mundwinkel sanken herab. Wie unter großer Kraftaufbietung kniff sie die Lider auf die Augäpfel. Gequält schüttelte sie den Kopf.

Dann zischte sie: »Nein, Teufel! Du hast bei mir nichts mehr verloren. Hebe dich von mir, Satanas!«

Gekrümmt hockte sie jetzt auf dem Stuhl und bebte so stark, daß die ganze Versammlung über die Fußbodendielen ihrer Schwingungen teilhaftig wurde. Nun war es höchste Zeit, daß die Rankens Hilde losbetete.

»Ewiger großer gütiger Gott!« haspelte es über ihre Lippen. »Guter Herr und Heiland! Du weißt ja, was der Teufel mir für Anfechtungen bereitet. Doch ich kann ja getröstet sein, weil du am Kreuz für mich gestorben bist.«

»Ja«, triumphierte sie glockenhell. »Du hast ihn besiegt, den Höllenfürsten. Ich flehe dich an, Herr Jesus: Vergib mir meine Schuld. Du weißt doch, was ich für eine große Sünderin bin, wie

dreckig alles an mir ist und wie der Böse Gewalt über mich kriegen kann.«

Sie japste, als hätten ihr unsichtbare Dämonenkrallen die Kehle umschlossen. Ich konnte erspähen, wie Tränen unter ihren geschlossenen Lidern hervorschossen. Nervös nestelten ihre Hände an einem spitzenbesetzten Taschentuch.

»Hilfe! Hilfe! Hilfe!« rief sie. »Sei mir gnädig, Herr. Der Feind will mich hinabziehen! Du hast doch den Sieg über ihn errungen! Laß es nicht zu, starker Heiland!«

Mir wurde jedesmal gruselig, wenn ich Frau Rankes Flehen hörte. Vorsichtig lunzte ich hinüber zu ihrem Platz. Ihr Gebet klang nicht so, als ob Jesus wirklich eindeutig stärker als der Teufel sei. So befürchtete ich immer, sie säße gar nicht mehr auf ihrem Stuhl, sondern würde schon halb im Boden versunken sein, von Teufelsarmen höllenwärts gezogen.

Ich sah eine verkrampfte, zitternde Frau, deren Gesicht vom Entsetzen verheert war, die sich wie eine Ertrinkende den Namen Jesus Christus aus der Luft gierte und der Tränen und Rotz aus allen Löchern quollen.

»Danke, mein Heiland! Du bist der Erlöser, der Sieger, der Auferstandene. Oh du, ich lobe und preise dich für deine Güte, daß du mich nicht zu Schanden werden läßt«, wimmerte sie außer Atem, bevor sie unter Rotzblasen ein lautes »Amen« seufzte.

Ich konnte die Pein der Rankens Hilde nachfühlen. Mich hatte schon einmal als kleines Kind der Teufel im Traum von zu Hause weggenommen und zur Hölle geschleppt.

Er war eine riesige schwarze Masse, die so scharf stank, daß es mir den Atem nahm. Ich war von ihm an den Beinen gepackt worden und lag bäuchlings über seine Schulter, so daß ich mit Kopf und Armen auf seinem Rücken baumelte. Eine Falte seines Gewandes hatte mich bedeckt. Darunter war es fürchterlich heiß, und ich konnte nichts sehen. Jeder Schweißtropfen stach, als würde eigens für ihn mit einer dünnen Nadel von innen durch meine Haut ein Loch gebohrt. Ich hatte große Angst und schrie nach meinen Eltern. Doch niemand hörte. Mein Rufen schien ebenso wie ich im diabolischen Kleid gefangen. Nicht einmal der Satan zeigte eine Reaktion auf mein Brüllen und Flehen aus der Düsternis seines Rockes. Auch als es mir gelang, den schwarzen Fetzen von meinem Gesicht wegzuschieben, würgte mich weiterhin der Gestank und verflogen meine Schreie ungehört, als würden sie unmittelbar nach meinen Lippen in der zähen glutigen Luft ersterben. Die Landschaft, durch die die unförmige Finster-

nis, der ich anheim gefallen war, mich schleppte, war eine Wüste, deren Horizonte durch grauockerne Hügel verstellt waren. Über uns lastete ein bleierner Himmel.

Meine Eltern konnten mich nur schwer aus dem Schlaf reißen, in dem ich stöhnte und weinte. Ebenso schwer war ich hernach zu trösten. Ich hatte Verlorenheit gekostet.

Damals war ich vier Jahre alt. Doch auch noch mit zehn und elf Jahren überfiel mich solch satanisches Ausgeliefertsein. Es begann immer am Abend des vorletzten Ferientages. Nun ließ sich das Wissen nicht mehr länger wegstellen, am nächsten Tag wieder nach Gotha fahren zu müssen. Spätestens beim Zubettbringen begann ich zu weinen.

»Sorget euch nicht, was der morgige Tag bringen mag. Es ist schon genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage hat«, hatte mein Vater für mich ein Wort Jesu zitiert.

Doch es gelang mir nicht, mich erst am nächsten Morgen plagen zu lassen. Noch zwei oder drei Nächte zwischen mir und der Fahrt - und ich konnte den Schmerz hinter mich schicken, wenn er herankam. Es war noch ausreichend Zeit. Doch die letzte Nacht war mit Endgültigkeit geschartet. Sie schloß die Reihe der Wiederholungen ab. Die nächste Nacht würden wieder die Schritte der Nachtschwester auf den Fluren in meinen Schlaf hallen und die Morgen der nächsten Tage von Sehnsucht versperrt sein.

Nach außen hin kullerten mir die letzten sechzehn Stunden in Kamsdorf und während der Fahrt nach Gotha des öfteren Tränen übers Gesicht. Zunächst war dabei nicht mehr als ein helles Sirren im Kehlkopf und beim Atemholen ein verhaltenes Schluchzen zu hören. Wenn ich dann aber durch Streicheln, an der Hand Halten und gute Worte getröstet werden sollte, wurde das Flennen heftiger.

Ich wußte zwar, daß alles Weinen nichts half, daß das Auto mit mir und meinen Eltern zwangsläufig nach Gotha fahren würde, auch wenn es sowohl ich als auch meine Eltern nicht wollten, und daß nur Glatteis oder eine Lungenentzündung dazu angetan waren, die Abfahrt zu verschieben. Doch mein Weineherz zerfloß trotzdem.

Aber auch mein heftigeres Heulen hatte kaum mit dem kleinen Kind in mir zu tun, das um Hilfe schrie, um Erlösung bettelte und panisch tobte, weil es sich der Böse über die Schulter geworfen hatte. Das blieb verborgen im Höllengewand.

Einmal spielte mein Vater mit dem Wort Gotha, das er auf dem Wegweiser an der Autobahnabfahrt gelesen hatte. Weil er einer Kolonne sowjetischer Militärfahrzeuge die Vorfahrt gewähren

mußte, sprach er es so aus wie er meinte, daß es ein Russe tun würde. Schnell war er bei: »Gott da.«

»Siehst du«, lachte er. »Auch in Gotha ist Gott da.«

Dann fügte er ernster hinzu: »In Jesus ist er sogar bis nach Golgatha gegangen und zur Hölle gefahren, um uns Verlorene zu retten. Da wird er wohl auch hier sein.«

Ich schob in die Mitte von Gotha L, G und A und hatte Golgatha.

»Gotha-Golgatha; Golgatha-Gotha«, schluchzte ich.

»Der große Gott ist er!« sang leise mein Vater und steuerte unseren Trabi der Russenkolonne nach. »Ich preise seine Macht. Er hat auf Golgatha das Heil der Welt vollbracht.«

Wenig später, als er mich ins frischbezogene Klinikbett setzte, sagte er: »Wenn du aus dem Fenster schaust, kannst du den Himmel sehen. Der ist genauso über Kamsdorf wie über Gotha. Gott hat dich auch hier lieb.«

Das konnte den Fluß meiner Tränen nicht aufhalten, doch es war ein Trost. Die Lehrer und Erzieher erzählten zwar, Gott gibts nicht, und die meisten Schwestern redeten ebenso. Lieb gehabt zu werden störte hier. Schon deshalb durfte es Gott nicht geben. Doch er war hier wie überall. Da konnten sie sagen, was sie wollten. Tief in mir, so daß ich es selbst nur wie hinter Schleiern und für wenige Sekunden bemerken konnte, sprang ein kleines fröhliches Männchen über einen Abgrund.

» Sehen Sie mal: Das hab ich auch noch«, ruft Susanna Baudach hinter ihrer Spindtür hervor.

Sie kommt mit einem Foto wieder: »Ich habe es gefunden, als ich eine Jubiläumswandzeitung gestaltete zum vierzigsten Gründungsfest unseres Hauses als eine Einrichtung des Gesundheitswesens. Das war schon im April. Wir haben der Republik ein halbes Jahr voraus.«

Das Bild zeigt Achim und mich beim Flöten. Neben uns steht Susanna Baudach mit ihrer Tenorflöte an den Lippen. Am Bildrand ist Uwe hinter einem Glockenspiel zu sehen; ihm gegenüber Olaf mit Zimbeln in den Händen. Achim wirft mir mit schräg gehaltenem Kopf aus seinen großen Kulleraugen einen seiner Blikke zu, in denen unbändig und schwarz seine Freude an Schieflagen und Katastrophen funkelt. Besonders mochte er Dinge wie meine Unfähigkeit, es Zieslack zu sagen, daß wir nicht in die Thälmannpioniere übernommen werden wollten, aber auch den Schwall, den die schwangere Elisabeth in Falks Bett kotzte, als sie ihm den Scheißtopf unterzuschieben hatte. Hier droht das sorg-

sam geübte Konzert in den Graben zu gehen, weil den Musikanten ein albernes Gelächter die Kehle sprengen will. Ich zwinge mir mühsam Starre ab. Olaf und Uwe, die ihre Klänge ohne Atem erzeugen können, grinsen offen. Unsere Lehrerin hat ärgerlich zusammengezogene Brauen, doch eine Lachschnute ums Mundstück.

»Das muß zum zwanzigsten Anstaltsjubiläum gewesen sein«, stellt Susanna Baudach fest.

»Kann nicht sein«, widerspreche ich. »Da waren wir noch nicht einmal zehn. Hier sind wir aber deutlich älter. Außerdem kann ich mich noch genau an die Jubelfeier zum Zwanzigsten erinnern. Ich lag da nämlich mit einer Lungenentzündung und über vierzig Fieber im Bett. Unter mir, also hier draußen im Kellerspeisesaal, dinierte Dömling mit hohen Gästen und für uns gabs Graupensuppe, weil die Küche ja vom Festmahl überlastet war. Die wollt ich nun partout nicht schlucken, obwohl die blonde Erika drohte, daß mir das Fieber alle Kraft nimmt, wenn ich nichts esse.«

Ich lag zu dieser Zeit im großen Jungensaal. Das Fieber schaukelte mich in eine seltsam leichte und gleichzeitig drückende Wirklichkeit. Mir war, als würde ich von etwas durchflossen, in dem ich gleichzeitig dahintrieb. Es hob und senkte mich, drehte mich um und um und ließ mich gelegentlich in irgend etwas Bodenloses hineinstürzen. Qualvoll war es, geweckt zu werden, weil ich gewaschen werden oder etwas trinken sollte. Bevor der Spätdienst ging, wurde ich mitsamt meinem Bett aus dem Saal in den Vorraum geschoben.

»Warum soll ich heute hier schlafen?« fragte ich die Schwester.

»Weil dein Husten die anderen stört«, bekam ich zur Antwort.

Das Notlicht funzelte auf mich und die über dreißig abgestellten Rollstühle herab, deren Einsitzer jetzt im Jungen- und Mädchensaal in den Betten lagen. Es war ziemlich kalt und irgend etwas tockte, tickte und tackte unentwegt hinter der Holztäfelung der Wände. In mir wogte weiterhin das Fieber, aber es hatte nicht mehr die Kraft, wie die Stunden zuvor. Ich entglitt mir nicht mehr und blieb munter.

Als die Nachtschwester ihre erste Runde gemacht hatte, öffnete sich die Tür zum Mädchensaal und Karla quietschte so leise sie konnte an mir vorbei in Richtung Klo.

Auf dem Rückweg trat sie an mein Bett und flüsterte: »Haben sie dich hier abgestellt?«

»Damit mein Husten die anderen nicht stört.«

Sie schüttelte den Kopf: »Weißt du noch: Gudrun Zöller?«

Gudrun war im Januar gestorben. Ihr Bett im Mädchensaal hatte unweit von dem Karlas gestanden. Auch sie hatte hohes Fieber und schweren Husten gehabt. An einem Morgen lag sie da mit bleichem Gesicht und starren Augen. Erst als das Füchschen sie waschen wollte, bemerkte sie, daß Gudrun tot war. Elisabeth, die sie sofort hinzurief, legte ihr schnell die Zudecke übers Gesicht und schob sie mitsamt dem Bett schleunigst hinaus. Dann erst durfte das Füchschen den Mädchen mitteilen, daß sie gestorben war.

»Die Schweine«, zischte Karla, »haben dich hier abgestellt, daß du nicht störst, falls du heut Nacht abkräpeln solltest. Da können sie dich morgen wegräumen, ohne daß jemand was sieht.«

Ich war sehr erschrocken und plötzlich auch wütend. Karla streichelte mir kurz die Wange mit dem Handrücken.

»Zeig's den Arschlöchern«, sagte sie fest und ziemlich laut und verschwand im Mädchensaal.

»Wenn ich mich heute erkälte, mache ich Schwitz- und Dampfbäder«, erzähle ich Susanna Baudach auf dem Weg zum Aufzug. »Und wenn ich trotzdem eine Bronchitis bekomme, dann laß ich mich beim Abhusten unterstützen. Jemand muß hinter mich treten, seine Arme um mich legen und mir vorsichtig den Brustkorb drücken. Nachts schläft jemand bei mir, und wenn es ganz akut wird, wird gewacht. Für so etwas hat es hier keinen Raum gegeben.«

»Atemübungen fürs Abhusten haben wir damals auch schon gemacht«, widerspricht sie mir.

»Ja, einmal am Tag für eine halbe Stunde. Aber was war mit dem Husten außerhalb dieser Zeit?«

Sie schweigt und öffnet uns die Fahrstuhltüren.

»Uns wurde täglich Fieber gemessen, egal ob wir krank waren oder nicht«, fahre ich fort, während sich der Lift langsam und umpfend hebt. »Aber wenn sie dann bei einem Kind Temperatur feststellten, wurde, anstatt gleich einen Arzt zu holen, oft bis zum nächsten Tag gewartet, obwohl damals schon klar war, zu welch akuten Gefährdungen sich Luftweginfekte für Muskeldystrophiker auswachsen können. Das war schon zuviel, daß sich ein Arzt extra für ein erkranktes Kind auf den Seeberg bewegte. Und wozu erst eine Sitzwache gegen den Erstickungstod? Das ist doch wesentlich aufwendiger, als ab und an ein toter Pflegling.«

Susanna Baudach schlägt die Augen nieder: »Vielleicht sehen Sie das alles etwas überspitzt. Die Mitarbeiter haben immer ihr Bestes gegeben, wenn jemand krank war.«

Sie zuckt mit den Schultern: »Möglicherweise bin ich betriebsblind. Aber ich denke, daß es so radikal, wie Sie es sehen, nicht ganz stimmt. Lassen wir die Toten.«

Als die vierte Klasse begann, hatten meine Eltern einiges investiert, damit ich am Ferienende weniger weinte. Sie hatten mir für zwanzig Mark ein kleines Vollglasbecken gekauft, dazu für einen Fünfer ein Pärchen rote Platies und drei Zebrabärblinge als Besatz, die zu den fünf Guppyweibchen und zwei Männchen aus dem Bestand meines Vaters hinzukamen. Er richtete das Becken mit mir auf der Kommode zwischen Achims und meinem Bett ein: Bodengrund aus gewaschenem Sand, da hinein einige Wasserpflänzchen und Kieselsteine, vorsichtig drei Eimer lauwarmes Wasser darauf, ein Löffelchen Salz dazu, dann die Fische, Schnekken und Schwimmpflanzen. Fertig war das kleine Unterwasserreich.

Die Haltung von Vögeln oder Meerschweinchen im Heim wurde bei jeder Anfrage strikt abgelehnt. Gegen die Fische im Weckglas war jedoch nichts gesagt worden. Wir hatten aber auch nicht gefragt. Vielleicht lag das daran, daß Doktor Dömling selbst ein begeisterter Aquarianer war, vielleicht war aber auch vom großem Aquarium, das im Jungensaal gestanden hatte, der Weg bereitet worden.

Schon fast drei Jahre zuvor hatte es ein unrühmliches Ende gefunden. Es wurde von den Jungen Naturforschern betreut, die Herr Christoph leitete. Doch Albrecht und Hänschen Wirsing, die zu ihnen gehörten, konnten lediglich sagen, wenn ein Fisch verreckt oder der Algenrasen auf den Scheiben wieder einmal so dicht war, daß kein Fisch mehr zu sehen war. Das Becken selbst säubern oder auch nur die Fische füttern, konnten sie von ihren Rollstühlen aus nicht, denn es war auf einem hohen Gestell hinter der Bettenreihe an der Fensterwand aufgebaut. Selbst Herr Christoph mußte zu Verrichtungen am Aquarium eine kleine Stehleiter benutzen.

Die Scalare und Schwertträger führten zwischen absterbenden Pflanzenstengeln hinter bräunlich-grün veralgten Scheiben ein verstecktes, fast vergessenes Dasein.

Eines Morgens im November, als die Lichter angeknipst wurden, hörten wir die dünne Elfriede jammern: »Wer macht denn so wat mit de armen Fischgens? Nee, wat für 'ne Schweinerei!«

Auf dem Aquarium stand eine dicke Kappe gelblichen Schaumes, der unter der Lampe hervorquoll. Sämtliche Fische schwam-

men kieloben. Jemand hatte in der Nacht Desinfektionsmittel ins Wasser geschüttet.

Das Vollglasbecken meines Vater am Küchenfenster war wesentlich kleiner, gerade ausreichend für einige Guppies und Spitzhornschnecken. Doch es war eine Freude, hinzusehen. Am Boden wucherten kurze Kryptocerinen in kräftigem Grün, die Scheiben blieben klar, weil sie wöchentlich mit einer Rasierklinge geschabt wurden, und vom Fenster fiel ausreichend Licht ins Wasser. Großäugig schwammen die Guppymütter einher, beige und silbern geschuppt mit einem schwarzen Arschfleck am Ende ihrer gebeulten Bäuche. Ich wußte, da kommen ihre Jungen heraus: ganz kleine vollentwickelte Fische, die sich zwischen den Wurzelhärchen der Schwimmpflanzen verstecken, um nicht von den anderen, ihre Mütter inbegriffen, gefressen zu werden. Die Männchen hingegen boten auf ihren schwarzgefleckten Schwanzschleiern alle Farben des Regenbogens.

An einem der Frühlingsferientage war mein Vater mit mir zu Besuch bei seinem Freund. Wie immer bewunderten wir sein großes Rahmenaquarium, in dem die unterschiedlichsten Fische schwammen. Jedesmal beeindruckten mich die kleinen Neonsalmler, die zwischen den Pflanzen und vorm schwarzen Bodengrund rot und hellblau leuchteten. Eine besondere Attraktion waren dieses Mal acht junge Platies, die er selbst gezogen hatte und die knallrot mit schwarzen Flossen in einer Goldfischkugel schwammen, die auf der Anrichte stand. Mein Vater konnte, als er ein Pärchen angeboten bekam, der Versuchung nicht widerstehen. Er trug sie in einem Marmeladeglas nach Hause ins Becken am Küchenfester, in dem sie sich wegen ihrer starken Färbung inmitten der Silberlinge und ihrer eher sanftfarbigen Männchen ausnahmen, als ob sie etwas Besseres wären.

Um das Klima im Fischglas durch die Neulinge nicht unmäßig zu verschlechtern, sagte mein Vater, müßten einige Guppies ausquartiert werden. Wenn zuviele Tiere zusammen wären, würde das Wasser schlecht und die Platies würden gestört. Also würde er drei oder vier Guppyweibchen an Tante Helgas Hühner verfüttern. Ich empörte mich ob solcher barschen Vertreibungspraktiken, und schließlich wurden die vier Kandidatinnen fürs Hennenmahl paarweise zusammen mit einer großen Schwimmpflanze in zwei großen Weckgläsern untergebracht.

Die beiden Rotgeschuppten machten nicht lange den Alteingeschwommenen den Platz streitig. Schnell wuchsen sie zu Schönheiten heran. Sobald sie in die Geschlechtsreife kamen, begannen sie, zu springen. Da das Becken nicht abgedeckt war, beförderten sie sich an einem trüben Juninachmittag hinaus in die Welt

und landeten beide im linken Pantoffel meiner Großmutter, die am Aquarium im Sessel saß und eingenickt war. Die Pantoffeln hatte sie ausgezogen, um ihre Füße auf dem Kanapee lagern zu können.

Meine vierjährige Schwester Maria spielte am Boden und rief: »Oma! Oma! De Fisse!«

Die nickte schlaftrunken und gab nur ein vergähntes »Ja, Ja« zur Antwort, was Maria zu der beruhigten Einsicht kommen ließ: »De Fisse slafen auch, wie de Oma.«

Als ich nach Gotha zurück mußte, schwammen die Platies jedoch noch im Kryptocerinengewirr und gaben einen herrlichen Kontrast zum Blattgrün ab. Ich war auf die Idee gekommen, das größere der beiden Weckgläser samt seines silbrigen Inhaltes, dem ich noch das bunteste Männchen aus dem Becken zugesellen ließ, mitzunehmen.

Das Fünflitergurkenglas mit den drei Fischen auf meinem Nachttisch im Jungensaal mochten alle. Selbst die blonde Erika bewunderte die Welt unter Wasser.

Bald gingen die ersten Tauschangebote bei mir ein. Die kommenden Sonntage bis zu den Sommerferien konnte mein Vater den Guppybestand in seinem Becken verringern, ohne zum Hühnerfutteraufkommen von Tante Helga beizutragen. Bald hatten fünf Bewohner des Jungensaales ein Weckglas mit Guppies neben ihrem Bett.

Das Aquarium im neuen Schuljahr im Zimmer unterm Dach war jedoch größer als die Gurkengläser und machte im Gegensatz zu ihnen den Eindruck einer dauerhaften Institution.

Die dicke Elfriede war die erste, die es nach einigen Tagen scheel beäugte und schließlich offen sich darüber erboste, daß dieses Ding den Platz auf der Kommode wegnähme, der dazu bestimmt sei, die Korsetts abzulegen. Seitdem ich es von zu Hause mitgebracht hatte, waren unsere kunstharznen Sitzstützen unter den Betten abgelegt worden. Doch es war ihr zuviel, sich zu bücken. So knallte sie Achims Korsett mit den heraushängenden Wäschestücken aufs Aquarium, so daß es nicht mehr einsehbar war.

So sehr ich auch protestierte, es war von nun an für alle Schwestern der Ablageplatz unserer Panzer, und wir konnten, wenn wir in den Betten waren, nur noch ahnen, was die Fische hinter den Strümpfen und Pulloverärmeln trieben. Die Zeiten, die wir im Rollstuhl saßen und unsere Korsetts umgeschnallt hatten, verbrachten wir kaum im Zimmer. Und selbst dann lagerten mitunter noch alte Wäschestücke auf dem Aquarium.

Eine Zeit lang ließ ich alles abräumen, sobald einer meiner Freunde, die dazu in der Lage waren, in meiner Nähe auftauchte.

Doch die Schwesternunsitte, unsere Sachen dort abzulegen, war stärker als meine Möglichkeiten, mit fremder Hilfe wieder Sichtfreiheit zu schaffen. Ich verlor meine Fische aus den Augen.

Mögen es die herabhängenden Sachen gewesen sein oder die kürzer werdenden Tage, jedenfalls bekam das Becken zu wenig Licht. Die Pflanzen starben ab, das Wasser begann zu stinken, und innerhalb der ersten Oktoberwoche verreckten alle drei Zebrabärblinge. Überall bildeten sich Braunalgen.

»Eine Kloake«, sagte mein Vater, als er es zu Beginn der Herbstferien abräumte, damit er es nach Kamsdorf zurücknehmen konnte.

Ebenfalls zu Beginn der Vierten hatten mir meine Eltern eine Kinderbibel geschenkt. Sie hieß *Der gute Hirte* und war eher mit einer Fibel vergleichbar. Die Illustrationen hatten nichts mit den fein gearbeiteten Stichen in unserer Familienbibel gemein. Auch das Papier roch eher bitter nach Schulbuch und Zeitung, anstatt nach Würde, staubig mit einer Spur sauren Leimes. Eine der Abbildungen zeigte den guten Hirten, wie er einem schwarzen Wolf seinen Stecken in den roten Rachen rammte. Hinter ihm schaute fromm eine große Schafherde zu.

»Der Hirte ist Jesus, der Wolf der Teufel, und die Schafe sind wir«, erklärte mir meine Mutter, was ich schon längst im Buch gelesen hatte.

Die Kinderbibel war sehr belehrend, jedoch wenig interessant. Die Geschichten, die uns interessierten, standen nicht drin. Vergebens suchte ich Simsons Kraftakte, die er nur aufgrund seiner Beatlemähne vollbringen konnte. Die fette götzendienerische Königin, die aus dem Palastfenster auf die Straße platschte und deren Fleisch die Hunde fraßen, fand ich ebenso wenig wie ihren Widerpart, den Propheten Elia, der in der Wüste von den Raben gefüttert wurde und der Feuer vom Himmel fallen lassen konnte.

Von denen mußte ich Achim und den anderen im Zimmer weiterhin erzählen. Bei Gleichnissen oder Jesusgeschichten konnte ich nun aber zuweilen die Kinderbibel als Bekräftigung herumgehen lassen. Sie stießen bei weitem nicht auf die Begeisterung,wie meine Erzählungen über die Posaunen von Jericho oder die zur Salzsäule erstarrte Frau Lots, aber sie beeindruckten, weil sie in einem Buch gedruckt standen.Schon zuvor war mir die Idee gekommen, Gottesdienste zu halten. In den Sommerferien hatte ich Gelegenheit gehabt, mich an einer Schreibmaschine auszuprobieren. Ich tippte zunächst nur der Übung

wegen meine Lieblingslieder ab. Als mir der erste lesbare Zettel gelungen war, ging ich mit drei Durchschlägen zur Produktion über. Zunächst schwebte mir vor, die Lieder zu verteilen. Doch was sollte mein Opa, so sehr er auch »So nimm denn meine Hände« mochte, mit einem Blatt, auf dem es mit allen seinen Strophen stand, wo er es jederzeit im Gemeinschaftsliederbuch aufschlagen konnte?

Mit einem Mal sah ich uns in Gotha von den Zetteln singen. Schon seit der Bekehrung meiner Zimmergenossen im vorigen Jahr redeten wir oft über den Glauben und beteten abends zusammen. Da fehlte das Singen noch. Und am Sonntagmorgen konnten wir Gottesdienst halten, richtig wie in der Kirche. Wir würden singen, und ich würde zwischendurch beten und predigen. So ähnlich wie Pfarrer Weitling würde ich es schon hinkriegen.

An einem Septembersonntag, an dem wir wie üblich in der Zeit zwischen Frühstück und Besuchszeitbeginn in unseren Betten saßen, begann unser erster Gottesdienst mit »Liebster Jesus, wir sind hier«. Achim, Zangschmidt und ich hatten einen Liederzettel, und Uwe, Ingolf, Olaf und Lutz, die in der Lage waren, sich selbst anzuziehen, hockten nahe bei uns, um mit auf den Text sehen zu können. Danach sprach ich ein Eingangsgebet, mit dem ich zum Amen gelangte, kaum daß ich angefangen hatte. Von draußen trapsten nämlich die Schritte der blonden Erika heran. Doch sie bogen vor unserer Zimmertür auf den Hauptflur ab. Also sangen wir wieder: ein Lied, das ich nicht aufgeschrieben hatte, weil alle es auswendig kannten; Fräulein Baudach hatte es uns beigebracht, das Dankelied.

»Danke für diesen guten Morgen. Danke für jeden neuen Tag. Danke, daß ich all meine Sorgen auf dich werfen mag.«

Der nächste Vers schmetterte weniger kraftvoll durch den Sonntagmorgenmief. Von weitem näherte sich wieder Erikagetraps.

Kläglich holperte er aus: »Danke, daß in der Fern und Nähe du die Menschen liebst.«

Die Schwester steckte ihren Kopf durch die Tür und sah unwirsch über unsere Versammlung hin.

»Danke, dein Heil kennt keine Schranken«, intonierte ich unbeirrt.

Doch allein Achim stand mir mit dünnem Stimmchen bei: »Danke, ich halt mich fest daran.«

Dann schwieg auch er unter den abschätzigen Blicken der Alten, und ich sang es allein über die gebeugten Köpfe meiner Freunde in ihre unsicher umherirrenden Augen: »Danke, ach Herr, ich will dir danken, daß ich danken kann.«

Die blonde Erika schnaufte: »Toll was los hier, wa?«, fuchtelte in meine Richtung mit der Hand vor ihrer Stirn herum und ging wieder.

Ich machte mich an die Predigt, als hätte es die Störung nicht gegeben. Auch wenn mir bei späteren Gelegenheiten die Kinderbibel aus der Verlegenheit half, nicht viel mehr als drei sinnvolle Sätze zu einem Thema sagen zu können, für den ersten Gottesdienst hatte ich unsere Lieblingsgeschichte ausgesucht: David und Goliath. Nachdem ich sie so schön und spannend erzählt hatte, wie ich nur konnte, kam ich zu den Erläuterungen. Ich sagte, daß wir alle Jungs wie David wären. Ohne Chance gegen die Großen und Starken. Wir hätten nicht einmal eine Steinschleuder, lediglich unsere Plastepistolen mit Schnipsgummizug, die mit Papierkugeln oder allerhöchstens mit Spucke zu laden wären. Damit könnten wir weder die dicke Elfriede noch Dömling umlegen. Trotzdem seien wir ihnen nicht völlig ausgeliefert, denn Gott stünde uns bei wie dem Hirtenjungen David vor vielen tausend Jahren gegen den gepanzerten Riesen.

In diesem Moment kam Schwester Konstanze herein und begann, das Zimmer auszukehren. Sie war sehr jung, hatte eine dunkelgerandete dicke Brille auf und wurde von ihren Kolleginnen oft bespöttelt. Es war ihr unangenehm, uns zu stören. Mit rotem Kopf kehrte sie vorsichtig den Boden, während ich unsicher meine Predigt verlängerte, die eigentlich schon fertig war. Doch solange sich die Schwester unter uns aufhielt, wollte ich nicht noch mit singen oder gar beten anfangen. So laberte ich verworrene Sätze, wie ich sie von der Mühle her kannte, von Gnade und Erlösung, bis der Boden sauber war.

Gemeinsam beteten wir sodann das »Vaterunser« und sangen zum Abschluß »Ich bin durch die Welt gegangen«. Bei den letzten Tönen öffnete sich erneut die Zimmertür, und die Zangschmidt kam als erste Besucherin herein.

»Schön«, rief sie. »Das ist hier ja wie bei 'n echten Singeclub.« Zangschmidts Blicke irrten gehetzt durchs Zimmer, und Achim grinste.

»Das wär echt mal was«, sagte er leise, aber deutlich, und Zangschmidt versuchte eilends, seine Mutter in ein Gespräch zu verwickeln.

»Wenn die bei der FDJ solche Lieder singen würden«, juchzte Achim.

»Was'n für Lieder?« lauerte die Polizistengattin, und ihr Sohn wäre am liebsten im Linoleum versunken. Achim gab ihr einen Liedzettel.

»'Ich bin durch die Welt gegangen und die Welt war schön und groß'«, buchstabierte sie. »Na, ist doch prima, schön optimistisch. Also weiter: 'Und doch ziehet mein Verlangen mich weit von der Erde los.' Nanu? Ein Kosmonautenlied?«

Sie las die zweite Strophe mit den Menschen, die voller Hast und Sehnsucht sind, mit abschätziger Verwunderung. Erst bei »In des Gotteslammes Wunden« ging ihr ein Licht auf.

»Ach, so 'n Zeug vom heiligen Bimbam ist das. Und du wieder mit dabei!« schimpfte sie ihren Sohn. »Na, wenn das der Vati hört!«

Wir finden Zieslack im Kasino mit fünf Jungen. Er begrüßt mich freundlich und bittet uns, ihn zunächst die elektrische Autorennbahn für die Kinder aufbauen zu lassen und uns solange auf Station umzusehen.

»Gehn wir in Ihr altes Zimmer?« fordert mich Susanna Baudach auf.

Ich nicke, und wir folgen ihr über den langen fensterlosen Flur durch die große Diele am Treppenhaus bis zum Seitenkorridor, der damals zu unserem Zimmer, dem Wäscheboden und zur Tür des Aufgangs zur Hausmeisterwohnung führte. Jetzt sind die Trennwände zum ehemaligen Wäscheboden weggerissen, und die Dachschrägen sind verkleidet. Niedrige Tische und kleine Stühle haben hier ihren Platz gefunden, Spielzeugregale und gepolsterte Flächen am Boden zum Toben.

»Das Kükennest ist seit Jahren wieder Kükennest«, sagt Susanna Baudach, »und das hier ist die Spielecke der Vorschulgruppe. In diesem Jahr haben wir elf Kindergartenkinder hier.«

Sie öffnet die Zimmertür und läßt die Neonröhren aufflammen: »Eigentlich gibt es Ihr Zimmer nicht mehr. Es ist viel größer geworden.«

Im Raum stehen in vier Reihen Gitterbetten und Blechnachtschränke. Die beiden Fenstergaupen sind verbreitert und bis zum Boden verglast worden. Zudem fehlt die Wand zum Nebenzimmer, so daß hier zwölf eiserne Bettchen Platz haben.

»In der zweiten Reihe rechts außen stand früher mein Bett«, erzähle ich Kulle.

»Und Achims stand links außen«, fügt Susanna Baudach hinzu, »direkt gegenüber der Tür.«

»Die Kleinen sind heute mit den unteren drei Klassen im Hallenbad schwimmen«, erklärt sie uns die Leere und klickt das Licht wieder aus.

An der Spielecke macht sie uns auf die Wandbemalungen aufmerksam: »Das hat im vorigen Jahr der Vater eines Mädchens gezaubert, ganz aus freien Stücken und für umsonst.«

Die Schrägen zieren Schnatterinchen, Häslein, Fliegenpilze und andere Figuren aus dem Märchenwald, fast ein Fest der Lebensfreude gegen den Aufmarsch der weißen Metallgitter nebenan.

Ich bitte Kulle, unter Fix und Fax zu halten, den Comicmäusen aus der Pionierzeitschrift, die hier kindsgroß und etwas staksig an der Wand prangen.

»Genau hier hat die Mäusekiste gestanden«, erzähle ich.

»Hä, Mäusekiste?« kommt es von Kulle.

»Das war eine Art Kerker für Ausgeflippte«, erkläre ich, »ein großer Holzkasten von ungefähr einem mal anderthalb Meter Seitenlänge und Wänden von mehr als einem Meter Höhe. Wenn ein Kind durchdrehte, wurde es in die Kiste gesteckt, bis es sich beruhigt hatte. Zu der Zeit war das hier ein fast dunkler und nicht beheizbarer Bodenraum zur Lagerung der dreckigen Wäsche. Mäusekiste, weil es hieß, auf den Brettern würden tote Mäuse herumliegen, weil Wollaseck alle, die er in den Fallen fing, hier hinein werfen würde. Da lagst du also umgeben von Säcken voll Pisslaken zwischen Kadavern in einem Kasten auf den harten Brettern. Es war kalt und finster, und du konntest schreien, wie du wolltest. Es drang kaum durch die verschlossene Tür nach draußen.«

»Und det is jetzt keene Führung durch 'ne mittelalterliche Burg?« fragt Kulle.

»Ein bißchen übertreiben Sie schon«, sagt Susanna Baudach und lächelt leicht. »Der Arrest in der Mäusekiste war doch mehr eine Gruselgeschichte, auf deren abschreckende Wirkung die Schwestern setzten, als eine tatsächliche Praxis. Oder waren Sie jemals drin?«

Ich schüttele den Kopf.

»Von Uwe, Ingolf und Lutz weiß ich es aber«, fällt mir ein. »Uwe hat es sogar mehrmals über sich ergehen lassen müssen.«

Sie ist erstaunt und betroffen.

»Es muß für Sie hier ein Horror gewesen sein.«

Ich nicke leicht.

»Das hätte ich nicht gedacht; wirklich nicht. Manchmal kommen ja auch andere her, die früher hier gewesen waren; und die sind immer ganz selig, die Orte ihrer Kindheit wiederzusehen, und schwelgen in Erinnerungen.«

Sie hält inne und legt nachdenklich ihre Hand an die Wange.

»Es sind Menschen«, fährt sie fort, »die daheim bei ihren Eltern leben und verglichen mit Ihnen ziemlich unselbständig und

isoliert sind, oder die ganz und gar in einem Pflegeheim untergebracht sind. Die erinnern sich natürlich anders. Aber sind deren Erinnerungen nicht auch wahr?«

Ihr Gesicht wirkt plötzlich abgespannt und traurig. Schwer liegen ihre Augäpfel unter den hohen Lidern und scheinen all ihre lebhafte Beweglichkeit eingebüßt zu haben.

Am Sonntag unseres ersten Gottesdienstes stand für uns alle schon fest, daß wir uns im Dezember nicht von den Jungpionieren in die Thälmannpioniere hochschaukeln lassen wollten. Wir waren entschlossen, uns künftig nicht mehr vom Halstuch würgen zu lassen.

Daß Zangschmidt umkippen würde, war nicht verwunderlich.

»Sagt ja nichts davon meinen Eltern«, hatte er uns schon ganz am Anfang unserer Erwägungen gebeten.

Er strich die Segel wenig später, als Karla uns anriet, unseren Entschluß Zieslack, dem Pionierleiter, mitzuteilen. Doch alle anderen blieben dabei. Unsere Augen wurden klar und fest, und wir fühlten uns ein wenig wie Gojko Mitic, den wir vor zwei Wochen, als das Kino da war, in »Die Söhne der großen Bärin« als Indianer gesehen hatten.

Zunächst überlegten wir, ob wir nicht Zieslack zur Mittagsruhe in unser Zimmer rufen und es ihm sagen sollten. Natürlich war ich zum Sprecher auserkoren worden. Immer wenn ich darüber nachdachte, welche Worte ich gebrauchen würde, bekam ich ein hibbeliges Gefühl im Bauch. Es hatte jedoch mehr damit zu tun, dringend scheißen zu müssen, als mit Mut und Tatendrang. Immer, wenn in den nächsten Tagen Zieslack Mittagsruheaufsicht hatte, schien er unerreichbar. Seine Schritte auf dem Flur klangen selten und fern.

Einmal, als sie etwas näher kamen, rief ihn Achim. Er schaute mich an, flüsterte wie ein indianischer Kundschafter: »Los jetzt!« und biß sich auf die quergerollte Zunge, wobei er seine breite Fratze zog, mit der er spannenden Momenten gern etwas Lächerliches gab.

»Der hat das gar nicht gehört«, sagte ich.

Doch da rief Zieslack schon von draußen: »Moment!«

Ich merkte, wie mein Gesicht heiß wurde und mein Puls im Hals pochte. Achim funkelte mich an. Offensichtlich freute er sich - und zwar diebisch. Gleich würde Zieslack einen vor den Latz kriegen. Der Pionierleiter würde hinnehmen müssen, daß sechs aus seiner Stallung ausbrechen wollten, in der doch alle

vereint waren. Zieslack würde dastehen und erfahren, daß wir ganz und gar nicht stolz waren, Thälmannpioniere zu werden.

Doch ich wurde das Gefühl nicht los, Achim freue sich auch über mich, weil er wußte, wie klein der eifrige Prediger und mutige Indianer vor der Instanz des Pionierleiters sein würde. Unsichere Augen, die Bettdecken und Wände absuchten, und piepsige Worte wären alles, was blieb von Worten, die klangen, als wären sie dem lieben Gott beim gemeinsamen Kuchenschmaus abgelauscht.

Draußen wurden auf dem Linoleum Zieslacks Schuhe hörbar. Achim warf mit begeistertem Jaulen seine Flanschbirne hin und her. Durch meine Därme gluckerte die Angst.

»Es geht nicht«, japste es aus mir.

Achims Kopfschwingen hörte sofort auf. Neben der Nase und in den Augenhöhlen schienen sich dunkelgraue Schatten abzulagern.

»Warum?« polterte trocken seine Enttäuschung mit Zieslacks näherkommendem Tritt um die Wette.

Ich konnte in letzter Sekunde Olaf vorschieben. Er lag in seinem Bett im Meisenkasten. Und schließlich müsse er auch dabei sein, wenn wir's Zieslack sagten.

»Also machen wir's beim nächsten Pioniernachmittag«, beendete ich hastig meine Erklärung, da spazierte der Gerufene schon gutgelaunt zur Tür herein.

Seine immer roten Wangen wurden noch röter, als ich stammelte, daß nichts sei, er nur aus Versehen gerufen worden wäre. Bevor er wieder ging, stand er einige Zeit mit ernstem Blick zwischen den Betten und wartete auf weitere Erklärungen.

Noch am selben Abend standen Otte und Kucki aus der Sechsten in unserem Zimmer und hatten Visagen aufgesetzt wie Rolf Hoppe als Red Fox in »Die Söhne der großen Bärin«. Wir saßen in unseren Betten. Olaf war gerade zu Besuch, weil er sich vorm Schlafengehen noch einmal den Buffonentanz anhören wollte, den Achim und ich auf den Flöten spielen konnten. Der klang irgendwie indianisch, und Olaf wollte einen Trommelrhythmus dazu finden.

»Schluß mit dem Gefiepe!« dröhnte Kucki.

Wir ließen verwundert von unseren Tuthölzern.

Otte wirkte spillrig neben Kucki, der es genoß, sich in seiner ganzen Stiernackigkeit und Stärke vor uns aufzubauen. Otte hingegen war ein Muskelschwündler und bereits so weit fortgeschrit-

ten, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis er gar nicht mehr gehen konnte. Jetzt stakste er noch halbwegs anmutig auf Spitzfüßen einher. Das ließ ihn wie einen Ballettänzer erscheinen, vor allem, wenn er beim Rennen den Oberkörper mit den Händen ausbalancierte. Bald würde er aber auf den Fluren und dem Hof einen Rollstuhl brauchen, und schließlich würde der Tag kommen, an dem es überhaupt mit dem Laufen vorbei war.

Ingolf ging es ebenso, obwohl er zwei Jahre jünger war. Und Uwe kam schon seit Ende des letzten Schuljahres nicht mehr hoch. Lediglich die Fähigkeit, sich allein ins Bett oder aufs Klo zu hieven, war ihm geblieben. Zuvor war ihm nur noch ganz langsames Laufen möglich gewesen, bei dem er oft Pausen einlegen mußte, zu denen er sich im Stehen mit den Händen auf den Oberschenkeln abstützte. Immer häufiger fiel er hin und kam allein nicht mehr hoch. An seinem letzten Lauftag stieg er morgens aus dem Bett, machte mit ausgebreiteten Armen und vor Anstrengung verzerrtem Gesicht einige hektische Schritte auf dem Flur und sackte heulend in sich zusammen. Er sei noch einmal ganz schnell gerannt, fast geflogen, behauptete er später.

Otte war dagegen noch ziemlich behende und vor allem schon im Stimmbruchalter. Trotzdem stand er schon wacklig auf den Beinen, und es war ihm anzusehen, was ihn demnächst erwartete. Gegenüber seinem Freund Kucki war er ein Schneckenschiß mit Löckchen, doch für uns alle immer noch eine ernstzunehmende Bedrohung; lediglich für Olaf nicht, dessen Gelenklosigkeit sich durch besonders kräftige Muskulatur auf Rücken, Brust und Bauch auszugleichen versuchte. Seit dem Indianerfilm zeigte er sich, wie auch an diesem Abend, gern mit freiem Oberkörper. Wären nicht die dünnen steifen Ärmchen mit nach innen gebogen Klauenhänden gewesen, die aussahen wie Spazierstöcke mit Krücken, hätte er mit seinem Schwarzhaar, den breiten Gesichtszügen und funkelnden Augen fast besser ausgesehen als Gojko.

Otte entglitt die Cowboyvisage, als Kucki ihm ein aufforderndes Handzeichen gab. Unruhig sah er durchs Zimmer.

Dann piepste er: »Wer von euch will Thälmannpionier werden?«

Wir schwiegen. Otte fand zurück zu seiner Fresse und bohrte gelangweilt mit der linken Schuhspitze auf dem Linoleum herum. Kucki pfiffelte leise durch die Zähne. Schließlich fuhr Zangschmidts Rechte mit erhobenem Zeigefinger kurz in Ohrhöhe und sackte sofort wieder herab.

»Ich«, kam es aus seinem zerknirschten Gesicht.

»Und die anderen?« tenorte Otte.

Wir bekamen unsere festen Blicke und schwiegen. Kucki packte das Fußende von Uwes Bett und stieß es mehrmals auf den Boden.

Dabei brüllte er den so Durchgeschüttelten an: »Und was ist mit dir?«

Uwe sah ihn, solange er seinen Kraftsport am Stahlrohrgestell betrieb, mit großen Augen an, dann wandte er sich der Wand zu und zog die Decke übern Kopf. Otte hatte unterdessen Kopf und Fäuste erhoben. Lässig stakste er auf Achim zu.

»Na, wie sieht's aus?«

Er warf beide Fäuste mit aller ihm zur Verfügung stehenden Wucht, die er noch verstärkte, indem er seinen Oberkörper nach vorn fallen ließ, auf Achims Gesicht. Der kippte mit haßerfüllten Zügen nach hinten. Schon im Fall holte er mit der Flöte aus und schlug damit Otte auf den Hals. Olaf packte unterdessen Otte von hinten und hätte ihn zu Boden gehen lassen, wenn ihm nicht Kucki zur Hilfe gekommen wäre. Er zog Olafs Arme vom Oberkörper seines Freundes und drückte sie nach hinten. Als er von Olafs Rübe voll eine auf die Lippen geplauzt bekam, ließ er dessen Rechte los, um ihm eine in die Magengrube zu wamsen. Olafs Armstecken krallten erneut in Ottes Richtung. Doch der war bereits außer Reichweite und schritt eilends auf mich zu. Ich packte meine Flöte am unteren Ende. So war ihr schwererer Teil frei, und ich konnte sie wie eine Keule gebrauchen.

»Warum wollt ihr nicht zu den Thälmannpionieren? Kannst du mir das erklären, Siebenstück? Wollt ihr etwa Ausbeutung und Krieg? Oder wollt ihr einfach nur die Fresse voll kriegen?« jodelte er mich voll.

Dabei trat er auf den Schnürsenkel seines rechten Schuhs und stolperte. Er fiel auf mich zu und streckte die Fäuste aus, um mich mit seiner ganzen Fallkraft zu treffen. Aber seine geballten Hände gingen neben mir auf der Matratze nieder, und sein Kopf, der meinen Bauch treffen sollte, landete zwischen meinen Oberschenkeln. Derart lag er den Schlägen meiner musikalischen Keule herrlich dargeboten.

Ich hämmerte ihm meine Antwort in die Locken: »Weil wir Chri-sten sind und Je-sus lie-ben! Klar? Und weil die Par-tei sagt, es gibt kei-nen Gott.«

Jede Silbe wurde von einem harten »Tock« unterstrichen, das beim Aufprall des Holzes auf seinem Schädel entstand. Er entzog sich meinen frommen Trommeleien, weil er vom Gewicht seines Körpers gänzlich zu Boden gezerrt wurde, als er die Arme hochnehmen wollte, um seinen Kopf zu schützen. Nun lag er zwischen Achims und meinem Bett und wollte wieder hochkommen,

indem er sich an unserer Kommode und den Bettgestellen abzustützen versuchte. Doch sobald seine Hand in die Reichweite eines von uns beiden kam, hagelte es solange Flötenschläge auf Gelenke und Finkerkuppen, bis sie wieder verschwand.

Er rief nach Kucki. Doch der hatte gerade damit zu tun, Lutz am Pyjamaschlawittchen durchzuschütteln, weil dieser ihm in die bedrohliche Fresse gerotzt hatte, als er ihm Auge in Auge die Pionierfrage stellte. Olaf war dabei zu versuchen, die Kampfmaschine durch Rempeln und Kopfboxen von seinem Freund abzubringen. Aber er konnte damit Kucki nichts Ernstliches anhaben.

Erst als er sich meinen Sicherheitsgurt vom Rollstuhl nahm und ihm eins mit der Schnalle übers breite Kreuz zog, zeigte das Wirkung. Er ließ von seinem Opfer und wandte sich kreischend um. Da brannte ihm schon der nächste Hieb im Gesicht. Olafs dritter Schlag peitschte Kuckis Schulter, weil der sich zu Uwes Rollstuhl niederbeugte, um dessen Riemen zu greifen. Der erste Gegenschlag flatschte Olaf übers linke Krückenhändchen, das er zur Abwehr vorgestreckt hatte. Gleichzeitig hatte er mit der Rechten weit ausgeholt und pitschte Kucki eins mit der Schnalle unter die Nase, daß ihm die Tränen kamen. Die nächsten Minuten waren wir ganz gebannt vom Peitschenkampf. Sogar Otte sah vom Fußboden aus zu und beanspruchte nicht unsere Flötenprügel. Kucki hüpfte durchs Zimmer, daß die Scheiben schütterten, um Olafs Schlägen auszuweichen, und jaulte bei jedem Treffer auf. Trotzdem sich sein Gegner nicht so behende bewegen konnte, bekam er mehr ab, als er austeilen konnte. Doch auch auf Olafs Haut sausten die ledernen Hiebe herab. Er nahm sie hin mit stolz geneigtem Kopf, niedergeschlagenen Augen und einem Anflug von Lächeln um die Unterlippe wie ein Apachenkrieger in Kampfekstase.

Von der Tür her vernahm ich Prothesenquietschen. Karla wurde im Türrahmen sichtbar. Sie stand da in einem langen knallroten Nachthemd, und in ihren sonst kalten Augen gab es plötzlich etwas, das ich bisher nur von meiner Mutter kannte, wenn ich sehr krank war.

»Ich hab gehört, daß hier die Luft brennt«, rief sie mir übers Getümmel zu. »Da bin ich in die Prothese und gleich zu euch. Nicht einmal angeschnallt hab ich sie.«

»Die hat euch verraten«, johlte Otte von unten. »Von der wissen wir's!«

Mein Herz zuckte schwer. Karlas Augen kühlten sofort ab.

»Verraten! Du bescheuerte Hüpfkrähe! Ich hab euch ein Beispiel für Mut genannt.«

Kucki war wegen des Wortwechsels etwas unaufmerksam geworden. Gleich klatschte ihm der Gurt viermal ums Maul. Ein dünner Blutfaden begann, von der Oberlippe übers Kinn zu rinnen. Er quietschte und stürzte sich mit verdrehten Augen auf mich.

»Wenn du nicht sofort aufhörst«, schrie er Olaf an und bekam noch eine Letzte von ihm über die Hand gewischt, »dann pack ich den Siebenstück und schmeiß ihn zu Otte, daß er sich seine sämtlichen empfindlichen Knochen verrenkt.«

Die plötzliche Ruhe im Raum schien zu rauschen, aber vielleicht war es auch nur mein Blut, das mir durch den Kopf schoß wie das Gas durch das Häuschen unterhalb des Weges zum Tierpark. Kucki stand nah bei mir. Langsam kam seine Hand auf mich zu. Seine gespreizten Finger konnten jeden Moment zupacken.

Er grinste: »Los, Siebenstück, sag: 'Lieber Gott im Himmel, du hast'n kleinen Fimmel', sonst klatsch ich dich runter!«

Ich sah ihn an. Seine Lippe hatte aufgehört zu bluten. Rings um den steinernen Triumph seines Gesichts funkelten Schweißtropfen. Ich blickte von der Höhe meines Klinikbettes hinab in den Abgrund. Dort würde ich wesentlich zerschlagener liegen als Otte jetzt.

»Lieber Gott«, sagte ich und wußte nicht mehr, ob es ein Flehen war oder der Anfang der Lästerung, die Kucki mir abverlangte.

»Sehr gut! Weiter so!« johlte die Sau auch gleich los.

Achim sah mich mit weit aufgerissenen Augen und gerunzelter Stirn an. Karla hielt wenig vom Glauben und bezeichnete ihn als Kinkerlitzchen. Sie fand, nicht in die Thälmannpioniere zu gehen, das sollten die Leute auch ohne Jesus und so'n Klimbim drauf haben. Trotzdem bewahrte sie mich vorm Verrat.

»Ich bin zwar nicht der liebe Gott«, spöttelte sie, trat dicht hinter Kucki und sah mich an. »Aber ich helf dir trotzdem.«

Mit einem Ruck zog sie ihm die Schlafanzughose bis in die Kniekehlen.

Sie kniff ihn in den nackten Arsch und juchzte: »Muskeln wie Melonen, aber 'n Mäuseschwänzchen!«

Alle wieherten los, selbst Otte. Kucki heulte fast. Blitzschnell saß der Hosengummi wieder auf der Hüfte.

Dann boxte er Karla vor die Brust und kreischte: »Ich kann dir doch auch nicht einfach die Schlüpper ausziehn!«

Sie taumelte rückwärts. Ihr gleichgewichtsuchendes Kreisen rechts mit dem Arm und links mit dem Stumpf erinnerte mich an einen Hubschrauber. Der große Rotor wurde vom Arm gemimt, der kleine Stabilisierungspropeller vom Stumpf. Doch Karla hielt sich nicht in der Luft. Sie schrie hell auf, daß es in den Ohren wie

ein hoher Uhrengong nachklang, kippte nach hinten um und plumpste auf den Boden. Lediglich ihre Prothese blieb stehen, im Knie eingeknickt und mit verschämt herabhängenden Befestigungsbändern.

»Sag, wer mag das Männlein sein«, begann Kucki zu singen. »Das da steht auf einem Bein, mit dem purpurrohohoten Mäntelein.«

Karla hockte an der Wand auf dem Boden. Er hopste mit hochgezogenem linken Knie zu ihr hin und sah auf sie herab. Dann nahm er wieder eine übliche Zweibeinerstellung ein.

Mit einer Fußspitze hob er an der Stelle ihres fehlenden Schenkels den Saum von ihrem Nachthemd an: »Mal sehn, wie dicht dein Fotzenwald ist.«

Karla schubste erbost den dreisten Fuß weg, lehnte sich nach rechts, daß ihre stummelige linke Seite zur Decke gewandt war, und kroch unter Kuckis Schwenkbereich hindurch einen Meter nach vorn, um sich ihr kunstharzenes Quietschebein zu holen, das gerade mehr Standhaftigkeit als sie bewiesen hatte. Sobald sie mit ihrer Beute wieder an der Wand war, legte sie ihren Arm darum und kauerte mit hochgezogenen Schultern und herabhängendem Kopf unter dem hämischen Gegrinse ihres Gegners, der sich erneut anschickte, seine Zehen unter ihr Nachthemd zu schieben.

Ihre Augen begannen, vor Haß zu knirschen. Die starre Mundpartie vereiste gänzlich. Sorgsam packte sie ihr Ersatzbein und drosch dessen schuhbewehrte Hacke mit einem heftigen Ruck Kucki von unten in die Eier. Der krümmte sich mit hochrotem Gesicht und vorgestülpten Lippen nach vorn. Dann schrie er seinen Schmerz über die ganze Station.

»So'n großer Krach wegen so'nem kleinen Ding«, lachte Karla in sein Tremolo, schob sich mit der Kraft ihres Beines an der Wand hinauf in die Senkrechte und schlüpfte in die Prothese.

»Was ist denn hier los?!« keifte es in diesem Moment vom Flur her. Der Nachtdienst der dicken Elfriede hatte begonnen, und anstelle eines geruhsamen Arbeitsbeginns erwartete sie gleich der Überfall von Kuckis Gebrüll. Sie kam hereingewalzt, noch in Straßenzivil aus grauem Regenmantel und beige-ockernem Kleid. Selbst Kucki verstummte, besonders da sie ihn ins Visier ihrer wangenwabbeligen Wut genommen zu haben schien.

»Die hat mich zwischen die Beine gelatscht«, winselte er.

Die dicke Elfriede sah Karla an. Dann wandte sie sich wieder Kucki zu und grinste.

»Hast dich wohl hingelegt, daß sie drauftreten konnte. Wie sonst kann dich, selbst mit Prothese, eine Einbeinige dahin treten?«

Sie zeigte mit ihrem kurzen dicken Zeigefinger auf Kuckis Schritt.

»Na, mit dem Holzbein«, antwortete er.

»Prothese heißt das«, fiel Karla ihm ins Wort. »Die ist nicht aus Holz wie bei John Silver.«

»Dann kann's so schlimm nicht gewesen sein. Und außerdem wird sie wahrscheinlich ihren Grund gehabt haben. Und jetzt: Raus!« schnauzte die dicke Elfriede.

Kucki zockelte gesenkten Hauptes davon.

»Na los! Du genauso!« keuchte sie Karla an. »Was hast du als Mädchen abends in einem Jungenzimmer zu suchen? Noch dazu bei denen aus der Vierten...«

Karla winkte mir zu und verschwand. Olaf folgte ihr. Nun war an Fremdlingen nur noch Otte da.

Die dicke Elfriede kam einige Schritte ins Zimmer, um auch sicher zu gehen, daß sie richtig sah.

»Was machst du da unten?« herrschte sie ihn an. »Geh in dein Bett, aber Marsch!«

»Ich bin hingefallen«, hauchte Otte.

»Dann steh auf, verdammt noch mal, und hau ab! Oder willst du da schlafen? Ich zieh mich jetzt um, und wenn ich wiederkomme, bist du verschwunden. Klar? Sonst passiert was!«

Sie rauschte hinaus. Ottes: »Helfen Sie mir«, hatte sie nicht mehr gehört.

»Du brauchst es gar nicht erst zu probieren«, griente Achim und packte seine Flöte.

Otte machte trotzdem Anstalten, sich hochzuziehen, und bot uns so noch einmal Gelegenheit, unsere siegreichen Instrumente ins Feld zu führen. Mir kam dabei die Idee, am nächsten Sonntag über die Posaunen von Jericho zu predigen und auch anzuführen, wie der Herr unseren Flöten Kraft verliehen hatte, die übers Musikalische weit hinausging.

Gerade als ich Otte eins auf die Nasenwurzel gab, weil er viel zu weit hochgekommen war, und Achim die Fingerkuppen seiner Rechten bearbeitete wie meine Mutter ein rohes Schnitzel, fuhr die dicke Elfriede wie ein Blitz zwischen uns. Mit scheppernder Stimme und heiserem Keuchen rasaunte sie durchs Zimmer, daß es im Treppenhaus widerhallte, nahm uns die Flöten weg und knallte sie auf die Kommode. Dann packte sie Otte am Handgelenk und schleifte ihn hinter sich her über den Flur in sein Zimmer.

Beim nächsten Pioniernachmittag kam ich nicht dazu, Zieslack zu sagen, daß wir nicht in die Thälmannpioniere übernommen

werden wollten. Nach dem »Seid bereit!«, »Immer bereit!« fing er von selbst damit an.

»Wir müssen heute ein sehr schwieriges Problem besprechen«, begann er. »Mir ist zu Ohren gekommen, daß einige von euch nicht in die Thälmannpioniere eintreten wollen. Genauer gesagt, ist das fast die Hälfte der Klasse.«

Es war sehr still. Unser Atem ging schwer und die zerschrundeten Tischplatten der Schulbänke, hinter denen wir standen, hielten unsere Blicke fest. Zieslack ging es nicht besser. Seine Lippen waren blaß und hatten einen Anflug von Blau. Das fand sich auch ins Weinrot seiner Wangen eingefleckt, als wolle er in seinem Gesicht das am Außenrand rotdurchstreifte Blau seines Halstuches wiederholen. Wir wußten, daß er einen Herzfehler hatte. Er hatte es einmal Achim erzählt, als der ihn gefragt hatte, weshalb er immer rotbäckig wie ein Weihnachtsapfel herumlaufe. Hoffentlich würde er keinen Anfall bekommen.

Er setzte sich, knetete seine Finger und pustete sich Luft an die Stirn, daß seine dünnen Haare flogen. Dann atmete er tief ein und längere Zeit nicht mehr aus. Sehr bald verschwand das Blaue von seiner Haut und hinterließ kurzzeitig hellgelbe Stellen. Als er uns wieder das Pionierleitergesicht bot, das wir gewohnt waren - blaß mit hellroten Wangen -, stützte er einen Ellenbogen lässig auf den Tisch und streckte seinen Zeigefinger vor, um mit ihm von Jungpionier zu Jungpionier zu wandern.

»Wer von euch möchte Thälmannpionier werden?« rief er.

Es klang heiser und etwas piepsig. Armin reckte seine krumme lederbeschiente Hand und grinste breit, etwas abschätzig, wie mir schien. Bettina sah mich erschrocken an, blickte ängstlich zu ihren Freundinnen Adelheid und Margitta, die sich diszipliniert meldeten, und hob dann fingerstrampelnd die Hand. Wieland ließ sein kugeliges Handrudiment am ausgestreckten Arm wie eine Handpuppe tanzen, was Achims sorgendüsteren Stirnfalten für eine kurze Weile heitere Entspannung verschaffte. Daneben pendelte Niko Eierscheckes Hand durch die Lüfte. Kerstin und Marina hielten mit aufgestützten Ellenbogen entspannt ihre leicht gekrümmten Finger in Ohrhöhe und machten gelangweilte wichtige Gesichter. Zuletzt stieg Zangschmidts Hand empor. Sie wakkelte traurig an einem zittrigen Arm, der in einer hochgezogenen Schulter neben dem hängenden Kopf endete. Als alle neun Hände oben waren, entstand wieder eine Stille, die kaum zu ertragen war.

Zieslack schaute jeden von uns, die wir uns nicht gemeldet hatten, lange an. Allmählich wurden die Meldefinger wieder eingeholt. Alle Augen begannen, sich auf uns zu richten. Die Blicke

von Ingolf, Uwe und Lutz wurden weiterhin von den Tischplatten festgehalten. Uwe grinste starr vor sich hin. Das tat er auch immer, wenn er etwas ausgefressen hatte. Achim, Olaf und ich hatten unsere Augen erhoben. Wir versuchten, unsere Gesichter unbewegt und unsere Blicke fest erscheinen zu lassen. Am besten gelang das Olaf, der, selbst als Zieslack ihn vorwurfsvoll musterte, unbeirrt in den Raum starrte und tief und langsam atmete. Achims Stirn war faltendurchfurcht. Mit jedem düsteren Gedanken kam ein Lidschlag und währenddessen etwas Bewegung in die kurzen Falten und veränderlichen Grübchen über seiner Nasenwurzel. Mitunter bebte sein vorgeschobenes Kinn kaum merklich. Ich blickte vom Fenster zur Tafel, von der Bank auf Achim, von meinen Händen zur Tafel, knapp an Zieslack vorbei. Die Lippen versuchte ich, fest aufeinander zu pressen. Ein Prikkeln auf dem Nasenrücken und um die Augen herum verriet mir, daß ich rot wurde. Ich hatte kein schwarzes Haar wie Olaf und Achim. Vielleicht kriegte ich deshalb das Apachenkriegergesicht nicht hin.

»Warum willst du nicht zu den Thälmannpionieren?« fragte Zieslack Lutz.

Gerade Lutz knöpfte er sich als ersten vor, wo der doch gar nicht reden konnte, erst recht nichts vom Herrn. Lutz senkte den Kopf noch tiefer und schwieg. Ich war mir sicher: Wenn Zieslack von denen aus der Sechsten erfahren hatte, daß wir nicht wollten, dann wußte er auch, warum.

»Ist es deshalb, weil du nicht aufhören willst, ein kleiner Jungpionier zu sein?« wollte Zieslack wissen.

Bettina kicherte.

»Nö«, brummte Lutz und schwieg weiter.

»Los jetzt!« flüsterte Achim. »Sag was!«

»Wir werden nicht in die Thälmannpioniere eintreten«, stieß ich hervor, »weil wir Christen sind.«

Zieslacks Blick, der bisher selbstsicher auf Lutz geruht hatte, saugte sich sofort an mir fest. Stumpf und böse war er plötzlich geworden.

»Christen?« rief er abschätzig. »Deine Eltern gehen zur Kirche. Die der anderen nicht. Das weiß ich.«

»Sie haben sich zu Jesus bekehrt. Da ist es egal, ob ihre Eltern zur Kirche gehen.«

»Was haben sie sich? Bekehrt? Haben sich wohl einen Besen genommen und auf sich rumgekehrt? Und deshalb wollen sie keine Thälmannpioniere werden. Das find ich ja gut.«

Die anderen lachten. Auch wir mußten schmunzeln. Plötzlich klopfte es an der Tür und Frau Hansmann, die Klassenlehrerin,

kam herein. Sie setzte sich neben den Pionierleiter, der erleichtert schien.

Seine Stimme klang freundlich, als er weitersprach: »Jeder darf in unserem Staat glauben, was er will. Deshalb sind die Kirchen auch weiterhin geöffnet, und sogar Pfarrer sind erlaubt. Aber seht einmal, wer da heutzutage noch hingeht: ein paar Omis und einige wenige, die so erzogen worden sind. Ich will euch sagen, was ich denke: Es ist erwiesen, daß es Gott nicht gibt. Glauben ist unwissenschaftlich und rückschrittlich. Und es ist erwiesen, daß der Sozialismus siegt und alle Bürger unseres Landes, ja sogar einmal alle Menschen der Welt, sich genügend Wohlstand und Zufriedenheit erarbeiten werden können. Deshalb sitzen in den großen Kirchen, wo sich früher tausend Leute versammelten, am Sonntag mal noch zehn oder zwanzig Gläubige, aber zur Maidemonstration oder jetzt zum zwanzigsten Jahrestag der Republik kommen Zehntausende. Laßt noch einmal zwanzig Jahre ins Land gehen, und es werden keine Kirchen mehr nötig sein, weil niemand mehr hingeht. In der Sowjetunion werden heute schon viele als Getreidespeicher, Museen oder Konzertsäle genutzt.«

Achim lächelte, und Tücke blitzte in seinen Augenwinkeln: »Wenn jeden Sonntag Maidemonstration wäre, kämen bald auch nicht mehr so viele.«

»Unterlaß die Frechheiten!« brüllte ihn Frau Hansmann an. »Was denkt ihr euch eigentlich? Wenn ihr so dumm seid und auf die Jesusmärchen von Theodor reinfallt, dann können wir nichts machen. Aber wir werden nicht zulassen, daß ihr euch als Feinde des Sozialismus aufführt. Jeder Schüler soll in der Pionierorganisation mitwirken. Das ist ein Bekenntnis zu diesem Staat, der euch ermöglicht, hier unterrichtet zu werden, und euch nicht einer düsteren Zukunft als verkrüppelte Bettler überläßt, der euren Eltern Wohnung und Arbeit garantiert und der den Weltfrieden sichert. Zu solch einem Staat kann man auch als kirchlicher Mensch stehen, vor allem jetzt, kurz vorm zwanzigsten Jubiläum.«

Nun hielt ich meine Märtyrerstunde für gekommen.

Feierlich sagte ich: »Ich will mich nicht zum Staat bekennen, wenn da gesagt wird, Gott gibt es nicht; und nicht in einer Organisation mitmachen, wo erzählt wird, daß bald alle Kirchen zugemacht werden.«

»Schluß jetzt, Siebenstück!« fuhr mich Frau Hansmann an. »In unserem sozialistischen Vaterland kann jeder glauben, was er will, und beten, soviel er will. Du kannst kirchlich sein und trotzdem Pionier.«

»Und später?« trumpfte ich auf. »Mein Vater hat einen Freund, der durfte nicht studieren, weil er Christ ist. Der ist nicht in die Partei gegangen, weil er da aus der Kirche hätte austreten müssen - und da hat er die Weiterbildung nicht gekriegt.«

Frau Hansmann wurde blaß. Das Gesicht des Pionierleiters nahm erneut Halstuchfarben an. Mir fiel ein, daß diese Tatsache zu den Dingen und Witzen gehörte, die mir mein Vater verboten hatte, weiterzuerzählen.

»Du lügst!« schrie meine Klassenlehrerin. »So etwas gibt es nicht im Sozialismus. Und jetzt Schluß!«

Mit ihren Lippen schlug um uns wieder diese ungute Stille zusammen, in der ich nichts weiter als das Blut in meinen Ohren wummern hörte. Zieslack erhob sich.

Leise und mit einem leichten Zittern in der Stimme sagte er: »Ich frage jetzt jeden einzelnen von euch, ob er weiterhin in der Pionierorganisation bleiben will und sich damit auf die Seite des Fortschritts und des Friedens stellt, anstatt ein Querulant und Feind des Sozialismus zu sein. Lutz, willst du Thälmannpionier werden?«

Lutz schwieg lange, bevor er kleinlaut bejahte. Uwe und Ingolf folgten ihm. Doch Olaf, Achim und ich blieben standhaft. Wir verrieten Gott nicht. Daß ich einstimmig - Achim und Olaf wurden von der Abstimmung ausgeschlossen - meines Amtes als stellvertretender Gruppenratsvorsitzender enthoben wurde, machte mich nur noch fester.

Die drei Schwachen sahen uns danach kaum noch an. Uwe meinte, er hätte nicht anders gekonnt und gedacht, wir würden auch Ja sagen. Lutz und Ingolf redeten gar nicht erst davon, sondern wichen uns aus.

Anfangs war ich wütend und enttäuscht. Als ich aber merkte, wie die drei nun unser Zimmer nur noch zum Schlafen aufsuchten und in unserer Gegenwart die Blicke senkten, wurde ich bange, sie würden sich ganz vom Heiland abwenden. Nun redete ich auf sie ein, daß sie auch als Thälmannpioniere erlöst wären.

Doch Olaf schimpfte: »Ihr hättet nicht so feige sein dürfen. Gemeinsam sind wir stark. Was sind noch drei gegen zwölf? Nichts. Als sechs gegen neun hätten wir größere Chancen gehabt.«

Achim redete genauso, und deshalb klangen bei Ingolf, Uwe und Lutz plötzlich Töne an, als ob sie sogar gern weiterhin in der Pionierorganisation bleiben wollten. Lieber standen sie so da. Hauptsache, sie mußten sich nicht feige nennen lassen.

Der Gottesdienst am Sonntag darauf verlief entsprechend gedrückt. Es war der Sonntag im ersten Schulquartal, an dem sich Lehrer und Erzieher für Gespräche mit den Eltern bereithielten. Olaf und ich ahnten, daß jetzt unsere Eltern in die Mangel genommen würden.

Mein Vater kam wie immer gegen zehn und holte mich aus dem Bett. Währenddessen erzählten Achim und ich ihm von unserer Verweigerung und dem Verlauf des Pioniernachmittags; auch vom Brief, den Achim am Freitag von seiner Mutter erhalten hatte, in dem stand, daß er ihr nicht solche Scherereien machen und sich für die Thälmannpioniere melden solle. An Zieslack adressiert, war eine Erklärung mitgekommen, daß sie eine weitere Mitgliedschaft ihres Sohnes ausdrücklich wünsche und den Pädagogen sämtliche Wege offen ließe, das zu erreichen. Mein Vater bekam ein hartes Gesicht, dem ich Ärger abspürte.

»Erinnerst du dich an die erste Klasse?« fragte er. »Da wolltest du unbedingt rein in die Pioniere. Jetzt wird es vielleicht unmöglich sein, wieder rauszukommen.«

Als ich angezogen im Rollstuhl saß, ließ er uns allein, um zur Elternsprechstunde zu gehen. Normalerweise dauerte es eine Viertelstunde, und es war von seiten der Schule alles auf die Seite des Elternhauses herübergebracht, was den Musterschüler Siebenstück betraf. Daß es heute länger dauern würde, war mir klar.

Die Zeit triefte von der Zimmerdecke herab und sickerte durch den Fußboden davon. Mein Vater kam nicht zurück. Achim sah zuweilen bänglich zu mir herüber oder machte zugeschnürten Halses eine Bemerkung. Als einziger wolle er auch nicht übrig bleiben. Und wenn's mein Vater zulasse, könne es so schlimm für Gott nicht sein, daß wir das Halstuch behielten. Dann vertiefte er sich wieder in sein Buch.

Vielleicht war mein Vater des Hauses verwiesen worden oder einfach vor Wut gegangen. Ich würde dann ohne ihn sein an diesem Sonntag und hatte ihn doch so herbeigesehnt, gerade heute. Oder ich würde viel länger ohne ihn bleiben müssen, vermutlich Jahre, denn wenn Zieslack, Frau Hansmann und die Lauden wieder mit »Bekenntnis zu unserem Staat« und »Feind des Sozialismus« kämen und er standhaft bliebe, würden sie möglicherweise die Polizei holen und ihn einsperren lassen. Feinde des Sozialismus müsse man ohne Rücksicht bekämpfen, hatten wir schon oft gehört.

Nach zwei Stunden stellte uns die dunkle Brigitte das Mittagessen hin. Ich fragte sie mit zitterndem Bauch, ob sie ihn gesehen hätte.

»Wer weiß...«, lächelte sie wie die Stiefmutter im Schneewittchenfilm und ging einfach weiter.

Ich merkte in meinen Fingerspitzen, wie die Angst die Arme heraufschwappte. Immer wenn eine Welle ankam, hatte ich das Gefühl, die Kuppen würden platzen. So saß ich vor dem Teller mit dem obligatorischen Sonntagsrinderbraten und zog meinen Löffel wie einen Pflug durchs Rotkraut. Langsam füllten sich die Kanäle mit brauner Soße.

Als die dunkle Brigitte abräumte, hörte ich die Stimmen von Olafs Mutter und meinem Vater den Flur herauf kommen. Ich atmete auf.

»Siehst du, da ist er«, kicherte sie. »Nur weil er mal ein Stündchen mit Olafs Mutti im Wald war, brauchst du doch nicht gleich den guten Braten stehen lassen.«

Neben den Stimmen der beiden hörte ich Olafs schienengestütztes Stampfen. Seine Mutter redete aufgeregt auf ihn ein. Ihre Stimme krietschte hell, um gleich darauf durch die tiefen Stimmlagen zu kollern, als hätte sie einen Mann in der Kehle. Als die drei hereinkamen, schneuzte sie sich gerade in ein großes kariertes Taschentuch. Ihre Augen waren rotgerändert. Mein Vater hatte ein sehr ernstes Gesicht, und in Olafs Augen nistete einem Falken gleich wieder der Apachenkriegerblick.

»Du wirst gehen!« heulte sie hinter ihrer Rotzfahne hervor. »Ich mußte es der Schulleiterin versprechen.«

»Nein!« kam fest und leise die Antwort ihres indianischen Sohnes, was sie sich noch tiefer ins Tränentuch flüchten ließ. Olaf schaute sie an. Erstmals sah ich ihn sein Indianergesicht verlieren. Zuckungen spielten um die Schläfen herum und rannten mehrmals über die Oberlippe. Mein Vater klopfte der Aufgelösten beruhigend auf die Schulter.

Als sie fast ihre gesamte Nasenflüssigkeit mit einem lauten Trompeten ins Taschentuch geschmettert und sich die Augen trockengetupft hatte, atmete mein Vater tief durch und sagte: »Laßt uns jetzt einmal ganz ernsthaft zusammen reden. Ihr wollt nicht in die Thälmannpioniere, weil ihr den Glauben ganz wichtig nehmt. Es ist völlig richtig, Jesus den ersten Platz im Leben zu geben.« Er machte eine Pause, in der nur unsere tiefen Atemzüge und das Schnorcheln von Olafs Mutter zu hören waren. »Aber das könnt ihr auch, wenn ihr bei den Pionieren bleibt.«

Achim sah mich enttäuscht an. Ich fühlte mich, als ob ich aus dem Rollstuhl gekippt wäre.

»Es ist, wie in der Partei sein«, preschte ich ein letztes Mal vor, »nur für Kinder«.

»Ist es nicht«, erklärte müde mein Vater. »Die Pioniere sind für alle Schüler gemacht, egal, was sie denken und glauben, auch für Christen. Es darf euch niemand verbieten, daß ihr betet oder von Jesus erzählt. Aber die Partei ist für die da, die das denken, was Karl Marx geschrieben hat, zum Beispiel: Gott gibt es nicht. Parteimitgliedern ist es verboten, gläubig zu sein.«

Wir saßen da wie die Indianer, denen ihr Häuptling die Pferde an die Weißen für Feuerwasser verkauft hat, und sahen uns hilflos an. Meinem Vater standen Schweißtropfen auf der Stirn. Das Gesicht von Olafs Mutter floß erneut in die Breite.

»Ach was!« brach es aus ihr heraus, zusammen mit einer Rotz- und Tränenflut. »Die haben uns stundenlang bekniet und belatschert. Gedroht haben sie: daß ihr von der Schule fliegt und was ihr von uns für eine staatsfeindliche Erziehung erhalten haben müßt.«

Olaf legte ihr seine stockdünnen Ärmchen um den Hals und sagte: »Mamml, ich geh ja.«

Dann begann auch er zu schluchzen.

Nach den Weihnachtsferien war das neue Jahrzehnt angebrochen, von dem wir zuvor soviel zu hören gekriegt hatten: Das dritte der DDR, unser zweites, in dem wir zu erwachsenen Menschen würden, und das siebente des Jahrhunderts auf dem Weg zum Jahr Zweitausend, bis zu dem der Kommunismus endgültig und weltweit herrschen und die Menschheit durch Frieden, Technik und Wohlstand beglücken würde.

Für Achim begann es damit, daß ihn seine Mutter einen Tag zu früh aus den Ferien zurückbrachte. Sie hatte tagelang versucht, jemanden im Seeberghaus telefonisch zu erreichen. Doch das Heim lag über die Ferien wie ausgestorben da. Da sie aber am letzten Ferientag ihre Tochter ins Internat bringen und ihren Elbekahnkapitän in Dresden erreichen mußte, der dort auf sie wartete, um Terminfracht ins Tschechische zu bringen, setzte sie sich mit Achim trotzdem tags zuvor in den Zug.

Die Eingangstür war bereits offen. Auch brannten auf dem schmiedeeisernen Leuchter im Flur die Glühbirnen. Die anderen Türen des Erdgeschoßes waren jedoch noch verschlossen. Es mußte also jemand im Hause sein. Trotzdem konnte Achims Mutter auf die schnelle in der oberen Etage niemanden aufspüren. Wollte sie aber den letzten Zug erreichen, mußte sie jetzt gehen. Also ließ sie ihren Sohn im Eingangsflur hinter den Schwingtüren stehen und rannte zum Bahnhof.

Wollaseck, der Achim dann gegen neun fand, bewohnte mit seiner Frau die drei Zimmerchen auf dem Spitzboden am Westgiebel, sozusagen im zweiten Dachgeschoß des Hauses, die die Hausmeisterwohnung ausmachten. Er saß also direkt zwei Stockwerke über Achim mit seiner Frau am Abendbrottisch. Um in den Keller zur Heizung zu gelangen, benutzte er aber gewohnheitsmäßig die Hintertreppen der ehemaligen Dienstbotenaufgänge in der hinteren Gebäudehälfte, weil er über sie direkt zu seinen Öfen und Kokshaufen vordringen konnte, ohne sich erst durch die Stahltür schließen zu müssen, die seinen Kellerbereich von dem trennte, der den Kindern zugänglich war. So konnte er Achim nicht antreffen, als er gegen sechs nachlegte und die Heizkörper auf beiden Stationen aufdrehte, damit die anderntags eintreffenden Pfleglinge in den Räumen mehr als nur die kaum zehn Grad über Null antreffen würden, die hier im Winter herrschten, wenn außer ihm und seiner Frau niemand da war und er nur auf Sparflamme heizte, damit die Rohre nicht einfroren. Zum Glück war seiner Frau eingefallen, daß sie die Eingangstür nicht abgeschlossen und das Licht im Flur angelassen hatte, sonst wäre er auch auf seinem letzten Rundgang nicht bis zu Achim vorgedrungen.

Das alles erzählte Wollaseck dem Jungen, als er ihm aus seiner Küche zu essen gab und ihn schließlich ins Bett brachte. Und das war sehr viel für einen Mann, der normalerweise in Gegenwart von uns Kindern nie mehr als ein Brummen zustande brachte.

Zunächst sei der Hausmeister ziemlich ratlos gewesen, gab Achim später an uns weiter. Asche könnte er ja schaufeln mit seinen Händen und Mäusefallen spannen, habe er gesagt, aber ob es bei ihm hinreiche, einen Patienten ins Bett zu bringen, wisse er nicht. Doch er erreichte keine Schwester mit dem Telefon, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Zehnjährigen aus dem Rollstuhl zu heben und auszuziehen. Besondere Angst habe er davor gehabt, ihm das Korsett aufzuschnüren und auszuziehen. Immerhin könne ja was kaputtgehen; ob am Stützapparat oder am Gestützten, war nicht so klar.

Diese Winternacht mußte Achim ganz allein im Heim verbringen. Wollasecks zählten nicht. Sie wohnten auf dem Spitzboden in einer anderen Welt, die nicht von Neonlicht beschienen wurde und nach Desinfektionsmitteln roch, zu der kein nächtlicher Pfleglingsruf vordrang. Der Hausmeister hatte, als Achim gepißt hatte und zugedeckt war, schnell das Zimmer verlassen. Es war dunkler als sonst, weil auf den Fluren keine Lampen brannten. Überall knisterte und knackte es, und es konnte nicht von ande-

ren Kindern oder der Nachtschwester kommen, weil er ja der einzige war im Haus am Berg im Wald.

In dieser Nacht, erzählte Achim, sei ein Engel Gottes zu ihm gekommen. Er habe im Dunkeln gelegen und unter der Bettdecke hätten seine durchfrorenen Beine geschmerzt. An seinen Vater habe er denken müssen, der jetzt in Dresden vor Anker lag und inmitten der Eisschollen, die an seinem Kahn vorbeizogen, froh war, daß ihm Achim wieder aus den Augen war, daß er ihn nicht mehr ansehen und anfassen mußte. An seine Mutter habe er denken müssen, die ihn einfach so in der Kälte stehen ließ, um schnellsten wieder zu diesem Mann zurückzukommen; und an uns habe er gedacht, die am letzten Abend daheim bis Sendeschluß fernsehen dürften, ihr Lieblingsessen bekämen und gestreichelt würden. Und wie er so dalag, wäre es auf einmal am Fenster hell geworden und ein leuchtendes Wesen habe im Zimmer gestanden und ihn angesehen. Ihm sei plötzlich ganz froh zumute gewesen, so süß im Herzen, so wunderhell.

Um so weniger verstand ich, wie er kurz darauf von ganzer Seele Gott verraten konnte.

Morgens beim Anziehen war der schwarzen Erika der lange Schnürsenkel seines Korsetts gerissen. Ein neuer fand sich nicht auf die schnelle, und er wurde ohne den üblichen Kunstharzpanzer zum Frühstück geschoben. Am Tisch band er den Senkel, den er noch auf dem Schoß hatte, am Henkel einer Plastiktasse fest und ließ sie daran über seinem Kopf kreisen.

»Yippie! Ein Lasso!« rief er und ließ die Schnur frei.

Die Tasse flog auf Uwes Rollstuhl und schlang die Fesselleine um den linken Schiebegriff.

»Gefangen!« kreischte Achim begeistert.

Es dauerte nur wenige Minuten, und er hatte den Dreh heraus, die Tasse innerhalb des Anderthalbmeterradius' des Senkels überall landen zu lassen, wo er wollte: auf dem Spielschrank, auf dem Fensterbrett, auf meinem Kopf.

In der Pause erzählte er mir ganz begeistert von seiner großartigen Idee: Er würde ein Stück Holz oder irgend etwas Schweres an einer langen Schnur befestigen und könnte es dann auf dem Hof oder am Treppenaufgang, wo genug Platz wäre, in großen Kreisen, deren Mittelpunkt er wäre, fliegen lassen. Wenn er nur klein genug begänne, würde er durch langsames, aber ständiges Nachlassen des Strickes bestimmt Zirkel von zwölf Metern Durchmesser hinkriegen. Eine Rolle Bindfaden habe er ja schon im Nachtschrank. Besser noch als ein Stück Holz eigne sich seine

Geldkatze mit den Messingbügeln zum Zuknipsen. Da könnten kleine Autos, Gummiindianer oder Bonbons drin verstaut werden, und es wäre uns derart auch abends, wenn wir alle in den Betten säßen, ein Austausch von Waren möglich. Gleich in der Mittagsruhe wolle er es ausprobieren.

Die ganze Zeit bis zur Mittagsruhe schüttelte Achim in der Vorfreude auf seine Lassokunst die Flanschbirne und ließ aufgeregt die Hände auf und nieder tanzen. Sobald er im Bett war, drehte er sich zur Seite und öffnete seine Nachttischschublade. Fröhlich wühlte er nach der Strickrolle. Doch sie ließ sich nicht finden. Die schwarze Erika, die gerade Dienstschluß hatte und schon ohne Weißkittel vorbeikam, mußte ihn hinsetzen und die Schublade zu ihm ins Bett stellen.

»Die ganze Zeit liegt die Schnur in meinem Nachtschrank, seit den verdammten Sommerferien schon«, schimpfte er. »Nie hab ich sie gebraucht und trotzdem jeden Tag gesehen. Und jetzt ist sie weg.«

Er zog seine Lieblingsgrimasse: Schielaugen, hochgezogene Wangenmuskeln, Breitmaul und die quergerollte Zunge allen sichtbar zwischen die Zahnreihen gequetscht.

»Warum macht Gott das so?« piepte er aufgeregt und blickte gehetzt in meine Augen. »Warum ist er so zu mir? Ich denk, er kann alles.«

Ich lag in meinem Bett, bekam bittere Lippen und fühlte mich irgendwie beleidigt. Was würde mein Vater darauf sagen?

»Es hat alles seinen Sinn. Aber wir verstehen ihn nicht«, antwortete ich und merkte, wie unzufrieden Achim damit war.

»Wenn es dich wirklich gibt, Gott«, betete er kurz darauf mit triumphalen Mundwinkeln, »dann laß mich jetzt die Garnrolle finden.«

Obwohl er nun die Draufsicht hatte und alles, was nicht Strick war, aus dem Schubfach nahm und hinter sich warf, fand sich das Gesuchte nicht. Also mußte die Rolle im unteren Fach sein. Er flehte Ingolf an, ihm zu helfen. Der mußte sich vom Bett in seinen Rollstuhl hieven. Das ging ziemlich lang, vor allem, da Ingolf leise machen mußte. Es war schließlich Mittagsruhe, und da mußte im Bett geblieben werden. Ingolf war gezwungen, sich im Rollstuhl sehr weit nach vorn zu lehnen, um in Achims unterem Fach etwas sehen zu können. Er wühlte ein wenig herum, fand aber an strickähnlichen Dingen nur die andere kürzere Hälfte des zerrissenen Korsettschnürsenkels.

»Ich kann nicht mehr. Ich kipp noch vornüber, wenn ich weitermache!« schnaufte er und tauchte wieder auf.

»Oh Mann! Guck doch noch mal richtig. Er muß dort sein«, knatschte Achim, und seine Augen sprühten schwarzes Licht.

Ebenso wie er sich über die Unauffindbarkeit seiner Schnur ärgerte, wurmte es ihn, nicht selbst suchen zu können und stattdessen auf irgendwelche unfähigen Leute angewiesen sein zu müssen, die gar kein richtiges Interesse hatten. Er drängte Ingolf erneut in die Versenkung, gab ihm sogar Kopfnüsse, als er wieder ergebnislos hochkommen wollte. Jedes Stück mußte nun aus dem Fach genommen und auf Achims Bett gelegt werden: Sein Korsett, ein verirrter Pullover, eine Mappe mit Schreibzeug, drei Briefmarkenalben, eine Zündplättchenpistole, zwei Sandalen, eine dreckige zusammengeknüllte Schlauchbinde, eine Frösi, ein Blechfrosch zum Aufziehen - Schluß.

Noch geduckt fuhr Ingolf schleunigst zu seinem Bett zurück, um von Achim nicht neuerliche Fron auferlegt zu bekommen.

Achim saß da mit gefalteten Händen und haßvoll niedergeschlagenen Augen und durch seine Kehle schratterte es unerhört dunkel und scharf: »Teufel, ich bin dein Freund.«

Den Rest der Mittagsruhe saß er stumm zwischen seinen verstreuten Habseligkeiten im Bett. Ich starrte zur Decke und sagte ebenfalls nichts. Bald war ihm anzumerken, daß es ihm leid tat, und er zeigte das, indem er wieder mit mir ins Gespräch zu kommen versuchte. Es dauerte nicht lange, und alles war wieder beim Alten. Nichts war mehr davon zu spüren, daß er ein Freund des Satans hatte sein wollen.

In dieser Zeit wurden unsere sonntäglichen Gottesdienste seltener. Vor Ostern wurden sie gänzlich abgelöst von einem Kulturprogramm, das wir an einigen Sonntagen in der Zeit zwischen Frühstück und Besuchszeit darboten. Wir trugen zweistimmige Flötenstücke, selbstgemachte Spottverse auf Schwestern und Erzieher, mit den Läufern einstudierte Sketche und ausgedachte Krimis vor und veranstalteten Scheuerlappenhockey oder ein Quiz, dessen Gewinner von uns Süßigkeiten, Matcher oder ein vom Frühstück zurückgelegtes Stück Sahnestreusel bekamen. Oft fanden sich dazu bis zu zwanzig Kinder in unserem Fünfmannzimmer ein, und nur mit Mühe konnte zwischen den Betten ein Platz gefunden werden, der sich als Bühne und Arena nutzen ließ.

Mein Verrat an Gott hatte schon vor Achims stattgefunden. Es war kurz vor dem zwanzigsten Republikgeburtstag, und der Elternsprechtag, der uns zu zukünftigen Thälmannpionieren gemacht hatte, lag keine zehn Tage zurück. Wir erledigten im Casino unsere Schularbeiten. Gleichzeitig sprach Zieslack mit dem

Freundschaftsratsvorsitzenden, mit Kucki und einigen anderen aus der Sechsten und Siebenten den Ablauf des morgigen Fahnenappells durch. Alle bekamen ihre Aufgabe zugeteilt und sahen sie sogleich durch.

In das Blätterrascheln und Hüsteln hinein fragte mich plötzlich Zieslack: »Bist du feige?«

Ich verstand nicht. Hatte er nicht vor kurzem allergrößten Wert darauf gelegt, daß wir uns als feige erwiesen, unseren Mut als Frechheit und Feindschaft gesehen und alles getan, daß er aufweichte?

Er bemerkte meinen seltsamen Blick und sagte: »Ich meine, ob du den Mut hast, den Fahnenspruch vor allen Schülern, Lehrern und Erziehern zu verlesen.«

Irgendwie fühlte ich mich geehrt, weil er mich in die Riege der Großen miteinbezog. Gleichzeitig würde es schon einige Überwindung erfordern, vor fast hundert Menschen einen feierlichen Spruch über den Hof tönen zu lassen. Doch reden konnte ich. Ich nickte.

Lächelnd gab er mir den Zettel. Auf dem stand, daß wir unsere Schwierigkeiten selbst meistern sollten. Vom König, irgendwelchen Gönnern oder gar von Gott sei keine Hilfe zu erwarten. Jetzt erst begriff ich, warum Zieslack meine Feigheit angefragt hatte. Noch war kein Fahnenappell, war dieser Hausaufgabenmontagmittag, der uns durchs Dachfenster einen trüben Himmel zeigte, noch hätte ich den Zettel zurückgeben können.

Doch ich verlas diesen Spruch am nächsten Tag vor allen siebzig Kindern. Vor Achim, Olaf, Uwe, Lutz, Ingolf und Zangschmidt stand ich da und brüllte es gemessen über den Hof. Ich predigte es in Bettinas erstaunte Miene und Karlas abschätziges Gesicht, rief es in Kuckis Fresse und auf Zieslacks herzchenrote Wangen. Die blaue Fahne mit dem Feuermal stieg am Mast empor zu den lästerlichen Worten, die meine Stimme trug. Ich verriet Gott, weil ich zu feige war, als feige dazustehen.

»Ich bin jetzt hier!« schallt Zieslacks Stimme aus einem Zimmer, an dem wir vorbeigehen. »Immer herein!«

»Das sind Enrico und Benjamin aus der Zweiten«, deutet er auf zwei Jungen im Rollstuhl, »die heute nicht mit zum Schwimmen können, weil sie erkältet sind.«

Einen weiteren Jungen mit langem Blondhaar trägt er auf dem Arm.

»Und das ist Harald, mein besonderer Liebling.«

Der Kleine gibt ihm einen Kuß auf die Wange.

»Oh, und wir sind nicht Ihre Lieblinge!?« protestieren die anderen beiden.

»Doch, doch. Ihr auch«, beruhigt er sie. »Und das ist Theodor Siebenstück. Der war vor zwanzig Jahren hier, da war er genauso alt wie ihr jetzt.«

Ein Fernsehapparat steht an der Wand und zeigt einen grieseligen Bildschirm. Zieslack dreht solange an der Zimmerantenne, bis das Bild scharf wird. Die ganze Zeit trägt er Harald mit sich herum, der sich an ihn schmiegt und ihn gelegentlich streichelt.

»Und«, fragt er, »- alles wiedererkannt?«

»Ja, leider«, antworte ich, und er lacht.

»Schlimm, schlimm«, sagt er, »auf zwei Jahrzehnte keine wirklichen Veränderungen. Unsereins, was drinsteckt in der Mühle, kriegt das ja nicht einmal mehr mit.«

»Das hab ich vorhin auch schon feststellen müssen«, pflichtet ihm Susanna Baudach bei.

»Na ja«, mosert er ironisch, »ganz ohne Veränderungen sind die letzten zwanzig Jahre auch wieder nicht vergangen: Die Luft ist wesentlich schlechter geworden. Wo ich wohne, kann man morgens bei Berufsverkehr kaum noch die gegenüberliegende Häuserzeile sehen.«

»Und, um einmal etwas Positives zu nennen«, bemerke ich, »hier gibt es mehr Nähe und Wärme. Die Kinder fühlen sich wohler. Das habe ich vorhin schon bei der Erzieherin im Keller gesehen, und wie Sie mit den Kindern umgehen, zeigt mir das noch deutlicher.«

»Ja«, sagt er, »das war verdammt streng damals und lieblos. Alle waren wir überzeugte Sozialisten, und Disziplin gehörte dazu. Verzärteln, so hieß es, würde die erzieherische Autorität untergraben. Jetzt sind wir ohne jede Überzeugung, aber dafür liebe Onkelchens.«

Im Fernsehen erscheint Modrow, der die Bürger um Besonnenheit bittet und erklärt, das Ministerium für Staatssicherheit sei aufgelöst und sämtliche daraus resultierenden Belange seien ins neugegründete Ministerium für nationale Sicherheit überführt worden.

Zieslack setzt Harald in seinen Rollstuhl und stellt sich mir gegenüber.

»Ich muß für Sie eine Zeitlang der pure Terror gewesen sein. Das ist mir alles noch sehr lebhaft in Erinnerung. Ehrlich: Ich war der Überzeugung, ich tue allen hier und auch Ihnen etwas Gutes. Einordnung in die Gemeinschaft, der Glaube an unsere Sache, die Größe des Menschen, die nicht geschmälert werden sollte von der Religion, die Schuldgefühle aufbaut.«

Ich nicke und tröste ihn: »Eine Zeitlang waren Sie Terror für uns. Aber Sie waren einer der beliebtesten Erzieher, weil sie mehr konnten als gleichschalten.«

Er winkt lächelnd ab und schaltet aufs ZDF um.

»Endlich geht das«, lacht er. »Das war bei euch, Entschuldigung: bei Ihnen, damals noch ganz anders.«

Ich erinnere mich sofort, wie er uns, als die Amis auf dem Mond landeten, an einem Pioniernachmittag gesagt hatte, das hätte selbst er sich gern im Westfernsehen angeschaut. Und dann erzählte er uns von der Karikatur, die er zu Gagarins Zeiten hoffnungsvoll im *Technikus* betrachtet habe, die zeigte, wie der Mond ein englisches Wörterbuch wegwarf und sich ein russisches griff. Das sei ja nun etwas voreilig gewesen. Das sagte unser Pionierleiter, mit dem ansonsten nicht zu spaßen war, was Ost-West-Russen-Amis betraf, der dabei immer ein feierliches Gesicht bekam und bei dem klar war, was er sagen würde: nämlich alles Gute vom Sozialismus und das Gegenteil vom Westen.

Die freimütige Atmosphäre machte Achim tolldreist. »Da kenn' ich auch einen Witz!« eiferte er und bekam die Erlaubnis, ihn zum besten zu geben.

Im Witz veranstalteten die Russen und die Amis einen Wettflug zum Mond, wobei allerdings die Russen die ersten wurden und zur Basis funkten: »Weich gelandet. Was tun?«

»Streicht den Mond rot an, damit die ganze Erde sieht, wem die Zukunft gehört!« kam Befehl aus Moskau.

Der Pionierleiter, der sehr bald einen zerknirschten Ausdruck bekommen hatte, weil er wußte, daß derartige Witze immer auf die Verunglimpfung der Sowjetunion hinausliefen, atmete auf und lächelte dünn. Er setzte an, den Jungpionier Achim Graul für seinen Witz zu loben.

»Ist doch erst die Hälfte«, wehrte der ab und erzählte weiter, daß es bald darauf auch den Amis gelang, den Mond zu erreichen.

Die meldeten zur Erde: »Weich gelandet. Der ganze Mond ist rot bemalt. Was nun?«

»Schreibt weiß Coca-Cola drauf!« kam es von unten.

Achim hatte den Witz von mir. Mein Vater hatte ihn mir nur unter der Bedingung erzählt, daß ich ihn in Gotha oder bei fremden Leuten für mich behalte. In Unterwellenborn sei eine Frau sogar in den Knast gekommen, weil sie auf Arbeit politische Witze verbreitet hatte.

Mein Gesicht glühte wahrscheinlich genauso rot wie das von Zieslack.

Jetzt wird er gleich ein Riesendonnerwetter loslassen und Achim fragen, woher er den Witz hat, dachte ich beklommen.

Aber er fragte nur, woher wir denn wüßten, daß Coca-Cola-Etiketten rot mit weißer Schrift wären. Unsere Vita-Cola wäre grün-orange-schwarz, und die würden wir trinken. Daß die Coca-Cola-Farben rot-weiß seien, könne nur wissen, wer Westfernsehen guckte oder Coca-Cola aus dem Westen geschickt bekäme. Er selbst würde nie den falschen Kanal wählen, und wir sollten als gute Pioniere, falls das zu Hause geschehe, unsere Eltern darauf hinweisen, daß sie sich damit gegen unser Vaterland stellten. Auch Deutschlandfunk und Radio Luxemburg sollten wir nicht hören. Er nähme jedem das Radio weg, den er dabei erwische. Selbst der Soldatensender sei schädlich für uns, auch wenn er aus der DDR komme. Aber das Programm sei eigens für westdeutsche Soldaten gemacht, um ihnen den Wahn, der Sozialismus sei ein Feind der Menschen, auszureden. Dabei müsse auf westliche Schlager und Gedanken zurückgegriffen werden. Und das sei für uns eben nichts.

Wir hatten allerhöchstens vor der Konfiszierung unserer Kofferradios Angst, nicht aber vor westlicher Verderbnis. Nach den Ferien wurden »Rauchende Colts«, »Flipper«, »Lassy« und die Hitparaden unter uns ausführlich besprochen. Ich hatte dabei wenig mitzureden, weil wir keinen Fernseher besaßen.

»Haben Sie selbst wirklich nie Westen gesehen?« frage ich Zieslack.

Seine Wangen bedecken sich wie eh mit grellrotem Anlauf, und er sagt fast tadelnd: »Was für eine Frage, Herr Siebenstück.«

»Meine Alten waren echt«, wirft Kulle ein. »Ick hab nie nie nie Westen sehen dürfen. Unsere Wohnung liegt direkt an der Mauer. Mein Vadda war bis jetzt noch nicht drüben. Daß er den Bettelhunderter nich nehm'n will, jeht mir noch ein. Aba nich ma kieken, wat et noch so jibt hundert Meter hinter seinem Haus...«

»Aus Berlin?« Zieslack sieht Kulle fragend an: »Ich habe gehört, daß die Behinderten in Berlin ganz stark auf den Demos vertreten sind.«

»Kann sein«, sagt Kulle. »Ick war nur in Leipzig, Erfurt und Gera auf Demos. In Berlin bin ich derzeit selten.«

Zieslack wendet sich mir wieder zu: »Kennen Sie Igor Zeidler? Der ist selbst querschnittgeähmt und hat sich sehr stark gemacht für die Gründung eines Behindertenverbandes. Ein bewundernswürdiger Mann. Eigentlich Wahnsinn, daß die Behinderten bis jetzt keine eigene Organisation hatten.«

»Irgendwie habe ich den Namen schon einmal gehört«, antworte ich.

»Ruhe!« ruft Harald, den unser Gespräch beim Fernsehen stört.
Wir gehen aus dem Zimmer.

Zieslack sagt: »Ich würde Sie ja gern zu einer Tasse Kaffee ins Erzieherzimmer einladen, aber das liegt eine Treppe höher; das ehemalige Kabinett von Doktor Dömling, falls Sie sich erinnern.«

Vielleicht hätte Manuela sich vor zwei Jahren gleich anders entschließen sollen. Ich verstand, daß sie weg mußte aus diesem verdammten Nest, in dem die Leute, abgesehen von ihrer Nachbarin, sie mieden und sich das Maul über die Trinkerwitwe mit Rollstuhlbesuch zerfetzten. Sie wollte wieder als Fotografin arbeiten und mehr Bezüge haben als gelegentlich zu mir und Fridos Kindergartentante.

Bald hatte sie eine Arbeit in einem Magdeburger Institut in Aussicht. Mir paßte das nicht, denn Magdeburg lag mehr als zweihundert Kilometer von Hartroda entfernt. Wenn ich sie hätte besuchen wollen, wäre immer ein Dritter vonnöten gewesen, der sich den Tag über, während sie auf Arbeit war, um mich kümmerte. Colonell oder Kulle würden derartiges zwei oder drei Tage im Monat mitmachen, und das auch nicht gerade mit fliegenden Fahnen. Viel öfter als einmal im Monat hätten wir uns dann also nicht mehr gesehen. So entschied sie sich dann schließlich doch gegen Magdeburg und entschloß sich, zu mir zu ziehen.

Vielleicht hätte sie nicht auf mich hören sollen. Vielleicht hätte ich sie damals schon loslassen sollen. Vielleicht würde es dann unsere Trennung nicht geben, und unsere Liebe könnte noch auf Sparflamme weiterkochen.

Spätestens die Sache mit dem Aufzug hätte mich dazu bewegen müssen, locker zu lassen, alles noch einmal zu bedenken. Für Manuela und mich gab's in der Wohngemeinschaft gar keine geeigneten Räume. Sie mußte unters Dach ziehen, und wieder stand eine verdammt steile Stiege zwischen ihr und mir: eine steilere noch als zuvor, eine Bodentreppe, auf der ich zum Tragen mindestens drei Personen brauchte, um mich halbwegs sicher zu fühlen. Jedesmal, wenn wir die Nacht miteinander verbringen wollten, mußte ich hinauf. Manuela konnte nicht bei mir schlafen, weil sie unruhig wurde, wenn sie nicht in Hörweite der Kinder war.

Doch ich wollte von ihrem Bereich nicht derart getrennt sein und tüftelte, bevor sie kam, mit Tom einen Aufzug aus. Einen Flaschenzug hatten wir. Tom hämmerte einen hölzernen Fahrkorb zusammen. Der setzte unten in einem Meter Höhe auf der Treppe auf. Im Flur mußte ein Podest von der Wand geklappt

werden. Über das konnte ich in den Korb gelangen - und zwar durch zweimaliges extremes Ankippen auf den Hinterrädern, um die Stufenfolge vom Flur aufs Podest und von dort in den Korb zu überwinden. Dann mußte ich hochgekurbelt werden. Der Korb wurde oben mit zwei Haken an den Dielenbrettern verankert, und ich konnte herausgefahren werden. Manuela sollte mich in ihre Wohnung holen können, ohne auf andere angewiesen zu sein. Etwas aufwendig zwar, doch eine sichere Sache - so sah es für uns in der Planung aus.

Die ganze Wohngemeinschaft war versammelt, als ich die Probefahrt antrat. Sobald das Stahlseil anzog, knisterte und knackte die ganze Konstruktion. Bald darauf, als der Korb in der Luft war, schaukelte und federte er, daß ich Angst bekam.

Bernd feixte: »Sehr entspannt siehst du nicht aus.«

»Keine Angst«, rief Kulle und kletterte seitlich am Korb vorbei, so daß er auf die höher gelegenen Stufen gelangte und mit mir auf eine Höhe kam. »Ick halt dir. Und wenn et Seil reißt, werf ick mir drunter, daß de weich fällst.«

»Na, dann bin ich ja überflüssig«, nuschelte Bernd und verschwand mit abwertendem Winken.

Tom stand oben und kurbelte. Er erhöhte das Tempo. Der Korb begann in der Luft zu hopsen und ächzte noch lauter.

»Oh, oh, das geht schief!« schrie Rita von unten. »Langsamer!«

»Macht nicht so 'nePanik«, muffelte Tom und verfiel in ein behutsameres Geleiere.

Ich sah auf die Anbindungen der Stahlseilenden an den Korb. Sie sahen stabil aus. Das Ächzen im Holz jedoch nahm mir die Luft. Wenn eine der Streben brach, war es aus. Mittlerweile hing ich im Dachgebälk meterhoch überm Abgrund des Treppenhauses. Kulle konnte mich nur noch erreichen, indem er von der oberen Treppenhälfte aus zu mir herübergriff. Doch eine solche Berührung war rein beschwichtigender Natur. Sollte ich tatsächlich stürzen, konnte er mich so nicht sichern. Nur wenn ich mich im Fall nicht überschlug, hatte ich Chancen, mit leichteren Verletzungen davonzukommen. Doch kopfüber: mit dem Scheitel oder dem Gesicht auf den Stufenkanten aufschlagen...

Cordula verankerte den Korb mit den Haken, löste meine Bremsen und zog mich zu sich heran. Dabei lösten sich die Haken wieder und der Korb entfernte sich vom Boden, so daß zwischen meinen Hinterrädern, die schon sicheres Land gewonnen hatten, und den Vorderrädern, die sich noch im schwankenden Korb befanden, plötzlich der Abgrund aufklaffte.

Ich schrie. Kulle drückte den Korb an seiner Seite heran. So bekam mich Cordula zu sich herüber.

Abwärts rutschte der Korb dann nicht so glatt wie geplant an den Holzschienen, sondern blieb an einem Astknorren hängen und stellte sich, je tiefer er gelassen wurde, immer schräger.

Schon jetzt wußte ich, daß Bernd recht hatte, der, als er zu meinem Wimmern beim Herablassen dazukam, sagte: »Ihre Kohlen wird Manuela vielleicht damit hochleiern, dich nicht. Du nimmst Dir lieber Träger, stimmts? Tja, vergebene Tüftlermühe, lieber Tom.«

Ich ließ mich später also tragen oder erwachte allein.

Der Bau des Fahrstuhls in Gotha war eine wirkliche Verbesserung. Zuvor kamen die im Dachgeschoß untergebrachten Rollstuhlfahrer nur sehr selten nach draußen. Die Ziegengesichtige war zwar bemüht, hauptsächlich Läufer in die obere Etage zu legen, aber es gab einfach zu viele im Wagen. Der Aufzug, der in meinem zweiten Gothaer Jahr gebaut wurde, behob diesen Mißstand und ersparte mir, von drei Ausnahmen abgesehen, die nur Quartale währten, im großen Jungensaal zu schlafen, in dem bisher alle ihr Bett hatten, die älter als zehn Jahre waren und nicht laufen konnten, die also die Schwestern um keinen Preis bereit waren, über Treppen zu schleppen. Ich konnte auch in den höheren Klassen mit wenigen Freunden ein enges Zimmer mit Dachschräge und Mansardenfenster bewohnen, anstatt mich dem Massenbetrieb aussetzen zu müssen.

Als der Fahrstuhl gebaut wurde, ergab sich durch den Schacht, der wegen des Motorraumes sogar etwas über die nördliche, dem Hof zugeneigte Dachfläche hinausragte, eine Dreiteilung des Spitzbodens. Am Westgiebel befand sich die Hausmeisterwohnung, hinter der sich bisher das Gebälk wie in einem umgekehrten riesigen Schiffsrumpf bis zum Ostgiebel hinzog. Nun trennte der Schacht am hinteren Ende zehn Meter ab, in denen sich Dömling ein Refugium ausbauen ließ, das er vom Arztflur aus über eine steile Treppe erreichen konnte, die einst das obere Ende des Dienstbotenaufgangs darstellte. Diese Treppe hinauf zu nehmen, war allen Kindern strengstens untersagt.

Endlich also residierte der Oberste des Hauses auch in dessen oberstem Teil, der, wenn auch am anderen Ende und getrennt durch sich dazwischen erstreckende Balken, Dachsparren, Schornsteinmauern und Schachtwände, einzig noch dem Hausmeisterehepaar zustand.

Bisher war er selten im Hause gewesen, lediglich zur donnerstäglichen Visite und gelegentlich zu Untersuchungen und Behandlungen, die sich nicht auf den Visitentag verlegen ließen.

Ansonsten hatte er als Chefarzt der Orthopädie des Kreiskrankenhauses in der Stadt zu tun. Nun aber verbrachte er jede Stunde, die er erübrigen konnte, in seinem neuen Reich. Mitunter schlief er sogar hier.

Keiner wußte, wie es in seinem Zimmer aussah. Untersuchungen und Behandlungen führte er weiterhin in den zu diesem Zweck eingerichteten Zimmern auf den Stationen durch. Gerade, weil die Treppe so strikt verboten war, blühten unsere Spekulationen darüber, wie wohl Dömling eingerichtet sei. Wir fragten Schwestern, ob sie schon einmal in der Chefarztstube gewesen seien. Doch weder das Füchschen noch Hertha, das Vieh, konnten Auskunft geben.

Die einzige, die Zutritt in die verbotene Zone zu haben schien, war Frau Wollaseck. Ab und an sahen wir sie mit Wischeimer und Staubtuch die Treppe benutzen.

Auf unsere Frage, wie es bei Dömling aussähe, lächelte sie seltsam und antwortete lediglich: »Wie soll es schon aussehen?«

Wir mutmaßten unterm Dach entweder ein Liebesnest, wo er es heimlich mit der dicken Elfriede trieb, oder ein Labor vom Format des Doktor Mabuse, in welchem es in unzähligen Retorten, Destillen und Phiolen gluckerte, waberte und schäumte, wo er Gewebeproben aus unseren Armen und Beinen mit Strom zum Zucken brachte, auf kleinen Gasflammen langsam briet und in Säure schmurgelte. Schon jetzt galt er als Kapazität auf dem Gebiet der Erforschung der Muskeldystrophie. Bestimmt wollte er als ihr Bezwinger in die Medizingeschichte eingehen, als Held im weißen Kittel. Dazu waren vielleicht Experimente nötig, die nicht erlaubt waren, sagte Karla, und er brauchte einen unbeobachteten Platz, sie durchzuführen.

Und so saß er bestimmt mit glühenden Augen vor unseren Fleischstücken: »Ah, das ist Siebenstück. Bei zehntausend Volt hat er kontrahiert. Wir werden ihn mit Starkstrom zum Laufen bringen. Und da! Der Graul zappelt in vierzigprozentiger Salpetersäure. Dem Jungen wird Säure injiziert werden müssen, damit er auf die Sportschule kann.«

Karlas Klassenkameradin Sabine hielt so etwas nicht für möglich. Sie war empört, daß wir derart von Dömling denken konnten. Er sei ein guter Mensch, fast wie ein Vater zu all den siebzig Kindern hier. Daß er ihr ein Korsett verordnet habe, sei ein Segen. Das bewahre sie davor, einen Buckel zu bekommen. Einmal habe sie sich bei ihm darüber beschwert, daß die dunkle Brigitte beim Heben nicht bereit war, sie so anzufassen, daß Sabine die Schultern nicht weh taten. Und es hatte geholfen. Er ließe wegen spezieller Wünsche immer mit sich reden. Zum Beispiel habe er

ihr ermöglicht, eine Woche eher in die Ferien zu fahren, weil ihre Eltern den Urlaubsplatz an der Ostsee nur in der Vorsaison bekommen hatten. Immer, wenn er sie sehe, erkundige er sich nach ihrem Ergehen. Auch mit anderen mache er oft Scherze. Und falls wir es noch nicht bemerkt hätten - seitdem er öfter im Haus sei, wären die Schwestern viel vorsichtiger mit uns und auch weniger schlampig.

Geschnitten worden sind wir alle. Dömling führte bei uns Dystrophikern zwei Muskelschnitte am Oberarm und am Schenkel aus: zwei Schnitte quer durchs Gewebe bis auf den Knochen, die unter Äthernarkose gemacht wurden und nach denen wir tagelang liegen mußten. Er brauchte das Muskelgewebe zu Forschungszwecken. Dafür mußten wir unters Messer und in die gefährliche Narkose.

Das muß sein, hatte Dömling meinem Vater gesagt, der zunächst nicht einsehen wollte, daß an mir eine Operation vollzogen werden sollte, die weder der Abwehr einer drohenden Gefahr diente noch einen direkten Nutzen für mich hatte. Wenn jeder der Väter nur allein an sein Kind denken würde, stünde es schlecht mit der Erforschung der Muskeldystrophie. Die Schmerzen und Risiken werden aufgewogen von den Chancen, daß die Wissenschaft ein Mittel zur Stagnation der fortschreitenden Krankheit oder gar zur Heilung findet.

»Wann wird das sein?« hatte mein Vater bitteren Mundes gefragt, und der Chefarzt war ärgerlich geworden.

»Wann? Wann? In fünf Jahren vielleicht! Da wird Ihr Sohn noch relativ beweglich und schmerzfrei sein. Ein Medikament, das die Progression stoppt, wird ihn in zehn Jahren immer noch so munter sein lassen. Ohne das neue Mittel werden seine Möglichkeiten jedoch nur noch sehr eingeschränkt sein, wenn er um die zwanzig herum ist, falls er überhaupt in dieses Alter kommt. Die Oberarme wird er nicht mehr heben und den Kopf nur noch mit Mühe gerade halten können. Und auch in zehn Jahren wird es besser sein, es gibt etwas, was diesen Zustand festschreibt, denn sonst wird er nur noch wenige Jahre in dieser Welt weilen. Ich hab noch keinen von denen, die mit zehn schon nicht mehr hochkommen, gesehen, der das Ende der zwanzig erlebt hätte. Zuvor gibts Qualen und einen enormen Pflegeaufwand. Gelenke, Sehnen und Muskeln werden extrem schmerzempfindlich sein, wesentlich schlimmer noch als jetzt. Jede Berührung kann dann fürchterlich weh tun, und er wird deshalb lieber im Bett liegen bleiben. Im-

mer häufiger wird er die Hosen voll haben, weil die Schließmuskeln nicht mehr richtig funktionieren. Auch die Kau- und Schluckmuskulatur wird schwächer werden, so daß nicht einmal mehr das Essen Spaß macht. Die Atmung wird flacher und wegen der Unterversorgung des Hirns mit Sauerstoff kommt er immer öfter in Dämmerzustände. 'Was haben die Mediziner getan, das zu verhindern?' schreien dann alle. 'Warum tun die Ärzte nichts?' Doch dann kann man nichts mehr machen, nur noch Schmerzmittel spritzen - maximal eine kleine Überdosis -, wenn Sie wissen, was ich meine. Jetzt aber ist noch Zeit zum Handeln.«

Er blickte meinen Vater an. Der schwieg und sah auf die Spitzen seiner glänzenden Sonntagsschuhe, die er auf und ab wippen ließ, indem er die Zehen im Schuh bewegte.

Dann sagte er leise: »Also gut... - wenn Sie garantieren, daß nichts passiert.«

Dömling lächelte zufrieden: »Keine Angst. Das haben wir alles im Griff.«

Dieser große hakennasige Mann mit den herrischen Mundwinkeln brachte alle unsere Eltern dazu, ihre Kinder als Versuchskaninchen preiszugeben.

Schon zuvor, ganz zu Beginn meiner Gothaer Zeit, hatte mein Vater einmal an einem Sprechsonntag gegenüber der Ziegengesichtigen geäußert, daß er das Knochenbiegen beim Turnen und die nächtliche Gipsschale für eine sinnlose Quälerei halte. Sie petzte es sofort dem Chefarzt, der ihn stehenden Fußes zu sich bat.

»Ich sage ihnen«, schnarrte er scharf, »in einem Vierteljahr läuft der Junge.«

Im März, nach den Winterferien, schaffte es Frido immer häufiger, Manuela dazu zu bringen, mit ihm Hausaufgaben zu machen.

Eigentlich war das Lernen meine Obliegenheit. Am späten Nachmittag ließ ich mich von Manuela in mein Zimmer bringen. Sie holte Frido und ließ uns allein. Er setzte sich neben mich an den Tisch und begann seine Schularbeiten. Zunächst galt es, seine Unlust zu überwinden, überhaupt Schularbeiten machen zu müssen. Darüber hinaus geriet er meist in Zorn über Aufgabestellungen, die er nicht auf Anhieb verstand, oder Buchstaben, die ihm mißlangen. Auch da konnte ich ihn beschwichtigen. Dann arbeitete er schnell und konzentriert und war bis zum Abendbrot fertig.

Bei Manuela brauchte er doppelt so lange, und es ging selten ohne Gebrüll und Maulschellen ab. Trotzdem schien er versessen darauf, mit ihr zu arbeiten.

Wir fragten uns, woran das liegen könne. Manuela sagte, er käme so um die ungeliebte Konsequenz herum und könne ins scheinbar bequemere Erpressen zurückkehren. Also vermied sie es, mit ihm Hausaufgaben zu machen, hatte aber immer öfter Probleme, sich seinem Ansinnen zu entziehen.

Unsere Trennung manifestierte sich das erste Mal an einem Märznachmittag, an dem mich Manuela in mein Zimmer an den Tisch schob und wieder ging, um Frido vom Hof heraufzuholen, wo er Ball spielte.

Nach kurzer Zeit hörte ich sie im Treppenhaus schimpfen und Frido quengeln. Die Türen schlugen, ihre Schritte polterten die Bodentreppe hinauf. Der Himmel vorm Fenster hatte bereits einen Stich ins Goldene. Bald würde es dunkeln. Es war ein sonniger Nachmittag; mit kaltem Wind zwar, doch bereits mit einer Ahnung von Frühling. Klar, daß er keine Lust auf Schönschreiben und Addieren hatte.

Ich lauschte ihren Schritten über mir. Das anfängliche Getrappel hatte sich bald beruhigt. Vielleicht trank er noch etwas Brause oder mußte die Schuhe wechseln. Jedenfalls müßte gleich ihr Poltern auf der Bodentreppe zu hören sein, gefolgt vom Gehen der Tür zu meinem Vorraum. Doch es blieb längere Zeit still. Draußen sank der Tag in sich zusammen, und das Zimmer füllte sich mit Dämmern. Langsam müßten sie kommen.

Da hörte ich über mir wieder ihr Schelten und sein Geheul. Sie hatten sich also aneinander festgefressen. Warum brachte sie ihn nicht endlich zu mir, wo sie doch wußte, daß sie sich nur gegenseitig hochschaukelten?

Ich horchte noch ziemlich lange verstimmt auf das, was von ihrem Gezänk durch die Decke zu mir herabtriefte. Als ich die Farben im Raum nicht mehr unterscheiden konnte, versuchte ich, jemanden heranzurufen, der mir Licht und die Schreibmaschine oder den Fernsehapparat anschalten würde. Manuela hatte mir die Klingel nicht in die Hand gegeben. Sie wollte ja mit Frido gleich wiederkommen.

Ich mußte es also Kraft meiner Stimme versuchen. Im Wohnzimmer nebenan war niemand. In der Küche erledigte Tom den Aufwasch. Er hörte laut *Element Of Crime* dazu. Keine Chance, daß mein Rufen bis zu ihm durchdrang. Ich probierte es trotzdem, sobald ein Titel ausklang und bis zu Beginn des nächsten für kurze Zeit der Geräuschpegel sank.

So saß ich eine Stunde. Über mir ergossen sich ab und an Wutkaskaden und vermengten sich mit Geschirrklappern und den mit anklagender Stimme und jauernden Gitarrenklängen vorgetragenen Liedern.

Schließlich kam Manuela herein.

»Wo ist Frido?« wollte ich wissen.

»Wir haben schon Hausaufgaben gemacht«, antwortete sie.

»Na großartig! Und ich durfte derweil hier im Dunkeln sitzen.«

»Oh Mann, es ging nicht anders. Du hast doch bestimmt gehört, wie er drauf war.«

»Hättest ihn doch herbringen und mit mir Hausaufgaben machen lassen können.«

»Wollte er aber nicht.«

»Und da mußt du dich erpressen lassen.«

»Hör her: Das ist mein Kind. Und wenn ich mit ihm Hausaufgaben machen will, dann ist das kein Verbrechen.«

Sie gab mir die Klingel und schob mich zur Schreibmaschine. Dann ging sie türenschlagend. Gern hätte ich sie zurückgeholt. Als ich deshalb sogleich klingelte, kam sie nur kurz herein, um mich anzubrüllen, ich solle sie in Ruhe lassen.

Mir wurde plötzlich klar, warum Frido in letzter Zeit so vehement in die alten Muster drängte. Er hatte eher als ich gespürt, daß Manuela innerlich von mir abgerückt war.

Im Marienstift gibt es am Neubau des Kinderheimes ein großes Wandbild aus kunstgeschmiedetem Stahl. Es sieht aus, als habe ein Schweißer, der im Betrieb unter der Hand für privat schmiedeeiserne Zaunteile im Spießerstil herstellt, etwas von Kubismus gehört und in das Werk miteinfließen lassen wollen. Im Zentrum der dekorativ abstrakten Spiralen, Zacken und Streben wird es gegenständlich: Ein Bäumchen mit krummem Stamm ist zu sehen, das an einen geraden Stock gebunden ist.

Ist der Stock eine Stütze? Gärtnerisch wäre das Unfug. Die geschulten geraden Stämmchen brauchen in den ersten Jahren einen zusätzlichen Halt. Hingegen haben die, die genügend Stabilität im Stamm entwickeln konnten, um den Winden standzuhalten, die frei und mitunter krumm gewachsenen, eine Stütze nicht nötig. Also ist der Stock eine Schiene, an die mittels der Bindungen der Stamm allmählich herangezogen und dessen Wachstum begradigt wird? Was ist der Sinn einer solchen Maßnahme? Was stört den Gärtner ein krummer Stamm? Außer für Schnittholz, das in Forstungen, ohne geschient zu werden, von selbst wächst,

werden gerade Bäume lediglich aus ästhetischen Gründen benötigt.

»Was sich auch zum Guten verändert hat in den letzten zwanzig Jahren: Es werden keine Knie mehr geradegezwängelt oder Zehen nach oben gedrückt«, sage ich zu Susanna Baudach, als wir im Fahrstuhl wieder kellerwärts sinken. »Das hat schon zu Beginn der Siebziger aufgehört.«

»Glauben Sie mir: Das war der schlimmste Teil meiner Arbeit - den Kindern Schmerzen zuzufügen. Das geht nur mit dem Wissen, daß es einen Zweck hat. Und es hatte im Fall der Muskelschwündler keinen Zweck, wie ich schon eher vermutete, als es die Fachwelt einsah.«

»Werden überhaupt noch Knochen gebogen in der Physiotherapie?« will ich wissen.

»Bei den Dystrophikern nicht; bei anderen schon - zum Beispiel, wenn durch wochenlange Gipsverbände oder Bequemlichkeiten Kontrakturen entstanden sind. Ansonsten wird jetzt anstelle von Gewalt Bewegung gesetzt. Also die Gelenke werden nur soweit gestreckt und gebeugt, wie es nicht schmerzt. Auch die Gipsschalen aus Ihrer Zeit gibt es nicht mehr. Lediglich das Korsett hat sich erhalten.«

»Stellen Sie sich vor«, sage ich. »Der Dömling hat damals meinem Vater versprochen, daß ich laufen werde. Das wird er doch wohl gewußt haben als Spezialist, daß so etwas unmöglich ist. Ich denke, er wollte lediglich meinem Vater, der sich beschwert hatte, das alles wäre eine sinnlose Quälerei, den Wind aus den Segeln nehmen.«

»Sehen Sie, für Sie stellt sich das so dar. Aber die Medizin mußte doch erst einmal dahin kommen. Andere Kontrakturen ließen sich durch äußere Gewalt auch korrigieren.«

»Wozu braucht ein Rollstuhlfahrer gerade Beine?«

»Richtig. Aber solch eine Haltung setzt sich nur langsam durch. Es war einfach eine andere Zeit damals. Die Ärzte und wir als medizinisches Personal haben mit bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Wir wollten helfen.«

Ich enthalte mich weiterer Äußerungen. Eine Diskussion um das Berufsethos medizinischen Personals, das ärztliche Anordnungen auszuführen hat, würde mir zu weit gehen. Soll die nötige Injektion nicht verabreicht werden, weil sich das Kind vor der Spritze fürchtet? Kann etwa auf die Wurzelresektion, die Rückenmarksentnahme, die Drainage beim Wasserkopf verzichtet werden?

Außerdem geht der unterschwellige Vorwurf in meiner Rede bei Susanna Baudach an die falsche Adresse. Sie war für uns im-

mer ein Mensch, bei dem wir uns wohlfühlten und von dem wir Annahme spürten. Selbst wenn sie uns weh tun mußte, hörte sie auf unsere Schmerzäußerungen und nahm unsere Ängste wahr. Sie hatte es also genauso empfunden wie mein Vater oder Schwester Marthchen. Jeder fühlende Mensch merkte wohl, daß es eine sinnlose Quälerei war. Nur die Wissenschaft begriff schwer.

Wie Steinbrück zu handeln, war Susanna Baudach als höhere Tochter mit moralischen Vorgaben nicht möglich gewesen. Er war zwar der Gipsknecht der Orthopäden, doch von der Wissenschaft hielt er nichts. In seiner Freizeit arbeitete er im städtischen Marstall bei den Pferden. Selbst hier nutzte sein Tun Dömling, der ein begeisterter Reiter war. Solche

scheinen immer die Herren zu sein. Doch solche wie Steinbrück kennen Wege, die herrschaftlichen Unternehmungen zu bremsen und die Lasten ertragbar zu machen. Seiner Aufgabe, die Gipsschalen zu erhalten, kam er eifrig nach. Keiner von uns hatte seine länger als einen Monat. Dann verschwand sie für mehrere Tage im Keller. Bis sie repariert und getrocknet war, das konnte dauern. Manchmal wurde sie nach dem Trocknen aus Versehen noch einmal naß, oder Steinbrück vergaß über ein paar Tage ihre Rückgabe.

Als ich unters Messer kam, war ich neun. Ich bekam am Sonntag kein Abendbrot, und montags wurde ich schon vor dem Frühstück vom Krankentransport abgeholt. Es war ein alter scheppernder Lkw, der in seinem Inneren drei übereinandergestockte Tragen und neun Sitzplätze enthielt. Ich wurde auf die untere Pritsche gelegt und festgeschnallt. Mein Rollstuhl mußte hier bleiben.

»Wirst ihn sowieso nicht mehr brauchen«, lachte der Fahrer und startete den Motor.

Über mir stöhnte eine Männerstimme. Außerdem konnte ich noch zwei ältere Frauen im Bademantel und eine jüngere mit Regencape und Kopftuch ausmachen.

»Auf zum OP-Saal! Die Messer sind gewetzt. Da wird geschnippelt, gesenst und gefetzt«, sang der Beifahrer.

In der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses wurde ich auf eine Bahre mit Rädern gelegt und in einem gefliesten Gang abgestellt. Irgendwann kam die Blauerer, zog mir die Hose etwas vom Hintern und verpaßte mir eine Spritze. Dann ließ sie mich einfach so liegen: seitlich verdreht und mit der Hose auf halb sieben. Ich wußte aus den Schilderungen der anderen, daß ich soeben eine Beruhigungsspritze bekommen hatte, und gab mir

Mühe, nicht einzuschlafen. Sonst, so fürchtete ich, würde auf die Narkose verzichtet, und es könnte geschehen, daß ich während der Operation erwachte und sie mich bei vollem Bewußtsein schnitten und nähten. Kurz darauf wurde ich von einer Schwester ausgezogen und bekam ein Hemd übergeworfen, das hinten offen war. Dann lag ich wieder da und wartete, starrte angestrengt auf die kahlen Wände, um nicht einzuschlafen.

Schließlich wurde ich in den Operationssaal gerollt und auf einen harten Tisch gelegt. Über mir tauchten neben anderen die Augen von Dömling und der Blauerer auf. Ihre unteren Gesichtshälften waren vermummt wie bei Verbrechern, nur daß die hier statt der schwarzen Tücher weiße verwendeten. Eine grelle Lampe ging direkt über mir an. Ich bekam eine Mullmaske aufgesetzt und sollte zählen. Sobald ich Eins sagte, stach mir der Äthergeruch kalt in die Nase, überflutete Rachen und Lunge.

»Zwei, drei, vier«, hörte ich meine Stimme hallen, als spräche ich in einen großen Blechtopf hinein.

»Fünf, sechs, sieben, acht«, rauschte und zwitscherte es aus meinem Mund, daß es klang, als wäre ich über einen Radiosender zu hören, der schlecht reinkam.

»Neun, zehn, elf.«

Durchs Dunkel kamen helle Kreise auf mich zu, immer einer aus dem anderen. Sie waren weißlich mit Anflügen von Grün, Blau und Lila. Wenn sie mich erreichten, zerklickten sie kalt. Ich wollte weg aus diesem halligen kalten Raum und konnte nichts tun: mich nicht bewegen, nichts sagen, nicht einmal etwas sehen.

»Weiter!« hörte ich die Blauerer.

»Zwölf.«

Ich erwachte von vielstimmigem Babygeschrei. Mein Mund war trocken. Am rechten Oberarm und linken Schenkel schnürte es schmerzlich. Als ich die Augen öffnete, fand ich mich in einem Gitterbett. Jetzt bemerkte ich, daß ich wieder meine Sachen anhatte.

»Er ist soweit«, rief eine Frauenstimme.

Gleich darauf trat eine Schwester mit blondem Pferdeschwanz an mein Bett und lächelte mich falsch an.

»Ausgeschlafen?« flötete sie. »Na, alles gut überstanden. Keine Angst, du bist hier im Säuglingszimmer nur deshalb hingelegt worden, weil kein anderes Bett frei war. Dableiben mußt du nicht. Gleich geht's heim.«

Ich muß sehr verwundert und irgendwie erfreut ausgesehen haben, denn das kalte Lächeln fiel der Blonden in den Kittelkragen und in ihren Kulleraugen begannen Tränen zu glitzern.

»Äh, hm - ins Heim, meine ich natürlich.«

Die Schmerzen begannen erst richtig zu puckern, als ich in meinem Bett lag. Ein tiefes Ziehen und dumpfes Wummern ging von den Wunden aus und zog bis in Knie und Ellenbogen. Zunächst dachte ich, die Verbände wären zu fest gewickelt und rief öfter nach der dicken Elfriede. Doch die keifte mich nur an, daß sie mir nicht helfen könne. Es wäre eben so nach einer Operation.

Ich mußte die nächsten Tage im Bett liegen bleiben. Bis Mittwoch weinte ich oft, zunächst laut und verzweifelt, später verhaltener. Am Donnerstag tat es endlich nur noch nebenbei weh. Ich durfte mich setzen und konnte beim Verbinden die Wunde am Arm sehen. Braun, bräunliches Rot, Violett und sogar Schwarz kamen unter der weißen Binde und der eitergesättigten Kompresse zum Vorschein. In der Länge meines Zeigefingers klaffte ein dunkler Spalt im Fleisch, zusammengezogen von groben Fäden, unter denen Wundflüssigkeit hervorquoll.

Die Pfingstnacht setzte das Ende ganz deutlich.

Ich war seit Anfang Mai krank: eine Infektion im rechten Fuß, die sich in hohem Fieber und Schmerzen zeigte, die bis ins Knie hoch brannten, sobald ich das Bein in normale Sitzhaltung brachte. Nur wenn der Fuß erhöht lag, war es zu ertragen. Doch dann taten mir nach kurzer Zeit Knie und Hüfte so weh, daß ich mich hinlegen mußte. Vom langen Liegen bekam ich Rückenschmerzen. So mußte ich tagsüber bis zu zehnmal aus dem Bett geholt und wieder hingelegt werden. Zum Heben benötigte ich jedesmal drei Leute. Nur indem jedes Bein extra genommen und beim Tragen entsprechend hoch gehalten wurde, hielt sich die Pein in Grenzen. Nachts mußte ich stündlich meine Lage verändern, brauchte also immer einen meiner Mitbewohner, der auf Abruf im Vorraum schlief.

Sie wechselten einander bei den Nachtwachen ab. Selbst die schwangere Cordula machte mit. Sie war in den Nächten sogar am häufigsten bei mir, weil sie Bernds Einsätze mit übernahm. Es widerstrebte ihm, meinetwegen seinen Schlafplatz zu missen, mich unentwegt zu drehen und umzubetten und dabei auch noch Vorsicht walten zu lassen. Mir war es nur recht.

Manuela entfiel zu Pfingsten, weil sie mit den Kindern zur Oma fuhr. Sie wollte erst am Pfingstsonntag zurückkommen. Auch zu-

vor hatte ich sie kaum häufiger als die anderen an meinem Bett gesehen.

Über die Feiertage kamen viele Besucher. Besonders freute ich mich über Karla, die für einen Nachmittag vorbeigekommen war. Sie besuchte sämtliche Gruppen, die die Kommunalwahlen überwacht hatten, und sammelte die Ergebnisse. Wir hatten einige Schoten auszutauschen. Im Wahllokal, in dem Karla und ihre Freunde in Leipzig die Auszählung überprüften, stimmten die amtlichen Endergebnisse nicht mit den Auszählungsergebnissen überein. Bei uns auf dem Dorf hatte es keinen Wahlbetrug gegeben. Ich lag leider mit Fieber im Bett und konnte bei der Öffnung der Urne nicht dabei sein. Aber Kulle, Rita und Tom waren dort gewesen und hatten vom entsetzten Gesicht der Bürgermeisterin erzählt. An die sechzehn Prozent Neinstimmen und beinahe fünf Prozent ungültige. Sie soll fast geweint haben.

Nachdem Karla und ich uns einig waren, daß jeder Westpolitiker mit um die achtzig Prozent Ja-Stimmen sehr bald versuchen würde, diktatorisch vorzugehen, daß bei uns aber die zwanzig Prozent dagegen die Diktatur beschnitten, kam sie bald auf Manuela zu sprechen.

Wer hätte gedacht, daß sie Freundinnen werden könnten, die rebellische Krachsuse und die eher biedere Mutter? Manchmal wurde ich schon richtig eifersüchtig, wenn Karla zu Besuch kam und sie stundenlang beieinanderhockten.

Karla setzte nun ein betroffenes Gesicht auf und sagte, wie schwierig es für sie sei, in unserer Trennungssituation zu uns beiden ein gutes Verhältnis zu haben. Ich lachte anfangs. Von Trennung könne keine Rede sein. Wir hätten eine Krise. Aber so etwas sei doch fast normal.

Karla blickte noch zerknirschter und sagte, daß sie genau das befürchtet hätte, daß Manuela ihr in langen Briefen Gedanken, Tatsachen und Entschlüsse mitteilte, von denen ich nicht einmal etwas wüßte. Manuelas letzter Brief habe eindeutig so geklungen, daß sie weg wolle von Hartroda und mir, und zwar wegen Werner.

Werner? Davon war mir nun gar nichts bekannt. Mir nahm es die Luft, und mein Herz raste.

Ich hielt es für wahrscheinlicher, daß Karla da etwas völlig überbewertete, in ihrer spinnerten Art irgendeine unerhebliche Äußerung aufbauschte, als daß Manuela heimlich mit Werner zusammen sein könnte. Doch sicher war ich mir nicht. Am liebsten hätte ich sofort mit ihr gesprochen. Doch dazu mußte ich mich bis zum Abend gedulden, wenn sie zurückkehrte.

Manuela reagierte sehr unwirsch, als ich sie um ein Gespräch bat. Sobald die Kinder im Bett waren, kam sie in mein Zimmer. Sie setzte sich mir gegenüber aufs Bett, thronte auf meiner hohen Schlafstatt, die ich mir aus einer Klinik besorgt hatte, kopfhoch über mir. Doch sie blickte nicht auf mich herab, sah mich überhaupt nicht an. Ihr Kopf war gesenkt. Ärgerlich verknotete sie ihre Finger und schwieg. Ich versuchte, meine Augen nicht von ihr zu wenden, reden konnte ich nicht. Wie beginnen? Jedesmal, wenn ich mir auch nur einen Satz zurechtlegte, hatte ich Mühe, noch Luft in meine Lungen zu bekommen. Ihn auszusprechen, hinderte das Gefühl, gänzlich losgelöst vom Gesagten, ihm so fremd zu sein, daß es, einmal von mir gegeben, überhaupt nichts mehr mit mir zu tun haben würde. Vielleicht machte sie ja den Anfang.

»Na los! Red endlich! Ich will hier kein Wurzeln schlagen«, herrschte sie mich an.

»Karla hat mir irgendwas mit Werner und dir erzählt«, kröchelte ich.

»Ja und?« griente sie mit einem Gesicht, das kühl und überlegen wirken sollte, in dem ich aber Trauer und sogar Angst zu sehen vermeinte.

Gleich darauf brüllte sie: »Scheiße! Kann die blöde Sabbelvotze nicht ihr Maul halten. Ich wollte es dir sagen. Ich, nicht sie oder irgend jemand. Ich wollte es dir sagen, wenn ich es für richtig gehalten hätte, später mal, wenn mit mir und ihm nichts mehr gewesen wäre.«

»Du wolltest es mir gar nicht sagen.«

Sie nickte erschöpft. Dann berichtete sie mir, daß sie mit Werner auf Colonells Fete Ende März geflirtet und sich verliebt hatte. Auch jetzt, über Pfingsten, war sie nicht bei der Oma gewesen, sondern bei ihm.

»Hast du nicht immer Zeugs von freier Liebe und so erzählt. Hast du nicht immer gesagt, so etwas müsse drin sein?« hielt sie mir vor.

»Aber ich habs nicht getan. Ich hab auf deine Beschwörungen gehört. Du würdest sofort Schluß machen, hattest du gedroht. Dich würde es so sehr verletzen, daß du nicht mehr mit mir zusammen sein könntest. Und jetzt tust du genau das mir an.«

Ich schrie, greinte Vorwürfe, spuckte sie an. Sie versuchte, mir währenddessen klar zu machen, daß sie mich verlassen würde, vorhabe auszuziehen, sobald sich ihr Arbeit und Wohnung böten. Ich nahm alles, auch mich selbst in meiner empörten Ohnmacht, seltsam abgerückt wahr. In mir raste es, brach nieder, wurde um-

und umgewendet; und gleichzeitig gab es etwas, das dies alles registrierte, als gehöre es nicht zu mir.

Irgendwann sprang Manuela auf und wollte gehen. Sie habe genug. Doch sie mußte bleiben. Cordula und Bernd lagen bereits im Bett. Tom war verreist. Colonell hatte mächtig einen geschnasselt, und Kulle und Rita hatten nur darauf gewartet, mich mit ins Bett zu heben, daß sie endlich mit dem Berliner Pfingstbesuch gen Hauptstadt starten konnten. Manuela hatte Nachtwache, und kein Weg führte daran vorbei. Da half alles Fluchen nichts.

Ich war ausgerechnet in dieser Situation auch noch technisch von ihr abhängig. Jede meiner Leibesfasern sehnte sich nach einer zärtlichen Berührung von ihr, nach einem Anknüpfen an das, was bisher zwischen uns da war, nach einem kleinen Hautkontakt, der die gerissene Wunde zumindest bedauernd streichelt, wenn schon nicht heilt; und sie wollte mich in diesem Moment nicht einmal sehen, wäre lieber bei Werner gewesen, hätte wenigstens Ruhe gewollt, um ihm innerlich nahe sein und das Erlebte nachklingen lassen zu können.

Sie raunzte mich jedesmal an, wenn ich sie rief, und ihre gespannten Bewegungen machten auf mich den Eindruck, sie müsse sich zurückhalten, mich nicht zu schlagen. So warf sie meine Glieder in die Kissen, schubste, statt zu schieben, und riß an Armen und Beinen, wenn sie nicht gleich in der richtigen Schlafstellung waren. Ich weinte vor Schmerz und Erniedrigung, sobald sie aus dem Zimmer war, immer bemüht, sie es nicht hören zu lassen.

Als einmal ein Schluchzen zu ihr in den Vorraum drang, rief sie: »Hör auf zu wimmern. Ich will schlafen. Frido muß morgen wieder in die Schule.«

Ich wußte, wir mußten uns trennen.

Durch den Keller dringen Tamburinklänge und Corinnas Stimme, die den Kindern im Rhythmus der Schläge Anweisungen erteilt, bis zum Aufzug.

Als wir in den Gymnastikraum eintreten, ruft sie nach einem Schellengeschüttel, mit dem sich jeder Flamenco schmücken könnte: »Uuunnd - Schluß!«

Zehn Kinder rennen an uns vorbei zur Kegelbahn, wo sie sich umziehen. Kulle beginnt, mich in Pullover, Handschuhe und Mütze zu zwängen. Auch Susanna Baudach greift sich Schal und Mantel.

»Wartet nicht auf mich«, ruft uns Corinna aus ihrer Spindecke zu. »Ich brauch noch zehn Minuten. Geht schon mal vor. Wir treffen uns dann bei Tina im Tierparkbüro.«

Als wir aus der Tür kommen, atme ich tief durch. Der Nebel hat sich gehoben. Die klare Frostluft tut meinen Lungen gut. Keine Spur eines Hustenreizes, dagegen das wohltuende Gefühl, die Luftwege vom Spitaldunst reinigen zu können. Und noch etwas steigt auf: gespannt, erwartungsvoll, freudig, so daß ich mich nicht enthalten kann, gelegentlich zu hibbeln. Ganz gegenwärtig ist sie da, die Erleichterung, dieses Haus hinter mir lassen zu können, die Erlösung, die jedesmal am letzten Tag vor den Ferien in mir überströmte, verbunden mit einem seligen Aufseufzen wie nach einem langen tiefen Schmerz, der endlich vorüber ist.

Am Tor reicht mir Susanna Baudach die Hand: »Ich verabschiede mich schon jetzt, weil ich in der Stadt noch eine kurze Erledigung zu machen habe. Dazu muß ich die Abkürzung durch den Wald nehmen. Bis fünf sind es noch etwas mehr als zwanzig Minuten. Ich werde den Zug also bequem schaffen, und Sie, denke ich, auch. Aber vielleicht sehen wir uns auf dem Bahnhof nicht mehr. Schön, daß Sie uns besucht haben. Auf Wiedersehen und Gottes Segen!«

Sie entschwindet in der Dämmerung zwischen den Stämmen. Kulle nimmt einen kräftigen Schwung, mit dem er bis zu dem Punkt kommt, an dem die Straße abfällt. Anfangs schuschelt er fast gemächlich hinter mir her, doch bald werden wir schneller.

Ich lache: »Mir ist grad eingefallen, daß ich Igor Zeidler tatsächlich kenne.«

»Wat für'n Igor Zeidler?«

»Na, den bewundernswürdigen Querschnittgelähmten, der den Behindertenverband gründet.«

»Und - wat jibt's da zu lachen? Ist doch jut, wenn so was geschieht, wenn die Leutchen rauskommen aus ihren Löchern.«

»Ich hab den vor fünf Jahren in Berlin bei Freunden getroffen. Bei denen versammelte sich ab und zu mal eine kleine Gruppe von Rollstuhlfahrern, um darüber zu reden, was getan werden könnte, um die Situation Behinderter durch kleine Anregungen, Eingaben oder Aktionen zu verbessern. Da war der mit dabei.«

»Und? Ist doch okay. Oder?«

»Die wollten da auf der Leipziger Straße sich an die Fußgängerampeln stellen mit Plakaten: »Bordstein ist Mordstein«, weil auf ihre Eingaben hin geantwortet worden war, die Leipziger Straße habe einen hohen Repräsentationswert und könne auch in Details wie hohen Bürgersteigen architektonisch nicht beeinträchtigt werden. Und da hat der doch tatsächlich gesagt, so eine Akti-

on wäre staatsfeindlich, weil sie dem Ansehen der DDR schaden könne. Danach erfuhr ich von meinen Freunden, er sei ganz dikker Genosse, arbeite am Institut für Weltanschauungsfragen, habe eine große Wohnung bekommen und mit seiner Frau innerhalb kürzester Zeit drei Kinder adoptiert, wo du sonst Jahre auf Adoptionen warten mußt.«

Kulle ist hingerissen: »Jetzt erzählt er bestimmt allen von seinem Widerstand gegen die Stalinisten: Wie er sich die Wohnung erkämpfte, sich wegen der Adoption unwürdigen Bedingungen aussetzen mußte und wegen der Teilnahme an der Behindertengruppe Berufsverbot riskierte.«

Das Eingangstor zum Tierpark ist angelehnt. Wir stoßen es noch in Schwung von unserer Fahrt mit den Fußrasten auf. Aus dem Bürofenster fällt gelbes Licht. Vielleicht erwartet uns Tina bereits. Noch immer hopst die Freude durch meinen Bauch.

Wir waren uns fast sicher, daß Dömling unsere Muskelschnitte in seiner Dachstube aufbewahrte und mit ihnen irgendwelche Experimente machte, vielleicht sogar aus ihnen neue Dystrophikerlchen zusammenbaute, an denen er dann nach Herzenslust herumdoktern konnte.

Als meine Wunden schon zwei Jahre lang vernarbt waren, gelang es uns an einem späten Herbstnachmittag, in Dömlings Heiligtum vorzudringen.

Wir hatten uns aus Kastanien und Holunderstengeln Tabakspfeifen gebastelt. Die Füllung stellten wir aus Zigarettenkippen her. Wir beauftragten Läufer, an den Sonntagen auf die Besucher zu lauern, die vor der Tür rauchten. Sobald eine Kippe zu Boden ging, sollte sie unauffällig eingesteckt werden.

Der sicherste Ort zum Rauchen war das Klo am Ende des Arztflures, das genau gegenüber der Treppe zu Dömlings Muskelmonsterlabor lag. Es war unserer Nutzung zugänglich, wurde aber selten frequentiert. Bei offener Tür war zu hören, wenn jemand den Arztflur betrat, und es blieb Zeit, die Pfeifen zu leeren und Händewaschen vorzutäuschen.

Ich hatte mich mit Olaf zu einem Pfeifchen vorm Abendbrot dorthin zurückgezogen. Das Fenster zum Hof war geöffnet, um die verdächtigen Gerüche gering zu halten. Olaf, durch und durch Indianer, entzündete mit feierlicher Miene die Pfeife, hielt sie weit von sich und blies den Rauch in alle vier Himmelsrichtungen.

Gerade als er mit Norden geendet und eine Wolke durch die Tür auf den Flur hinausgepustet hatte, hörten wir Dömlings Tür

gehen und seine hastigen Schritte die Treppe herabpoltern. Schnell waren die Pfeifen auf dem Fensterbrett abgelegt und die Wasserhähne aufgedreht. Die Lunge voll blauen Dunstes, die jetzt über den Flur waberte, ließ sich jedoch nicht beseitigen. Die würde der Chef bestimmt in seinen hoheitsvollen Riechkolben bekommen.

»Dieser Wollaseck«, näselte er im Vorbeistürmen, »der soll doch nicht rauchen, wenn er über Station geht.«

Wir griffen uns erneut unsere Rauchkolben und kicherten. Vom Hof herauf hörten wir Dömling die Autotür knallen und mit heulendem Motor abfahren. Olaf steckte seinen Kopf durch die Tür, um auf dem Flur nach seinem Schwaden zu schauen.

»Bei Dömling brennt noch Licht!« flüsterte er plötzlich aufgeregt. »Ich seh's auf der Treppe. Ob da noch jemand drin ist?«

Wir beratschlagten uns kurz und kamen überein, daß es am wahrscheinlichsten war, daß er vergessen hat, es auszumachen, und daß die Tür zu seinem Zimmer offen stehen mußte, damit es überhaupt auf die Stufen fallen konnte.

Olaf bekam einen festen Blick, legte einen Finger auf die Lippen und stampfte schnurstracks die Treppe hoch. Es dauerte nicht sehr lange, und er polterte zurück. Sein Gesicht hatte die glanzäugige Angespanntheit verloren, mit der er losgezogen war.

»Nichts weiter«, berichtete er enttäuscht. »Zwei Ledersessel, ein alter Schreibtisch, ein aufgeklapptes Schrankbett, alle Schränke voll Akten und Bücher, und dann lag das hier auf dem Tisch am Bett.«

Er holte ein kleines ledergebundes Fotoalbum unter seiner Hemdbrust hervor und schlug es auf. Auf der ersten Seite war ein Portrait eingeklebt, das einen jungen Mann in Hitleruniform zeigte. Darunter stand etwas in altdeutscher Schreibschrift und die Jahreszahl 1943. Als wir genauer hinsahen, erkannten wir, daß der Abgebildete Dömling war. Auch alle anderen Fotos zeigten ihn in Uniform: Mit einem Mädchen im Arm, mit anderen Uniformierten am Tisch, allein vor einem Springbrunnen und hoch zu Roß. Wir kannten uns bei den Uniformen unserer Großväter nicht aus. Aber für uns stand fest, Dömling war bei der SS gewesen.

»Die Faschistensau!« röhrte Olaf ungewollt laut.

Plötzlich hörten wir die Tür gehen und vom Flurende her die dicke Elfriede keifen: »Was macht ihr da hinten? Los, Abendbrot!«

Olaf ließ das Album eilends im Abfalleimer verschwinden und deckte es außerdem noch mit Klopapier ab, obwohl der Müllbehälter einen automatischen Federzugdeckel hatte.

»Händewaschen!« rief ich der Aufseherin zu.

»Ihr seid doch sonst nicht so sauber«, gab sie zurück, während sie den Flur heraufkam, um uns zum Essenfassen abzuführen.

Olaf aß hastig. Drei Hapse mit seinem Giermund - und weg waren die anderthalb Schnitten. Während der Rest noch am Abendbrot herumbiß eilte er mit vollem Mund zum Klo. Doch der Abfalleimer war derweil entleert worden.

Wir schworen uns, niemals darüber zu reden. Denn wenn Dömling erführe, daß wir Bescheid wußten, würde er uns wahrscheinlich umbringen. Ein Narkoseunfall oder eine schwere Lungenentzündung - kein Problem für den Halbgott. Außerdem: Wer würde uns glauben, jetzt, wo Wollaseck die Beweise verheizt hatte?

Wenig später stand ich nachmittags im Hof am Fahnenmast. Außer mir waren nur noch Achim und einige Mädchen da, die wie ich nicht an der Arbeitsgemeinschaft Modellbau teilnahmen. Kalt drückte die Sonne durch den Nebel, und die letzten Blätter kreiselten zu Boden.

Plötzlich waren im Wald Hufschläge und Wiehern zu hören. Im Tor erschien Dömling auf dem Rücken eines rotbraunen Pferdes. Mit Jockeymütze und Reithosen nahm er sich hier seltsam aus, wo er sonst nur weißbekittelt auftrat. Das Pferd wirkte noch seltsamer in der Kargheit und klinischen Festgelegtheit des Platzes, fast wie eine Erscheinung aus einer anderen Sphäre. Er brachte es zum Stehen und stieg ab, als es aufhörte, zu tänzeln.

Gleich waren die Mädchen bei ihm, um das Tier zu streicheln und von dessen Reiter gestreichelt zu werden. Achim und ich wären auch gern unter ihnen gewesen, doch keine von ihnen hatte uns in der ersten Begeisterung wahrgenommen und uns also auch nicht mitgenommen. Dömling sah uns abseits und sogleich führte er das Pferd lächelnd zu uns heran, gefolgt von der Mädchentraube.

Als ich in seine hohen Augen sah, fiel mir das Foto ein, auf dem er hoch zu Roß abgebildet war.

»Wie lange reiten Sie schon?« fragte ich ihn.

»Schon sehr lange«, sagte er und sah salbungsvoll auf mich herab.

»Schon als Kind?« bohrte ich weiter.

»Nein«, antwortete er mild.

»Seit... seit...«, ich suchte nach einem Wort, das nicht Faschismus oder Hitler hieß, das mich nicht verriet und trotzdem sagte, was ich meinte. »Seit Sie eine Uniform trugen?«

In seinem Blick sah ich es mißtrauisch aufblitzen.

»So ungefähr«, kam es von seinen Lippen.

Er räusperte sich gleich darauf und sagte zu Achim: »Paß auf, daß es nicht deinen Finger erwischt.«

Dann stieg er wieder auf und ritt in den Wald hinaus.

Wirklich Gewißheit, was Dömling mit mir machen würde, wenn ich weiterhin Fragen nach Pferden, Uniformen und Angrenzendes stellte, brachte mir erst die Sache mit Uwe.

Er war ein Mäusekistenspezialist. Mehrmals jährlich saß er in ihr ein. Die Situationen, die ihn dahin brachten, waren immer ungefähr dieselben: Eine Schwester kam ihm in die Quere, indem sie ihn anherrschte, endlich ins Bett zu gehen und ihm den Pullover vom Leib riß, den er sich gerade mühevoll selbst auszog, oder indem sie ihn im Vorbeigehen versehentlich anstieß, so daß er im Bett umkippte. Anstatt das wegzustecken, rastete er völlig aus und wurde gegen die Täterin tätlich. Meistens waren dann zwei Schwestern vonnöten, um Uwe zu bändigen, denn mit jedem Gegenschlag steigerte sich noch seine Raserei.

Wenn sie ihn schließlich gepackt hatten, schleppten und schleiften sie ihn als brüllendes, spuckendes Bündel, das ohnmächtig den Kopf hin und her warf, auf den Wäscheboden und bugsierten ihn in die Mäusekiste. Wenn er sich beruhigt hatte, wurde er von den beiden Schwestern zurückgetragen. Sie hielten ihn ebenso wie zuvor. Eine hatte ihre Arme unter seinen Achseln hindurchgeschoben und hielt überkreuz seine Handgelenke fest; die andere spannte seine Knie zwischen Arm und Hüfte ein. Er war jetzt ruhig, hielt den Kopf gesenkt. Sein Gesicht war verschlossen.

Uwe war immer ein ernst zu nehmender Gegner für die Erwachsenen. Solange er noch laufen konnte, trat er in Rage gegen Bäuche, Brüste und nach Möglichkeit Hälse. Auch wenn den Tritten die volle Wucht fehlte, die ihnen ein gesundes Kind hätte verleihen können, so waren sie doch gefürchtet, denn Uwe legte, wenn er einmal die Wutschranke durchbrochen hatte, immer alles hinein, was ihm zur Verfügung stand. So brachte er oft mehr Schlagkraft auf als andere Normalbemuskelte in seinem Alter, die gehemmt waren, körperlich offensiv gegen Autoritätspersonen aufzutreten. Was die Tritte in seinem neunten Jahr einbüßten, als er Rollstuhlräder zu seinen Beinen machen mußte, bewahrte er sich in den Armen. Seine Faust einfach mit dem Bizeps voranzutreiben und in den Gegner zu dreschen, war bei ihm wenig wirkungsvoll. Doch er konnte sie stattdessen schleudern, indem er weit nach hinten ausholte und sie mit allem Schwung seines Oberkörpers, den zusätzlich der Kopf unterstützte, auf Hochgeschwindigkeit brachte. Zudem konnte er nach hinten und zur Seite schreckliche Schläge mit seinem Schädel austeilen. Hinzu ka-

men seine Bisse, die nicht von denen der Kinder mit normal ausgebildeter Kaumuskulatur zu unterscheiden waren, weil diese erst im finalen Stadium der Krankheit schwindet. Außerdem konnte er sehr gezielt, sehr viel und in Form von Aulen sehr gemein spukken. Von der Fünften an, wurde er aufgrund derartiger Übergriffe nicht mehr in der Mäusekiste verschanzt, weil er zu schwer geworden war, ohne Mühe über die mehr als meterhohen Bretterwände gehoben zu werden.

Am Nikolausabend kam Uwe nicht rechtzeitig ins Bett, weil er an Lutz' Bett stand und mit ihm Tauschhandel trieb in Sachen bunter Teller: eine Mandarine gegen drei Zuckerkringel, zwei Plätzchen gegen ein Knickebeinbonbon. Hertha, das Vieh, zog Achim aus und mahnte Uwe dabei immer wieder ab. Doch der schaltete auf stur und beeilte sich nicht. Hertha, dem Vieh, riß sehr bald der Geduldsfaden. Sie packte seinen Rollstuhl an den Schiebegriffen und riß ihn nach hinten, bis er vor seinem Bett stand. Vom Ruck waren Uwes Handelsobjekte von seinen Beinen gerutscht und kullerten durchs Zimmer: die Mandarine unter Lutz' Bett, zwei Schokotaler zur Tür hin und der Schokoladennikolaus direkt unters rechte Hinterrad, daß es nur so spreiselte.

»Du mußt doch denken, ich sing deinetwegen Arien«, schrie sie. »Zieh dich jetzt aus!«

Gleich darauf schrie sie wieder, weil Uwe ihr seinen Hinterkopf in den Wanst drosch. Ein Regen von Maulschellen ging nun auf ihn nieder und wurde mit Spucken, Beißen und Beschimpfungen beantwortet. Hertha, das Vieh, rief nach Elisabeth. Gemeinsam bezwangen sie Uwe, schmissen ihn ins Bett und machten ihn nackt, wobei sie manchen Kratzer und einige Rotzfladen abbekamen. Er krietschte und heulte, auch noch als sie ihn zudeckten und von ihm abließen. Seinen Rollstuhl schoben sie auf den Flur, damit er nicht wieder aufstehen konnte.

»Wenn ich ein Maschinengewehr hätte«, brüllte er, »würde ich alle Schwestern an die Wand stellen und dann rattatattatattatam!«

Plötzlich stand Dömling vor Uwe, schüttelte ihn durch, bis er ruhig wurde, und sagte dann mit einem Grinsen: »Wenn hier jemand an die Wand gestellt wird, dann ist wohl klar, wer.«

Von nun an war ich sicher, er würde mich töten, sollte er meine Mitwisserschaft an seiner Vergangenheit herausfinden.

Als Kulle die Tür öffnet, steht Tina im Stallpullover im Büro. Sie beginnt zu strahlen, und umarmt mich.

»Schön, daß ihr mit zum Friedensgebet kommt.«

»Aber wir fahren nach Erfurt zur Andreasstraße«, sage ich. »Corinna auch.«

Sie läßt von mir und setzt sich mit hängenden Armen auf einen Stuhl am Fenster. Ihre Stirn stützt sie in die Rechte.

»Ich komm mit«, wirft sie mit heiserer Stimme nach längerem Schweigen in den Raum. »Besser, ich komm mit. Ihr wißt ja, woran ihr mit mir seid.«

»Freilich«, sagt Kulle. »Ick werd mir 'n Strick mitnehmen, daß ick dir fesseln kann, wenn's ernst wird. Nicht, daß de dir noch vor dein'n Vadder stellst und wir'n nicht in Ruhe erschießen können.«

Ihr Gesicht bleibt leer.

Sobald Corinna auftaucht, hasten wir los. Bis zur Hauptstraße kommen wir gut voran. Doch als wir sie überqueren, spüre ich links einen merkwürdigen Hemmdrall, der schnell stärker wird, und höre dazu unzufriedenes Gummigeknautsche.

»Platten!« keucht Kulle wütend und versucht, voranzukommen, indem er sich auf die rechte Antrittraste stellt und uns wie beim Rollerfahren mit dem linken Bein vorwärts stößt, um das luftarme Vorderrad auszuhebeln und Millimeter über dem Gehwegniveau dahinschweben zu lassen. Doch jeder dritte Tritt stößt das defekte Rad schwer zur Erde und stoppt uns, eh wir auf Tempo gekommen sind. An ein schnelles Vorankommen ist nicht mehr zu denken.

»Der Zug fährt ohne uns ab«, drängt Corinna.

»Dann hat es halt nicht sollen sein«, meint Tina verhalten.

»Wieviel Zeit ist noch?« will Kulle wissen.

»Elf Minuten.«

»Dann sind wir schneller, wenn ick das Rad wechsele und wir dann lossprinten. Wenn wir uns so mit Platten vorwärtsquälen, wird's auf keinen Fall wat.«

Er zieht seine Fäustlinge aus, schnallt den kleinen Rucksack unter meiner Sitzfläche los und holt Werkzeug und Ersatzrad heraus. Tina muß den Rollstuhl an der Beinstütze etwas anheben, damit er das Rad bequem austauschen kann. Schnell ist das alte Rad gelöst. Am neuen fehlt eine Kontermutter. Die muß er von der Achse des alten schrauben. Immer wieder haucht er sich in die Hände, die steif zu werden drohen. Die gelöste Mutter fällt ihm aufs Pflaster und rollt vom Bordstein direkt in ein nahes Gully. Kulle muß die zweite Kontermutter von der alten Achse schrauben und auf die neue drehen.

»Los, pusten!« fordert er Corinna mit Blick auf seine klammen Finger auf. »Wenn ick det mach, vajeht zu viel Zeit.«

So beugt sich Corinna zu seinen flinken Greifern herab und haucht über sie hin. Tina hingegen muß die ganze Zeit meinen

Rollstuhl an der linken Beinstütze halten, daß er nicht zur Seite des fehlenden Rades hin umkippt.

Sobald ich wieder alle vier Räder auf dem Boden habe, rasen wir los. Doch alles Hetzen hilft nichts. Der Personenzug nach Erfurt fährt bereits aus, als wir den Bahnsteig erreichen.

Unser Atem baut Dampfsäulen über unseren Köpfen auf, die sich im leeren Lampenlicht langsam schrägstellen und nur zögerlich lösen.

»Scheiße!« sagt Corinna. »Der nächste geht erst in gut einer Stunde. Da wird es zu spät sein.«

Tina hingegen lächelt und macht endlich wieder einen gelösten Eindruck.

»Also auf zur Stadtkirche!« ruft sie.

»Wohin wollten Sie?« fragt der Rotbemützte, der vor uns aus dem Dunklen getreten ist.

»Zur Stadtkirche«, lacht Tina.

»Nee, nee«, klinkt Kulle sich ein, »nach Erfurt, rumrevoluzzen, die Firma ausräuchern.«

Der Rotbemützte schmunzelt: »Sie werden's nicht glauben, aber dafür gibt's jetzt Sonderzüge; in acht Minuten der aus Kassel, ist kurz nach dem, der eben raus ist, in der Bezirkshauptstadt.«

Der Sonderzug führt einen Gepäckwagen der letzten Serie, der einen breiten Seitengang und ein Rollstuhlabteil erster Klasse nebst Behindertentoilette aufzuweisen hat. Es ist belegt von einem Paar mit zwei Mädchen im Alter von ungefähr zehn und vierzehn und einem siebzehnjährigen Jungen. Als wir hereinkommen, fordert die Frau ihre Familie auf, zu packen und das Abteil zu räumen. Dabei wirkt sie genervt über den vorzeitigen Abbruch ihres komfortablen Reisens und gleichzeitig schuldbewußt. In ihren Augen flattert Panik.

»Lassense mal«, beschwichtigt sie Kulle. »Bis Erfurt kommen wir schon klar.«

Er stellt mich mit dem Gesicht zum Fenster zwischen die beiden Sitzbänke. Rechts neben mir findet Tina Platz. Corinna und Kulle bleiben vor dem Abteil im Gang stehen.

Die Mutter holt eine große kunstlederne Reisetasche aus dem Gepäcknetz über ihr. So halb aufgerichtet mit verdrehtem Kreuz und eingeknickten Knien ist sie dem Gewicht ihrer Bagage nicht gewachsen, und der hellbraun gelackte Klumpen mit Messingschnallen saust vor ihr zu Boden. Eine Seite wamst auf meine Füße nieder. Auch wenn mich nichts Hartes trifft, tut es weh. Sie entschuldigt sich karg und bricht in der Tasche, die sie, so gut es

geht, geschlossen läßt, drei Bananen aus einem Bündel. Die beiden Mädchen, die über mich hinweg danach greifen, werden zurückgepfiffen. Sie hätten soeben ihren Mars gegessen. Da könnten sie nicht schon wieder Bananen kriegen.

Die Kleine bittet die Mutter statt dessen um ihre Barby. Nachdem sie ihre Banane verspeist und die Schale in den mit Stanniol, Apfelsinenresten und Kippen überfüllten Abfallbehälter gedrückt hat, kramt sie aus der Tasche einen Karton mit einer Puppe in perlmuttglänzendem Gewand hinter einem Foliensichtfenster heraus. Sie reicht sie mit einigem Verrenken hinter meinem Rücken an ihre zukünftige Besitzerin weiter.

»Aber du weißt: 's ist für Weihnachten, also nur mal kurz angucken.«

Während die Jüngere den rosagepunkteten Karton in Augenhöhe weit von sich hält, also direkt vor mein linkes Auge, und ihn sanft schüttelt, damit es Schneewittchen im Glassarg die Lockenmähne wellt, setzt sich ihre Schwester die türkisenen Puschel der Kopfhörer ihres Walkmans auf und wippt kaum merklich mit dem Kopf im Takt der unhörbaren Musik. Die Mutter kassiert mit resoluten Bewegungen das Zierpüppchen wieder ein - nun auf direktem Weg unmittelbar vor meiner Brust - und hievt sodann ihre Tasche zurück ins Netz.

Der Mann erhebt sich und quetscht sich an mir vorbei zur Tür.

»Wo gehst'n du schon wieder hin?« stellt ihn seine Frau zur Rede.

»Eene roochen«, antwortet er mißmutig.

Sein Sohn steht ebenfalls auf, um ihm zu folgen.

»Denk nicht, daß de schon wieder eene von mein'n *Camel* kriegst«, knurrt ihn der Vater an, als sie in der Tür sind, worauf der Junge mit verstockter Miene zurückklettert, eine Schachtel *Cabinett* aus seiner Kutte fingert und erneut den Weg zum Gang antritt.

Kurz darauf kommt Kulle herein: »Sankt Urin ist gerade durch. Wir müssen gleich raus.«

»Sankt Urin?« fragt Tina.

»Erfurt-Bischleben.«

Die Zehnjährige grient breit, ihre Schwester hat unterm Walkman nichts mitgekriegt, und die Mutter sieht pikiert aus dem Fenster in die vorbeihuschenden Großstadtlichter.

Tina schiebt mich über die zerfurchte Erfurter Bürgersteiglandschaft. Überall ist sie von kleineren Löchern und Rissen durchklüftet. Die stellen in ihr aber noch das geringste Übel dar. Tük-

kisch hingegen sind manche der großen rechteckigen Betonplatten. An einer Seite im Erdreich versunken, stehen sie mit der anderen über. Andere fehlen ganz. Der entblößte Boden wellt sich in Buckeln und Rinnen aus in der Kälte geronnenem Matsch. Doch auch wo die steinerne Versiegelung noch halbwegs vollständig ist, wirft sich das Pflaster vielerorts in runde Hügel und bisweilen scharfe Grate.

Anfangs, um den Bahnhof herum, macht der Rollstuhl mit Tina, was er will. Fällt der Gehweg schräg zur Straße hin ab und folgt mein Wagen dem Gefälle, läßt sie sich von ihm hinterherziehen und bringt ihn erst in gefährlicher Nähe der hohen Bordsteinkanten zum Stehen. Auch gelingt es ihr schlecht, Erhebungen so zu nehmen, daß die Räder auf der Rechten und der Linken ungefähr auf gleichem Niveau bleiben. So komme ich des öfteren in gefährliche Schräglagen, dem Kippen nahe.

»Vorsicht! Vorsicht! Vorsicht!« kreische ich bei jedem Ausbruch aus der Spur.

Tina stolpert und schlittert nicht weniger panisch hinter mir her. Mich wieder Kulles geübten Schritten und Griffen zu überlassen, scheint ihr jedoch der Stolz zu verbieten. Auch ich widerstehe dem Drang, ihr es abzuverlangen, weil ich befürchte, es zerbräche die entstandene Nähe zwischen uns, blockte ihre körperlichen Impulse in meine Richtung.

Durch die Flutlichtlampennacht bröckeln dünn Schneeklümpchen. Orangerosig beschienen, stürzen sie einsam zu uns nieder und bilden einen feinen trockenen Eisstaub, der sich in unseren Haaren und Klamotten festsetzt und auf dem Boden der sich leerenden Stadt in hellen Schlieren tanzt. Entgegen der Fallrichtung steigen Wortfetzen an langen Atemdampffahnen aus Kulles und Corinnas Mündern, treiben schwach durchs schneeige Gewisper und verlieren sich, ehe sie die Quecksilberdampf umschließenden Glasschalen erreichen.

Corinna entläßt längere und häufigere Dunstfahnen. Kulle schweigt zumeist in dünnen Brodemfäden, die sich aus seiner Nase ziehen. Ihre Blicke lenkt er an sich vorbei, indem er versucht, den Rollstuhl im Auge zu behalten und mit uns auf einer Höhe zu bleiben, um notfalls zugreifen und das Schlimmste verhindern zu können.

Sein Abschirmen nimmt mir einen erheblichen Teil der Angst. Zudem wird Tina schnell besser, nachdem ich ihr eine kurze Einführung in die Hebelphysik des Rollstuhlschiebens gegeben habe.

»Links ziehen, rechts drücken, wenn du nach links willst; und umgekehrt.«

Den Weg durchs Pflasterdesaster am Anger findet sie bereits ziemlich sicher. Die Straße am Dom überquert sie, ohne daß ich am hohen Bordstein gestaucht werde oder mich die Angst anspringt, seitlich auf die Straße zu kippen.

Aus dem spaltbreit geöffneten Kirchenportal fällt gelbes Licht aufs Pflaster. In dem Moment, wo wir in den Vorraum treten, klingt Orgelmusik auf.

»Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott zu unsern Zeiten. Es ist ja doch kein andrer nicht, der für uns könnte streiten, denn du unser Gott alleine.«

Die Orgel wird lauter, weil sich die Tür zum Kirchenschiff öffnet. Rolf kommt herausgetorkelt.

»He, Theo!« lallt er, »habt ihrs doch noch geschafft.«

Der ganze Vorraum beginnt, nach Fusel und Erbrochenem zu riechen.

»Ich hau jetzt ab, bin zu fertig. 'Keine Gewalt! Keine Gewalt!' Das geht mir langsam auf den Wecker. Weg muß das ganze Gerätze! Verstehst du? An die Wand!«

Tina drückt mich hektisch voran in die Kirche. Rolf muß mit seinem Gesabbel allein bleiben.

Eine Frau mit Lockenwicklerfrisur in hellblauem Wollstoffmantel steht vorm Altar: »Ich möchte, daß sich meine Kinder nicht dafür schämen müssen, in was für einem Land sie aufgewachsen sind. Sie sollen stolz sein können auf sich und uns alle und gerne hier bleiben.«

Sie geht zurück auf ihren Platz. Ein kräftiger Mann um die Fünfzig tritt an ihre Stelle.

»Früher hab'n wir denen alles geglaubt, alles: Vom Fortschritt und vom Wohlstand; Sozialismus, Weltrevolution, Humanismus - vierzig Jahre hab'n die uns betrogen. Vierzig Jahre Arbeit vor'n Arsch! Vierzig Jahre Gutgläubigkeit für nichts! Die haben uns zu kleinen Miesepetern gemacht. Die müssen weg!«

Während er unter Gejohl und ein wenig Applaus zurück auf seinen Platz stapft, lasse ich mich von Kulle nach vorn schieben. Sobald er mich mit dem Gesicht zu den Leuten aufgestellt hat, geht er. Schnell ist es wieder ruhig in der halbdunklen Kirche.

»Bald ist Weihnachten. Die Bibel berichtet von den Hirten, die zum Jesuskind kommen, das im Stall geboren wurde und in der Futterkrippe liegt. Sie erzählt von den drei östlichen Weisen, die das Kind aufsuchen, um ihm als dem neuen König zu huldigen und vom König Herodes, der das Kind suchen läßt, um es umzubringen. Für mich heißt das, daß wir immer wieder neu das Kind-

liche in uns selbst auffinden und in den Mittelpunkt unserer selbst setzen müssen. Es ist nötig, wenn wir elend und abseitig sind wie die Hirten damals, oder auch aus Weisheit, aus tieferer Einsicht. Wenn wir aber eifersüchtig, besitzergreifend und machtgeil sind, machen wir uns daran, es zu erschlagen. Es hilft nichts, irgend jemand für unsere Kaputtheiten und Nöte verantwortlich zu machen. Ja, sie haben versucht, uns zu benutzen und zu betrügen. Aber wir haben es auch mit uns machen lassen, haben nicht das schutzlose Kind in der Krippe gesucht, sondern nach dem Thron des Herodes geschielt.«

Während ich geredet habe, ist Tina nach vorn gekommen und hat sich hinter mich gestellt. Nun fährt sie mich zurück, durchs Schweigen der vielen, ihre tiefen und gleichzeitig verhaltenen Atemzüge und seltsam berührten Gesichter, die bei manchen nahe der Ablehnung liegen. Bevor sie sich auf ihren Platz setzt, schlingt sie von hinten ihre Arme um mich und gibt mir einen leichten Kuß auf die Lippen.

Wir befinden uns am hinteren Rand der Menschenmasse. Kulle schiebt mich für den Fall, daß das große Rennen los geht und wir flüchten müssen. Da kommt es darauf an, daß der hinter mir versiert, kräftig und schnell ist.

Zunächst dröhnt der vielgehörte Sprechchor »Schämt euch!« über die ganze Straßenbreite, auch »Stasi in die Produktion!« Bald aber skandieren die Leute: »Auf-ma-chen! Auf-ma-chen! Auf-ma-chen!«

Schauer dringen mir aus Bauch und Lenden über Brust und Schultern. Nicht nur auf meiner Haut sitzt dieses Brodeln. Es steigt überall auf, setzt sich fort in den Leuten ringsum. Das Gefühl, Teil dieses Brausens zu sein, eine Blase in einem kochenden Wasserkessel.

Eine Lautsprecheransage ist zu hören: »Bürger, bewahrt Ruhe. Hier geschieht nichts, was nicht mit den Gesetzen unserer Republik übereinstimmen würde. Wir bitten euch, geht nach Hause.«

Sie wird mit Pfiffen und Johlen beantwortet. Wenn jetzt geschossen würde, es würde nichts geschehen, was nicht mit den Gesetzen übereinstimmte. Es wäre das Ende des friedlichen Wandels. Sie werden es nicht tun.

Mir drückt die Blase, so daß ich mich mit Kulle auf die Suche nach einem abgelegeneren Plätzchen machen muß. Ein offener Hauseingang etwas die Straße abwärts sollte es sein. Schnell ist das Richtige gefunden. Abseits der Masse werde ich ruhiger.

Die dampfende Pisspulle in der Hand, öffnet Kulle die Tür zum Hinterhof, um sie dort zu entleeren. Ins Plätschern dringen entfernt kehlige Laute.

»Garne mulo!« schnappe ich auf.

»Das ist Romanes und heißt so viel wie 'Machen wir ihn tot!'«, sage ich hastig. »Los, nichts wie hin!«

Wir machen Licht auf dem Hof. Er ist leer. Einige Fenster sind erleuchtet. Schnell sind wir durch die nächste Einfahrt auf dem zweiten Hof. Hinter Schuppen aus Wellblech und Teerpappe steht Gestrüpp. Daneben, unter einer Teppichklopfstange, stehen vier Gestalten. Im Näherkommen erkenne ich Lothar und Ali unter ihnen. Ich begrüße sie.

Ali legt seinen Zeigefinger auf die Lippen, kommt zu uns heran und flüstert: »Wir lauern hier dem Schwein auf, der hier seine Schickse hat. Es ist der Stasityp, der sich mit uns seit Jahren befaßt. Wir kennen ihn alle von Verhören. Wegen dem hat jeder von uns schon gesessen und in der Braunkohle schuften müssen. Jetzt ist er gleich dran, sobald er hier aus der Tür kommt.«

»Laßt ihn leben«, haspele ich auf Ali ein. »Letztlich seid ihr wieder die Dummen, wenn man euch wegen Mordes sucht.«

Ich japse beim Reden, so erregt bin ich. Mein Puls rast durch die Schlagadern.

»Los, verschwindet!« flehe ich sie an.

Die Sinti sehen uns aus dem Halbdunkel heraus abschätzig an.

»Wenn der unsre Akten an die neue Herrschaft weitergibt, sind wir wieder die Angeschissenen«, brummt Lothar. Er ist ganz nah zu uns herangekommen und redet mit gesenkter Stimme. »Mein Onkel im Westen hat Jahre zu tun gehabt, weil die Kripo in München seine Akten aus der Nazizeit hatte, in denen er als Assi und Ganove stand. So wird das auch mit uns.«

»Und ihr denkt, es ändert sich wat dran, wenn ihr'n abmurkst?« fragt Kulle. »Die Akten hat der doch nicht in seinem Wohnzimmer. Die liegen doch auf der Behörde.«

»Ja«, antwortet einer von den anderen beiden, »wenn der nicht der einzige bleibt. Außerdem: Schweine muß man einfach schlachten.«

Er zieht eine Wäscheleine unter der Jacke hervor und knüpft eine Schlinge.

»Und wenn ich euch nun anzeig?« drohe ich.

Lothar blitzt mich haßvoll an und zieht ein Messer: »Gadscho, mieser! Erst unser Vertrauen erschleichen, dann uns anzinken! Mule Däbbel!«

»Lothar!« kreische ich.

Auch Ali bekommt entsetzensweite Augen. Er verpaßt ihm einen Fausthieb vors Kinn und rennt weg. Im Nu ist auch Lothar vom Hof, etwas taumelig noch vom Schlag. Die anderen beiden verhinderten Scharfrichter sehen mich noch einmal zerknirscht an und folgen ihnen.

»Revolutionär war det aba jerade nicht«, schnauft Kulle.

»Würdet ihr auch Kommunisten verstecken?« hatte mich mein Vater kürzlich gefragt und gegrinst.

Ich hatte genickt: »Auch verfolgte Verfolger sind Verfolgte.«

Bisher hatte ich gedacht, es würde mir tatsächlich eine seltsame Genugtuung verschaffen, die Bürgermeisterin oder einen der Stasitypen, die mich bearbeitet hatten, aufzunehmen und vorm Volkszorn zu schützen. Doch auch in der Wohngemeinschaft tendiert die Stimmung mehr in Richtung des Lynchmobs. Vor vier Wochen hatte ich mich sogar ernsthaft mit Colonell gestritten, der behauptete, daß zumindest die höheren Chargen aufgeknüpft gehörten.

Nun haben wir also einen gerettet. Die einzige Genugtuung aber, die ich empfinde, hat damit zu tun, Lothar und Ali davor bewahrt zu haben, das Schwein umzubringen.

Vor uns flammt Licht auf im Treppenhaus. Ein Mann Mitte Vierzig tritt aus der Tür.

»Das könnte er sein«, flüstert Kulle und schiebt mich in seine Richtung.

Ich sehe sein Gesicht im erleuchteten Durchgang: ein Kundschafter der Partei wie aus dem Bilderbuch, ein Tschekist erster Güte. »Betonkopf«, denke ich und spüre meinen Haß wachsen. Die leeren Augen und die vollen harten Lippen: so sehr viel toter hätte er als Gehängter auch nicht ausgesehen.

Wir sind unmittelbar hinter ihm. Er hält uns die Tür auf. Vom Stasiquartier brandet das erregte Tosen der Menge herüber. Wir machen uns auf den Weg. Der Mann folgt uns.

Über den Lautsprecher dröhnt eine junge Stimme: »Wir sind drin, und alles läuft friedlich. Es sind genug Leute von uns hier. Mehr können wir nicht gebrauchen. Bitte geht nach Hause oder wacht draußen noch einige Zeit. Und: Keine Gewalt!«

Ich atme auf. Es wird nicht geschossen werden. Leipzig ist keine Ausnahme geblieben. Niemand wird mehr verhindern können, daß dieser Apparat in die Hände derer gerät, gegen den er gerichtet ist, und aufgelöst wird. Die Allmacht ist platt gemacht. Ich hätte es nie für möglich gehalten.

Kulle steigt auf die Antrittstutzen und stößt sich mit einem Bein ab. Wir rollern im Rücken der Masse wie die kleinen Jungen, kurven um Gruppen herum und schlagen Haken, wenn uns un-

vermittelt jemand in die Spur läuft. Kulle juchzt laut, und ich stimme mit ein. Freude rast durch meine Stimmbänder. Meine Stimme klingt neben seiner etwas dünn. Ich jubele weiter.

Bald entdecken wir Tina und Corinna unter den Leuten, die beginnen, sich zu zerstreuen. Tina hat verweinte Augen und sieht glücklich aus. Sie umarmt mich.

»Es wird ihm nichts geschehen.«

» Hunger hab ich«, sagt Kulle, als wir auf dem Weg zu Tinas Wohnung am Marstall vorbeikommen.

Corinna sieht ihn enttäuscht an. Sie hat ihm die ganze Zeit etwas über die Gothaer Gruppe des Demokratischen Aufbruchs erzählt und daß ihr Pfarrer sie gegründet habe.

»Ich erst«, unterstreiche ich Kulles Begehr.

»Oh je!« ruft Tina. »Und ich habe außer einer Semmel und etwas Pflaumenmus nichts da.«

Corinna schlägt verzagt vor, Brot, Butter und Aufschnitt von ihrer Mutter zu borgen und uns in die Wohnung zu bringen.

Doch Tina winkt ab: »Die nervt das doch nur. Das paßt nicht in ihre Weltordnung - Essen borgen -, und du hast dann wieder tagelang ihr Gemeckere am Hals. Laßt uns lieber Essen gehen.«

»Da vorn am Bahnhof ist die *Waldbahn*«, sagt Kulle. »Wenn wir da nichts kriegen, bleibt uns zur allergrößten Not immer noch die Mitropa. Oder wir gehen weiter in die Stadt.«

Unvermittelt stampft Tina wütend mit dem Fuß auf: »Die 'Waldbahn' können wir schon mal vergessen. Die hat Stufen, zehn oder zwölf.«

Dann hält sie inne: »Und meine Wohnung liegt auch im ersten Stock.«

»Ihr seid zu dritt«, sage ich. »Da ist es überhaupt kein Problem, mich im Rollstuhl die Treppe hoch zu tragen.«

Die Gaststätte *Zur Waldbahn* ist ein häßlicher Neubau gegenüber dem Bahnhofshotel. Auf einem hohen gefliesten Sockel in der überall anzutreffenden cremefarben-grau-blauen Mischung sitzen riesige aluminiumgefaßte Scheiben, durch die bereits von draußen tiefe Einblicke in den Gastraum gewährt werden. Hinter gilbenden Stores sind an Tischen, die mit blumengemusterten Tüchern bedeckt sind, die Esser und Trinker zu sehen, einige noch in Arbeitskleidung, die seit dem Feierabend hier kleben geblieben sind. Viele haben halbe Liter vor sich stehen, denen sich doppelte Schnäpse zugesellen.

»Geh mal rein und frag, ob die Plätze für uns haben«, stellt Tina ihre Freundin an.

Ich bremse sie: »Laß mal. Packt lieber gleich mit an und tragt mich hoch. Überrumpeln ist immer besser als um Erlaubnis bitten.«

Im Vorraum schlägt mir der Geruch gebratener Zwiebeln auf den Gaumen, vermengt mit Zigarettenrauch, Bier- und Frittendunst. Leber mit Zwiebeln auf Brot würde ich gern essen, zart und innen noch etwas blutig, das Brot vom dunklen Bratenfett durchweicht - so wie ich sie im Bahnhofshotel bekam, wenn mich meine Mutter mit zum Essen nahm.

Der einzige freie Tisch verwahrt sich gegen uns mit einem eloxierten Reserviertschild.

Tina ist verstimmt: »So - jetzt dürfen wir dich wieder treppab schleppen.«

Am Nachbartisch sind noch drei Plätze frei. Lediglich eine dikke Frau um die Fünfzig sitzt da und löffelt Soljanka. Meine Blikke scheinen sie zu irritieren. Soll sie fürchten, den Krüppel zum Essen vor die Nase gesetzt zu bekommen, oder die Gelegenheit beim Schopfe packen, ihre Neugier zu befriedigen? Sie senkt ihren Kopf zur Suppentasse und vertieft sich weiter in ihr hastiges Schlabbern. Gelegentlich hebt sie schnell den Blick von der roten Brühe und sieht uns an.

Der Kellner erklärt Kulle gerade, daß der reservierte Tisch fürs Personal da ist. Die müßten ja schließlich auch mal eine rauchen.

»Kommen Sie doch hierher!« winkt uns nun die Dicke heran. »Wenn wir zusammenrücken, wirds schon gehn. Noch nicht einmal einen fünften Stuhl brauchen wir, weil der junge Mann seinen praktischerweise gleich mit dabei hat.«

Sie lacht und wischt sich den Mund mit ihrem Taschentuch. Tina künstelt sich ein Antwortkichern ab. Ich mag derlei Süffisanz nicht und schweige. Ihr gegenüber ist der geeignetste Platz für mich. Rechts von mir zwängen sich Tina und Corinna, links lümmelt Kulle. Der Kellner bringt der Frau ein Schnitzel, das ein blasses Spiegelei ziert.

»Ich zahl gleich«, sagt sie und drückt ihm einen Zehner in die Hand. »Stimmt so.«

Dann macht sie sich andächtig übers Essen her. Jetzt, wo sie sich entschlossen hat, uns heranzulassen, stören wir sie nicht mehr. Schräg geneigten Hauptes und mit geschürzten Lippen zelebriert sie die Schnitzeleinverleibung. Sie ißt zügig, doch nun ohne Hast. Zwischen Schneiden, Kauen und Schlucken bleibt Zeit für Worte.

»Haben Sie ihn ausgefahren?« fragt sie mit Blick auf mich.

»Wir waren in der Kirche. Friedensgebet«, antwortet Tina.

Kulle grinst.

»Ah, ja. Da geht ja jetzt alle Welt hin«, erwidert sie, bevor sie einen Mund voll Pommes frites nimmt.

»Ich schon immer«, werfe ich ein.

Sie nickt verständnisinnig: »Für jemand, der ein Leiden hat, ist das ja auch besonders wichtig, das Religiöse.«

Tina runzelt die Stirn.

Corinna versucht, in die Bresche zu springen: »Er ist Theologe. Hat vom Rollstuhl aus studiert und predigt jetzt.«

Unsere Tischgenossin wiegt leicht den Kopf: »Das ist ja fein. Da kann er sich sogar irgendwie nützlich fühlen.«

»Heute haben wir angefangen, die Unnützen zu vertreiben«, sagt Kulle. »Nach dem Friedensgebet wurde die Stasi besetzt.«

»Und Sie waren mit dabei?« nuschelt sie irritiert. »Mit ihm?«

Nachdem wir unsere Bestellung aufgegeben haben, verschwinden die letzten Gabeln Kraut in ihrem Mund. Sorgfältig wischt sie mit dem Salat Reste von Bratenfett, Pannade und Eigelb vom Teller, bevor sie ihn zum Munde führt. Ich bewache ihre von grauen Tränensäcken und Lidern verhängten Augen, weil ich ihre runden flinken Blicke nicht in mich dringen lassen will. Doch es gelingt mir nicht, sie niederzuhalten.

Nach dem letzten Petersilienstengelchen entwischt ihr eine neue Frage: »Ist das, was Sie haben, von einem Unfall oder ein Geburtsfehler?«

Die Mädchen wissen nicht, wohin sie sehen sollen. Aus Kulles Rachen grunzt das verhaltene Lachen.

»Kriegsverletzung«, sage ich.

Tina hebt den Kopf und strahlt mich an. Auch Corinnas Mundwinkel steigen ohrwärts. Die Fragerin lacht gezwungen.

»Schön, daß er bei all dem Leid noch Humor hat«, wirft sie in Tinas Richtung.

Die macht eine Handbewegung zu mir hin: »Das können Sie ihm auch selbst sagen.«

Konsterniert befaßt sich die Abgeschmetterte mit ihrem Bier, während Corinna, die direkt neben ihr sitzt, den Blick auf ihre Hände sinken läßt. Tina legt ihre Hand auf meinen Oberarm und drückt ihn ermunternd. Ich streichele ihren Handrücken. Unser Gegenüber belauert die Geste mit Blicken, die wie Sperlinge über den Rand der Biertulpe flattern.

Unser Essen kommt. Ich habe Rostbrätel mit Zwiebeln und Bratkartoffeln. Leber gibt es hier nicht. Die Frau leert hastig ihr Glas und gibt es direkt von den Lippen in die ungeduldige Hand des Kellners.

»Kann ich irgendwie helfen?« stammelt Tina mich an.

Doch Kulle hat meinen Teller schon genommen und vor sich hingestellt, um das Fleisch zu schneiden.

»Wiedersehen«, sagt die Frau mit jammeriger Stimme, nachdem sie sich hängenden Kopfes den Mantel übergezogen hat.

Aus unseren Mündern bröckelt eine Abschiedsfloskel. Kaum hat sie ihre abgegriffene Handtasche von der Stuhllehne genommen, setzt Corinna sich an die freigewordene Tischkante.

An ihr vorbei sehe ich mich um im Raum. Mit dem Abgang der Dicken ist keineswegs die Belagerung vorüber. Jetzt erst, wo sie durch die Rauchschwaden hinausschleicht, bemerke ich die Blicke der anderen.

Seit Jahren kann ich damit umgehen, bestaunt zu werden. Es ist normal, sage ich mir, daß die Leute gaffen, wenn etwas Ungewohntes zu sehen ist: Ein großer Hund, ein Punk, ein Rollstuhl, ein Polizist mit Schnorchel und Taucherbrille. Als Jugendlicher habe ich gefragt: »Willst'n Autogramm?« oder »Glotz nicht so!« gerufen. Später hab ich mich aufs Zurückstarren verlegt, was meist mehr verunsicherte. Jetzt bemerke ich es meist gar nicht mehr, wenn ich derart angesehen werde.

Heute ist das anders. Tinas Gegenwart hat mich aus der Routine gekippt, meine Eitelkeit geweckt. Ich habe das Gefühl, daß das ganze Lokal teils verhohlen, teils offen zu mir her starrt. Auch die Mädchen empfinden es so. Vor allem jetzt ist es interessant geworden, wo mit dem Servieren der Speisen eine neue Runde eingeläutet worden ist.

Wie wird der Krüppel essen? Wird er gefüttert werden? Vielleicht muß es ihm vorgekaut werden? Oder kann er's allein und wenn ja: wie? Kleckern? Spucken? Kotzen gar?

Kulle hat mein Rostbrätel in mundgroße Stückchen zerschnitten und die Kartoffeln zerquetscht. Er stellt den Teller vor mich hin und gibt mir den Löffel in die Hand. Der Tisch ist zu niedrig, als daß ich ohne Probleme von ihm essen könnte. Der Löffel, den ich mir eigens kommen ließ, ist aus Stahl und deshalb zu schwer für mich. Mein leichter Aluminiumlöffel, den ich wegen solcher Erfahrungen immer mit dabei habe, liegt in Erfurt in Lars' Abwasch.

Ich lasse meine Hand mit dem Stahllöffel aufs Essen niedergehen. Nur mühsam erreiche ich eines der Fleischstücke. Es gelingt mir jedoch nicht, den Löffel soweit darunter zu schieben, daß es darauf zu liegen kommt. Nun spüre ich nicht nur die Teilnahme der umsitzenden Gäste an meinem Eßversuch, auch Tinas Blikke, verschämt aus den Augenwinkeln geworfen, flüchten über Hand und Teller.

Noch könnte meine Löffelei wie ein erstes, etwas unmutiges Stochern im Essen aussehen. Doch erneut das Fleischstück anzugehen, hieße offen einzugestehen, es in den Mund stecken zu wollen, es jedoch nicht zu können. Deshalb halte ich mich zunächst an die Kartoffeln. Sie lassen sich bequemer aufschaufeln. Aber sie auf dem schweren Löffel vom niedrigen Tischniveau in Mundhöhe zu bringen, kostet mich enorme Anstrengungen. Zudem sind meine Hände noch immer steif von der Kälte.

Die Leute können einen sehen, der den Löffelstiel kipplig auf dem Mittelfinger lagert. Der Zeigefinger liegt darüber, der Daumen daneben, um das Eßwerkzeug zu stabilisieren. Das kann lediglich durch das Gewicht der beiden Finger geschehen und mit einem kleinen unerheblichen Rest Muskelkraft. So kommt es sehr auf Balance an, daß die Fuhre durch die Luft nicht abstürzt. Mit Spannung kann verfolgt werden, wie die Fracht unterstützt durch Kopfschwingen und Körperrütteln in der Höhle des Löffels gelagert wird, sich sodann erhebt und leicht gesenkten Kopfes mit schlürfenden Lippen aufgenommen wird. Ein erleichtertes Aufatmen, da stößt der leere Löffel schon wieder nieder zu einem neuerlichen Balanceakt mit Bratkartoffeln und sauren Bohnen. Diesmal stürzt, bevor die Lippen danach schnappen können, ein goldiggebackener Brocken in den Abgrund zwischen Oberkörper und Tischkante. Dann wird der Teller durch den Nebenmann etwas gedreht, damit das Fleisch besser erreichbar ist. Leichter Trommelwirbel. Der Löffel schiebt sich unter ein Stück Rostbrätel. Ein Streifen gebräunter Zwiebel hängt herab. Vorsichtig wird er am Tellerrand abgestreift. Und schade! Das Fleisch ist mit ihm vom Löffel gerutscht. Ein neuer Versuch. Anschwellender Trommelwirbel. Eine Ladung Fleisch hebt sich hinauf. Eindringlicher Trommelwirbel. Da! Der Löffel stockt im Flug, kippelt. Konzentrierte Stille. Verzweifelt langen Zunge und Lippen nach der lang ersehnten Kostbarkeit. Doch das Handgelenk knickt ein. Es gelingt, den Löffel mit den Zähnen zu fassen. Aber das Fleisch flutscht davon. Es hilft nicht, den Kopf zurückzuwerfen. Davon landet der Löffelinhalt lediglich auf dem krampfhaft vorgestreckten Kinn und hinterläßt dort eine braune Soßenspur und im Bart eine baumelnde Zwiebelstrippe, bevor er es sich in der Pulloverwolle bequem macht.

»Scheiße«, zische ich.

Lächerlich, wie wichtig mir ist, nicht zu zeigen, welche Schwierigkeiten ich mit dem Essen habe, den Anschein zu erwecken, alles wäre normal, ich äße immer so.

»Soll ich dich füttern?« fragt mich meine Mutter, wenn ich noch immer an der Roulade sitze, während die anderen schon das Kom-

pott hinter sich haben, oder sie Angst hat, ich kleckerte Soße auf ihren hellen Teppich, und immer wehre ich hektisch ab. Gefüttert komme ich mir meiner Erwachsenenwürde beraubt vor. Wie viele alte Menschen, die lieber die Wohnung nicht mehr verlassen, anstatt in einen Rollstuhl zu steigen, quäle ich mich anstelle einer Fütterung lieber mit der Nahrungaufnahme und verliere dabei mehr Energie, als ich aufnehme.

Tina stellt nun dieselbe Frage. Ich lache und sage ja.

Am Ende stand Heidis Glatze. Sie leuchtete unvermutet auf meiner Abschiedsfeier am Abend meines letzten Tages in Gotha und beendete sie.

Ich hatte von daheim Ölsardinen, bulgarischen Ketchup, selbst eingeweckte Gürkchen, Kartoffelchips, Schinken, Klopse und Geld für Getränke bekommen, um Abschied von meinen Freunden feiern zu können. Wir hatten die Erlaubnis, das Klassenzimmer hinterm Casino dafür zu benutzen. Obwohl sie gar keinen Dienst hatten, waren Heidi und das Füchschen gern bereit, bei uns zu bleiben und mit uns zu feiern.

Die beiden waren die einzigen, die wir nicht als Beaufsichtigung und Disziplinierung empfanden. Vielmehr freuten wir uns, sie einen ganzen Abend unter uns haben zu können. Das Füchschen war ein schmales sehniges Mädchen Anfang Zwanzig mit rotem Haar und Sommersprossen auf jedem Fleck ihrer Haut. Heidi hatte einen kräftigeren Körper und ein derberes Gesicht mit sehr schönen großen dunklen Augen, die sie durch silberbläulichen Lidschatten noch hervorhob. Ihre braunen Haare trug sie in einer Schüttelfrisur.

Die beiden waren dicke Freundinnen. Meist schafften sie es, zusammen zum Dienst eingeteilt zu werden, so daß die Fröhlichkeit und der Witz einer von ihnen nicht vom Mißmut einer anderen aufgesaugt werden konnten. Wenn sie ins Zimmer kamen, herrschte bald so gute Stimmung, daß wir bedauerten, wenn sie nach nebenan weiter mußten.

Manchmal bekam ich beim Waschen unter den Schwesternhänden einen Steifen. Ich hatte als einziger das Problem. Bei Achim geschah so etwas nie, und die anderen konnten sich allein waschen. Sobald der warme Seifenlappen zwischen meinen Beinen schlierte, vor allem morgens, wenn ich noch müde war, begann es darunter zu wachsen. Ich konnte es nicht verhindern, so peinlich es mir war. Die anderen Schwestern taten so, als bemerkten sie es nicht. Das Füchschen aber lächelte mich an, und

Heidi wurde sogar rot, weshalb sich's bei ihnen nicht mehr nur gegen meinen Willen straffte.

Neben den beiden und meinen Freunden nahm auch Christina aus meiner Klasse an der Abschiedsfeier teil. Sie gehörte zu den Läufern, hatte langes blondes Haar, und in ihrem Gesicht strahlten grüne Augen. Seit zwei Wochen war sie meine Freundin, das heißt, wir erzählten unseren Freunden, daß wir miteinander gingen; sie schob mich in den Pausen und Nachmittagsfreistunden übern Hof und durchs Haus; und wir küßten uns kurz und heimlich auf dem Arztflur und hinter den Garagen.

Christina richtete mit mir im Klassenzimmer das Essen an. Sie trug einen kurzen hellblauen Rock und eine ärmellose rosa Bluse. Das Radio von Ingolf, das auf dem Fensterbrett stand, war schon angeschaltet. Ein Titel, der »Der rollende Popcorn« hieß und auf den wir alle scharf waren, hüpperte durch den Raum. Christina war ganz begeistert, tänzelte auf mich zu und küßte mich. Dabei legte sie ihr nacktes Knie zwischen meine Oberschenkel. Meine Hand streichelte ihre Beine. Bald versuchte ich, mit meinen Fingern einen Weg in ihren Schlüpfer zu finden. Sie kicherte zunächst und schob meine Hand weg. Dann aber zog sie den Schlüpfer einige Zentimeter herab, so daß er nicht mehr straff saß und zwischen Stoff und Leistenbeuge ein Spalt entstand, durch den ich mich zu ihrer feuchten Hitze vortasten konnte. Wir fuhren auseinander, als die anderen hereinlärmten.

Heidi und Füchschen hatten uns eine Erdbeerbowle mit richtigem Sekt spendiert. Alle aßen und tranken, ohne an ihr Übergewicht zu denken oder daran, nachts seechen zu müssen. Wir unterhielten uns über die anderen Schwestern - vor allem Hertha, das Vieh, mußte dran glauben - und darüber, was wir später einmal machen wollten. Christina schwebte Schneiderin vor. Achim sagte, er könne ja vielleicht Buchhalter werden. Und Olaf nölte, irgend so'n langweiligen Scheiß werde er wohl auch machen müssen. Heidi erzählte, daß sie übermorgen zurück in ihre Heimat, ins Eichsfeld, gehen würde. Wir sahen das Füchschen an, und die nickte traurig.

Schließlich entdeckte Uwe bei »Schraps hat den Hut verloren« einen Ball im Landkartenschrank, und es entstand ein ziemlich turbulentes Spiel daraus. Immer wieder bekam Heidi den Ball zugeworfen, weil sie so schlecht fangen konnte. Sie lachte und quietschte vor Vergnügen. Dann warf ihr Lutz den Ball direkt vor den Kopf. Eine Woge braunen Haares ging zu Boden und Heidis Glatze leuchtete für eine Sekunde auf. Solange wie sie sich gebückt und die Perücke wieder auf die Kopfhaut gedrückt hatte, herrschte atemlose Stille. Dann brach ein Kreischen

und Johlen los, vor dem sie sich hinter die Tür flüchtete, sogleich gefolgt von Füchschen.

Wenig später, bevor wir von den beiden ins Bett gebracht wurden, kam Füchschen allein zu uns und bat uns, Heidi nicht nach ihrer Glatze zu fragen. Dazu sei sie jetzt zu aufgelöst. Sie wäre katholisch und würde ins Kloster gehen. Da bekämen sie die Schädel kahl rasiert.

Das Wohnzimmer, das wir durchqueren, um in Tinas Bude zu gelangen, ist von großmustrigen Teppichen und Tapeten bestimmt, dazu Sitzgarnitur in Leder, Schrankwand rustikal und an der Decke Kristalleuchter aus Karlovy Vary.

Das Telefon auf dem kleinen Tischchen an der Tür erinnert mich daran, daß wir in Hartroda zurückerwartet werden. Ich bitte Kulle, anzurufen und Bescheid zu geben, daß wir erst morgen Vormittag in Gera vom Zug abgeholt werden müssen. Die Möglichkeit, am anderen Ende an Manuela zu geraten, hält mich ab, selbst zu sprechen. Doch Kulle bekommt Colonell an die Strippe, und alles ist sofort geklärt.

Bei Tina stehen ein moderner Schreibtisch aus hellem Holz, vollgepackt mit Schulsachen, ein dazugehöriger Schrank und hinter einem schmalen Holztisch ein breites Bauernbett, das auch als Sitzgelegenheit genutzt wird. An den Wänden Bücherregale, in denen neben Kunstbänden, DDRtypischem wie »Kippenberg«, Weltliterarischem und der Bibel auch drei Meter Marx, Engels und Lenin stehen, und drei Poster vom Staatlichen Kunsthandel: das Farbfoto eines Weißclowns mit Tuba und Pauke, die Graphik eines motorisierten Dreiradfahrers in der Automobilistenmontur der zwanziger Jahre, die auch einen Rollstuhlfahrer mit Motorantrieb darstellen könnte, ein Friedensspruch, der aus dem tausendäugigen Riesen Argus, dem es nicht gelang, die schöne Göttinnenkuh Io zu bewahren, eine Parabel bildet.

Wir diskutieren beim Tee darüber, ob die Stasi dieses Plakat veranlaßt und in den Handel gebracht hat - sozusagen als Selbstrechtfertigung - oder ob das Bild des vieläugigen Bewachers einfach eine Grundform der Seele darstellt, von der die Stasi eine wenn auch pervertierte Ausformung neben vielen anderen ist.

Tina meint, Behüten, Bewahren und Bewachen müßte es geben. Wenn dabei jedoch die Grenze zu Verhüten, Verwahren und Überwachen überschritten werde, würde es so wie mit der Partei und der Stasi. Ursprünglich hätten alle nur Gutes gewollt, und

auch Stasi und Mauer seien in der Überzeugung entstanden, dem Guten Schutz angedeihen zu lassen. Kulle entgegnet, daß jegliches Wachen und Mauern gegen den Willen der Behüteten Freiheitsberaubung ist, also große Scheiße.

»Du sagst es«, gesteht ihm Tina mit einer müden Geste zu.

Danach kommt Schweigen auf, in dem sie meine Blicke sucht und unterm Tisch nach meiner Hand faßt. Als wir ausgetrunken haben, bringt sie das Geschirr in die Küche. Ihre Freundin sitzt zusammengesunken am Tisch. Ihre Augen sehen ziemlich verzagt unter den müden Lidern hervor und haften unentwegt an Kulle.

Der gibt sich einen Ruck, steht auf und sagt: »Ich schau mal nach, welches Bett für dich weich genug ist.«

»Ich schlaf lieber hart. Das ist gesünder«, trällert sie ihm fröhlich hinterher.

Er lacht: »Dir hab ick ja jar nich jemeent. Und Theo schläft hart zwar jesünder, aber ooch erheblich weniger, wat dann wieder unjesund is, vor allem für mich, weil ick'n alle Furzminuten drehn muß.«

Corinna hat einen knallroten Kopf und verabschiedet sich schnell.

»Danke für die Ehre«, sagt Kulle zu ihr und nimmt sie kurz in die Arme. »Aber zur Zeit kann ich nüscht derartjet jebrauchen. Hat nichts mit dir zu tun.«

Der Herbst war sehr warm gewesen. Zum Herbstanfang war ich mit Rita noch am Hoek van Holland, der nah der belgisch-niederländischen Grenze liegt, in der Nordsee baden. Vor uns zogen Öltanker die Horizontkurve entlang, und Kormorane stürzten sich in die Wellen.

Als ich kurze Zeit darauf wieder nach Hause kam, zeigte sich Manuela freundlich und offen. Mehr als ein viertel Jahr hatten wir jetzt unter einem Dach gelebt, ohne über das Alltägliche hinaus noch miteinander Kontakte zu haben. Kulle, Colonell und Tom und, soweit es ihre Schwangerschaft zuließ, auch Cordula hatten sich meine Pflege geteilt. Jetzt begann auch Manuela wieder, mich mit aufs Klo zu bringen und mich morgens aus dem Bett zu holen.

Ich mußte zehn Tage später weiter nach Erfurt. Kaum war ich daheim gewesen, war mir klar geworden, daß das Neue Forum nicht nur eine der sinnlosen Aktionen der letzten Jahre war, daß

es eine neue Qualität hatte, etwas Märchenhaftes, irgendwie die Belohnung all der bisherigen Frustrationen darzustellen schien.

Manuela schlug mir am Tag vor meiner Abfahrt einen Spaziergang mit den Kindern vor. Ich genoß die Sonne, die roten Äpfel vorm Himmelblau, ihren vertrauten Schritt hinter mir.

Es bestand die Möglichkeit, daß ich nicht mehr zurückkommen würde - verhaftet oder gar während einer Demopanik totgetreten. Sie legte, als sie mich schob, ihre Hand in meinen Nacken und streichelte mich.

Noch immer flog die dritte Brut der Schwalben durch die Lüfte. Die Wärme würde sich also halten. Sie würden mal wieder Kaiserwetter haben, selbst zu diesem Vierzigsten. Irgendwie schienen sie den direkteren Draht zum lieben Herrgott zu haben als die Kirchen. Ihr Jubiläumswetter stimmte meist. Kirchentage und ähnliche Großaufgebote der Gegenseite wurden jedoch fast regelmäßig begossen. Oder es verhielt sich auch hier wie bei der Unbedarftheit der Bauern und der Größe ihrer Kartoffeln. Wir machten Witze, lachten und bald fanden sich unsere Lippen.

Ich konnte mir vorstellen, mit ihr wieder zusammen zu sein, selbst wenn sie weiterhin Werner besuchte. Solange sie sich nicht hier träfen, würde ich damit leben können. Letztens erst hatte ich einen australischen Film gesehen, da kam der Geliebte der Frau sogar zu deren Mann, um über seine Probleme mit ihr zu reden. Irgend so etwas müßte doch auch außerhalb der Mattscheiben möglich sein.

Nein, sie wäre da konservativer: einer, und den richtig. Mit Werner wäre erst einmal Schluß, erzählte sie. Letztens habe sie in Zwickau vor seiner Tür gestanden, und niemand habe geöffnet. Sein Freund René habe ihr schließlich mitgeteilt, daß er über Ungarn abgehauen sei. Nichts habe er vorher gesagt, und auch jetzt nichts, nicht einmal eine lumpige Ansichtskarte.

Frido und Samuel tobten derweil um uns herum über die abgeernteten Felder. Irgendwann ging Fridos Sirene an und zerstörte unsere Gesprächshülle. Manuela rief ihn zu sich. Er kam nicht, stellte als einzige Reaktion das »Wiiiijuhwiiiijuh« noch lauter. Plötzlich wurde aus seinem Geschrei ein Gebrüll: Er war in einen Tümpel gefallen, nicht ins Wasser, sondern in den Morast. Auf dem schleunigen Heimweg brüllte sie all ihre Enttäuschung und Wut auf ihren verschlammten Sohn nieder.

Als ich eine Woche später aus Erfurt zurückgekommen war, suchte sie mich erstmals wieder seit dem Frühjahr nachts auf. Danach erzählte sie mir, daß ich mir keine Hoffnungen machen solle, sie habe den Jahrestag bei Cordulas Bruder im Harz ver-

bracht. Und das sei sehr angenehm gewesen. Wenn er nicht so wild entschlossen wäre, sie zu heiraten, würde sie sich sogar überlegen, sein Angebot anzunehmen, mit den Kindern in sein Haus am Wald zu ziehen.

Als weichstes kundschaftet Kulle das Ehebett im Elternschlafzimmer aus. Tina wirkt verstimmt, als sie gefragt wird, ob wir's benutzen dürfen. Vielleicht würde sie ja wollen, daß ich mit ihr im Bauernbett schlafe.

Sie zeigt uns das Bad. Kulle fährt mich ans Waschbecken. Der Wischeimer darunter muß weggestellt werden, denn er hindert mich, nahe genug heranzukommen. Auch die Schleuder an der Wand gegenüber stört und wird von ihr aufs Klo bugsiert. Im Spiegel sehe ich ihre fragenden Augen. Sie erinnern mich an Corinnas Blicke vor wenigen Minuten. Ich verdrehe meinen Kopf so weit ich kann nach rechts hinten, um sie direkt ansehen zu können. Sie lächelt mit unruhigen Lippen und setzt zu einer Frage an. Da klingelt im Wohnzimmer das Telefon, und sie rennt hinüber.

Kulle hebt mich vom Flur aus ins Bett, weil das Schlafzimmer zu eng ist. Ich bin aufgeregt.

»Ick kann ooch die Matratzen von hier in Tinas Bett packen und dich mit Schleifchen oben druff.«

Er zieht mir die Hosen aus.

»Und wenn sie gar nicht will?«

Kopfschüttelnd geht er ins Bad, um Lappen und Handtuch zu holen, um mir Schwanz und Arsch zu waschen. Ich höre nebenan noch das Wasser plätschern, da geht bereits wieder die Tür.

Doch nicht Kulle, sondern Tina tritt ans Bett. Ich liege nackt auf dem Rücken. Unter Babyfüßen, O-Beinen und Hühnerbrust spannt sich hell das frische Laken. Eine Zudecke über meinem Leib hätte eine derartige Erstbegegnung vielleicht etwas abgefedert. Sie sieht mich jedoch kaum an, beinahe über meinen Körper hinweg, und lächelt.

»Jetzt bin ich erst richtig erleichtert. Mein Vater hat angerufen. Alles okay und friedlich, nichts passiert. Er bleibt in der Dienststelle wegen der Besetzung.«

Nun steht sie direkt neben mir am Bett. Ihre Augen werden lebhaft und mustern mich. Ich kann keine Hemmungen und Ablehnungen in ihren Blicken bemerken. Vielmehr tut es gut, von ihr betrachtet zu werden. Sie legt ihre Hand auf meine Brust und setzt sich zu mir aufs Bett. Ihr Duft ergießt sich mit ihren Haaren

auf mich, als sie sich weiter zu mir nieder beugt. Ich spüre die Wärme ihres Gesichtes. Unsere Lippen treffen sich kurz. Als sie erneut einander berühren, strudelt unser erster Kuß auf. Zwischen meinen Beinen pulsiert es.

»Gute Nacht! Schlaf schön«, haucht sie, richtet sich auf und zieht ihr T-Shirt aus, um sogleich wieder über mich zu kommen. Sie bietet meinen Lippen Hals und Brüste. Ihre Rechte gleitet über meinen Bauch abwärts.

Die Tür geht.

»Nun, denn jeh ick jetzt ins Wohnzimmer pennen«, sagt Kulle und verschwindet.

»Du mußt mir einfach sagen, wie wir's hinkriegen«, keucht sie aus zittrigem Bauch, wobei sie sich aus den Jeans arbeitet.

Ich bin plötzlich hellwach. Mir ist nicht klar, ob ich soeben geträumt oder es tatsächlich im Halbschlaf gesehen habe: Im Zwielicht, das vom Flur hereinfiel, stand ein Mann und starrte auf mich nieder.

»Was hast du in meinem Bett verloren, noch dazu bei meiner Tochter?« zischte er mich an.

Ein geflüsterter Schrei: »Steh auf!« und der Lauf einer Pistole, den er auf mich richtete.

»Mein Rollstuhl steht draußen im Flur«, krächzte ich angstgeschüttelt.

Etwas Metallisches schnappte ein. Sicherte oder entsicherte er die Waffe? Langsam beugte er sich herab, meinem Gesicht zu. Dann steckte er mit zitternden Fingern die Pistole ins Rippenhalfter, schlich hinaus und schloß leise die Tür. Mir schien sein Gesicht seltsam vertraut.

Ich werde hellwach, als mir einfällt, wo ich ihn gesehen hatte. Ich glaube, es war der Mann, der mit uns den Hinterhof in Erfurt verlassen hatte.

Nun liege ich im Dunkeln und prüfe die Realität der Erscheinung. Normalerweise gelingt es mir immer, Traumbilder als solche zu erkennen. Nur berauscht wußte ich bisher einige Male die Grenze nicht zu setzen.

Tina war vorm Einschlafen von mir abgerückt. Ich erinnere mich, wie Manuela und ich uns ineinander verschlangen, nachdem wir zusammen gefickt hatten. Sie schob ihr rechtes Bein unter mein linkes Knie. Das andere legte sie mit dem Schenkel quer über mich zur rechten Hüfte. Mit einem Arm bettete sie mei-

nen Kopf, mit dem anderen umschlang sie Brust und Bauch. Zuvor hatte sie sich meine Rechte über die Schulter gelegt, daß meine Hand den Nacken streicheln konnte. Ihr Kopf ruhte an meiner linken Wange.

Nie habe ich mich dabei verletzt, obwohl meine Knie und Füße schon durch ein leichtes Überstrecken auf Wochen zur Schmerzhölle werden konnten und sie sich des nachts bewegte und schlafend entwand.

Wenn wir jetzt noch gelegentlich beieinander sind, geht sie von mir, bevor sie einschläft. Ich lieg dann meist noch lange wach und spüre die goldene Wärme in meinem Unterleib zu Asche zerstieben.

Ein Geräusch vom Korridor zerreißt meinen Schlummer, der mich gerade wieder dünn überzogen hat. Ich höre dumpfe Schläge wie von nackten Fäusten gegen die Wand, danach ein scharfes Zischen des Atems und ein ersticktes: »Valentina! Valentina!«

Sogleich bewegt sie sich neben mir, richtet sich halb auf und starrt ins Dunkel.

»Dein Vater«, flüstere ich.

Sie scheint den Schlaf nicht verlassen zu haben und reagiert nicht darauf.

»Tina!« rufe ich.

Draußen jammert es noch einmal: »Valentina! Valentina!« und die Wohnungstür schlägt.

Sie läßt sich zurückfallen und rückt zu mir heran. Ihren Arm legt sie über meine Brust. Nun weht mir ihr tiefer und regelmäßiger Atem Schlaf heran. Einmal schrecke ich noch auf, als sie sich bewegt, weil ich gemeint habe, Manuela läge neben mir und wolle nun gehen. Das Wasser, das mir aus den Augen fließt, als mir klar wird, daß es Tina ist, hat viel Süße.

Wir spurten über den Bahnhofsvorplatz. In zehn Minuten geht unser Zug von Gleis eins. Um auf den Bahnsteig zu gelangen, müssen wir um das Gebäude herumkarren und eine Seitenzufahrt nehmen. Die Zeit wird ausreichen.

Tina sagt: »Ich hasse Abschiede: Knutschen und Winken und fremde Leute und Weinen.«

Der Zug aus Erfurt Richtung Eisenach hat Ausfahrt. Der Pfeifton des auf Touren kommenden Lokomotivenmotors wird höher, je weiter er sich entfernt. Von der Freitreppe der Bahnhofshalle kommt ein Schwarm Reisender herab. Wir treiben quer zu ihrer

Richtung und müssen jeden Meter stehenbleiben, um nicht zu kollidieren.

Durchs Gewühl tönt eine Autohupe, an der kaum hörbar der Ruf einer Männerstimme hängt. Tina bleibt unvermittelt stehen, um nach dem Hupen Ausschau zu halten. Ein dicker älterer Mann mit zwei großen gefüllten Einkaufstaschen hat damit nicht gerechnet. Wären wir weitergegangen, wäre er knapp hinter uns vorbeigekommen. Nun kann er sich auf die schnelle nicht ausmanövrieren, knallt die Tasche in seiner Rechten an mein Hinterrad und rempelt seitlich Tina.

»Vorsicht!« kreische ich.

»Da unten ist mein Vater und winkt«, stößt Tina hektisch hervor.

»Passen Sie doch auf!« kommt es von dem Dicken. »Meine Valensinaflaschen!«

»Er meint mich«, sagt Tina mit zitternder Stimme und schiebt mich weiter.

Als wir das Pflaster der Bahnsteigauffahrt erreicht und den Menschenstrom hinter uns haben, stoppt uns Susanna Baudachs Stimme: »Das ist ja verrückt, daß ich Sie heute noch treffe. Gerade wollte ich einen Brief an Sie einstecken. Nun kann ich ihn persönlich überreichen.«

Tina kommt hinter mir hervor, um von mir gesehen zu werden. Sie wirkt gehetzt. Fahrig streicht sie sich Haarsträhnen aus der Stirn.

»Ich geh mal schnell zu ihm hin, mal sehn, was er will. Dann komm ich auf den Bahnsteig.«

Ohne eine Reaktion abzuwarten, stürzt sie los. Susanna Baudach gibt den Brief Kulle, der ihn in den Beutel hinter meiner Rückenlehne steckt.

»Ich muß zur Arbeit, und Sie haben es sicher auch eilig, zum Zug zu kommen«, sagt sie und ist ebenso schnell wieder verschwunden wie sie aufgetaucht war.

»Nun denn«, seufzt Kulle und setzt uns wieder in Bewegung.

»...der Sonderzug aus Kassel zur Weiterfahrt nach Gera mit Halt in Neudietendorf, Erfurt, Weimar, Jena, Göschwitz und Stadtroda hat voraussichtlich fünfzehn Minuten Verspätung«, krächzt es aus den Lautsprechern, als wir den Bahnsteig erreichen.

Meine Blicke tasten über die wenigen Wartenden, versuchen hinter Pfeiler und Häuschen zu dringen und belagern die Tür zur Halle. Doch sie können weder Tinas Lockenfall überm wippenden Schritt noch die groben Schlampermaschen ihres grauen Stallpullovers erhaschen. Sie wird sich festgeredet haben mit ihrem Vater. Da kommt die Verspätung gerade recht.

Reif gibt es heute nicht. Die Luft ist lauer geworden. Krähenschreie trudeln über Dächer und Masten. Manchmal brennen meine Lidschläge: zu wenig geschlafen. Ich gähne. Mir ist wohl.

Ich denke daran, daß Tina vergangene Nacht gesagt hatte, daß es mit mir so gut für sie gewesen sei wie noch nie. Bisher hörte ich dergleichen immer nach dem ersten Mal. Der Nachteil, mich nicht bewegen zu können, münzt sich hier unversehens zum Vorteil. Ich kann nicht einfach drauflosficken, wie es der Großteil meiner Geschlechtsgenossen zu tun scheint. Die Frauen können und müssen die Aktiven sein, auf eine Art, die sie sich sonst offenbar nicht zugestehen. Ich habe Tina gesagt, daß ich den Eindruck hatte, sie sei nicht einmal gekommen. Das sei sie noch nie, antwortete sie mir, aber mit mir, denke sie, sei sie erstmals kurz davor gewesen.

»Die Morjenpost?« fragt Kulle und reicht mir, als ich nicke, Susanna Baudachs Brief.

Ich halte ein maschinengeschriebenes Blatt in der Hand, auf dem sie mir mitteilt, daß sie vor Jahren von Achim einen ausdrücklich letzten Brief erhalten habe, mit dem sie noch immer nichts anfangen könne. Sie habe davon bisher - außer ihren Eltern - noch niemandem berichtet. Mein gestriger Besuch habe nun dies alles bei ihr wieder aufgewühlt. Deshalb habe sie für mich Achims Brief auf der Rückseite abgetippt.

»Dessau, den 30. Juni 1983

Liebe Susanna!

Das war jetzt meine siebente Spartakiade. Und jedes Mal hab ich Sie dabei getroffen. Ich komme mir mehr und mehr verschlossen und wunderlich vor, Ihnen gegenüber und auch mit anderen. Ich habe immer gedacht, diese Hemmungen und Komplexe sind unnormal und vielleicht sogar krankhaft. Doch allmählich begreif ich, daß ich so am passendsten bin.

Es ist auch passend, daß ich fernsehe, anstatt zu sagen, daß ich lieber in die Stadt gehen oder gar verreisen würde. Es ist ja sowieso niemand da, der mir diese Wünsche erfüllt, und es würde viel Mühe machen, jemanden zu finden. Das Gefühl, Umstände zu verursachen, ist aber sehr viel schwieriger als fernzusehen.

Genauso ist es passend, daß diese Spartakiade für mich die letzte war. Ich fühle mich mit Mitte 20 langsam zu alt für eine Sportveranstaltung für Kinder und Jugendliche. Außerdem bin ich jedesmal schon Wochen vorher aufgeregt - nicht wegen der mögli-

chen Medaillen, sondern weil es das einzige Mal ist, wo ich hier rauskomme. Vor allem von unserer Begegnung verspreche ich mir immer wieder irgend etwas, das ich nicht einmal genau sagen kann. Es geht in die Richtung von so dummem Zeug, ob Sie mit mir zusammen eine Ostseekreuzfahrt machen oder ob Sie mich über die Feiertage zu sich nach Neudietendorf holen würden. Doch ich weiß: Auch wenn Sie mich heben bzw. Ihren Bruder zur pflegerischen Mithilfe organisieren könnten, müßten Sie 'Nein' sagen, weil ich als ein junger schwerstpflegebedürftiger Mann eine zu große Verpflichtung darstellen würde, und das wäre unangenehm für uns beide. Deshalb ist es besser, wir machen ganz Schluß mit unseren Kontakten. Auf Kindheitserinnerungen hab ich keine Lust.

Joachim Graul«

Unser Zug wird angesagt. Von Tina ist nichts zu sehen. Die Schienen beginnen unter den Stößen des nahenden Zuges zu singen. Mein Herz wummert im Brustkasten, dröhnt bis in die Ohren und drückt in aufgeregten Wellen Blut in die Fingerspitzen.

Ihren Nachnamen hat sie nicht genannt. Ich habe nicht einmal darauf geachtet, in welcher Hausnummer sie wohnt. Aber vielleicht weiß ja Kulle Bescheid. Er war heute Morgen fürs Frühstück einkaufen. Ansonsten könnte ich sie über Corinna unter der Adresse des Seebergs erreichen. Aber vielleicht will sie gar keine weiteren Kontakte und hat sich ihren unverhofft auftauchenden Vater nur ausgedacht, um ohne Peinlichkeiten wegzukommen.

Die Räder der Waggons schreien schrill über die Stränge, bevor sie zum Stehen kommen. Die Aussteigenden sind schwer mit Taschen und bunten Plastikbeuteln beladen, aus denen Waschmittelpackungen und Bananen hervorsehen.

»Behindertenabteil ist nicht, da bleibt nur der Packwagen«, bedauert der Zugbegleiter.

Er hilft uns hinein, stellt Kulle seinen Stuhl aus dem Dienstabteil ans Fenster an der Ablage. Ich spähe durch die schmutzige Scheibe. Die meisten Köpfe draußen tragen Mützen, Hüte und Tücher. Ein bares Lockenhaupt, das bei mir für Bruchteile von Sekunden Hoffnung aufschrecken läßt, entdecke ich unweit der Tür. Das dazugehörige Gesicht, das sich mir zudreht, als der Zug anruckt, ist jedoch hakennasig und trägt Schnauzbart.

Etwas Dampf, der während des Haltes von unten eingedrungen ist, weht über die Bodenbohlen.

»Nicht mehr so kalt heute«, sagt der Zugbegleiter und sortiert auf der Ablage Frachtbriefe aus einer schwarzen Tasche.

Die Tür öffnet sich und eine mit Gepäck überladene Frau kommt herein. Verdattert sieht sie sich um. Sie hatte einen weiteren Waggon mit Sitzplätzen und Abteilen erwartet. Hilflos blickt sie auf uns.

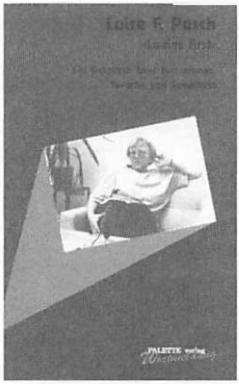
»Hier ist nichts mehr«, sagt der Bahner. »Hier ist Schluß.«

»Ach so«, piepst sie, macht kehrt und verläßt mit kurzen schlurfenden Schritten den Wagen.

Der Zug fährt über den Viadukt und danach am Seeberg entlang.

Eindrucksvolle Persönlichkeiten

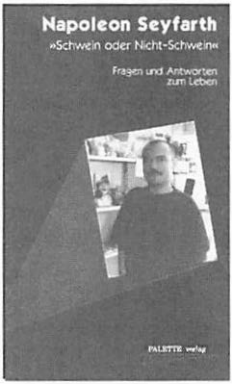
In der Reihe »Wortmeldung« erscheinen Gespräche mit bekannten Personen, die über sich und ihr Leben Auskunft geben. Immer verbindet sich mit ihnen ein kleines Stück deutscher Geschichte und persönlicher Widerstand gegen ungerechte Verhältnisse.



Jahrelang lebte die Publizistin **Luise F. Pusch** mit einer körperbehinderten Frau zusammen. So erfuhr sie hautnah, wie mühsam und kompliziert ein Leben im Rollstuhl ist. Das Gespräch nimmt hiervon seinen Ausgang und zeichnet den Lebensweg der Feministin nach. Luise F. Pusch ist zu einer bedeutenden Kritikerin der patriarchalen Gesellschaft geworden.

Luise F. Pusch, »Ladies first« Ein Gespräch über Feminismus, Sprache und Sexualität ISBN 3-928062-07-7

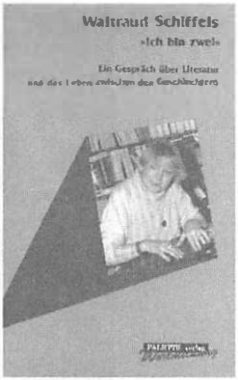
Napoleon Seyfarth, »Schwein oder Nicht-Schwein Fragen und Antworten zum Leben ISBN 3-928062-09-3



Von Anfang an ging **Napoleon Seyfarth** offen mit seinen »Stigmata« um, egal ob es sein gelähmter Arm, sein Schwulsein oder seine spätere HIV-Infizierung war. Sein in die Jacke geschobener gelähmter Arm brachte ihm den Name »Napoleon« ein. Ein witziges, ironisches und oft bissiges Gespräch.

PALETTE verlag

Waltraud Schiffels war schon dem Alkoholismus verfallen, bevor sie sich mit über vierzig eingestand, transsexuell zu sein. Dann krempelte sie ihr Leben um, gründlich. Waltraud Schiffels gibt Auskunft über ihr Leben in beiden Geschlechtern.



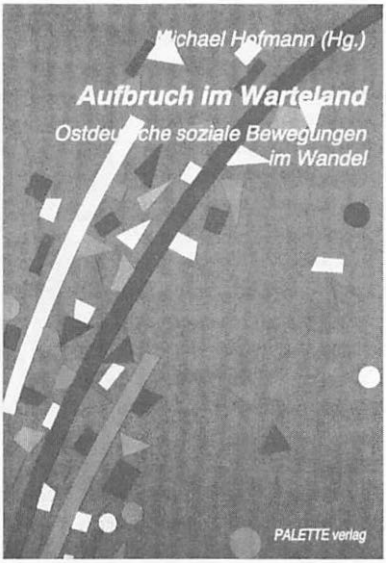
Waltraud Schiffels, »Ich bin zwei« Ein Gespräch über Literatur und das Leben zwischen den Geschlechtern ISBN 3-928062-08-5

Peter-Jürgen Boock, »Mit dem Rücken zur Wand...« Ein gespräch über die RAF, den Knast und die Gesellschaft ISBN 3-928062-10-7

Peter-Jürgen Boock gehörte in den 70er Jahren zu der Gruppe um Gudrun Ensslin und Andreas Baader, die die Bundesrepublik gewaltsam verändern wollte. Nach mehr als 13 Jahren Eingesperrtsein, auch in der Isolationshaft, ist dies das erste Gespräch, das Boock wieder »draußen« führen konnte.

Alle Bände der Reihe »Wortmeldung« umfassen 128 Seiten, enthalten Fotos und kosten 20 DM; 21,50 SFr; 156 ÖS.

PALETTE verlag



Aufbruch

Im Winter 1989/90 waren es auch viele Körperbehinderte, die nach dem Mauerfall für eine offenere Gesellschaft protestierten. In Leipzig und Berlin bildeten Rollstuhlfahrer auf Demonstrationen eigene Blöcke.
Dieses Lesebuch hält den Aufbruch im Warteland DDR zu einem historischen Zeitpunkt fest. Das längste Kapitel ist den Behinderten gewidmet. Auch von Matthias Vernaldi sind zwei eindrucksvolle Texte enthalten.

Michael Hofmann (Hg.)
Aufbruch im Warteland
Ostdeutsche soziale Bewegungen im Wandel
192 Seiten, 26 DM; 27,50 SFr; 203 ÖS
ISBN 3-928062-04-2

PALETTE verlag

psychosozial

Heft 54: Sexueller Mißbrauch:
Hirsch: Latenter Inzest. *Bruder:* Der mißbrauchende Vater in der Therapie *Bange:*Motive der Täter *Brosig:* Bilder eines Inzestes *Richter-Appelt, Ladendorf:* Eltern-Kind-Beziehung- *Moggi & Clemencon:* Beziehungsnähe und Gewaltanwendung

Heft 55: Frauen zwischen Autonomie und Gebundenheit:
Appel: Liebe zwischen deutschen Frauen und Ausländern *Gast:* Die Einsamkeit der Magersüchtigen *Schachtner:* Das autonome Subjekt *Löchel:* Frauen und Technik *Wirth & Brähler:* Geschlechterverhältnisse

Heft 57: Verlust der Familie
Beckmann: Die Familie: Eine Bestandsaufnahme über 1000 Jahre *Reiter:* Depression und Familie *Brosig, Beckmann:* Gewalt in der Ehe *Sydow:* Scheidung oder Ausharren »zerfallenen« Ehen

BESTELL-COUPON:
Hiermit bestelle ich
❑ ein Abo für 98,-
❑ ein Studentenabo für 49,-
Einzelheft ❑ 54 ❑ 55 ❑ 57 (je 32,-)
❑ alle drei Hefte zum Kennenlernen (59,-) jew.+Porto

Name:
Straße:
Wohnort:
Unterschrift:

Psychosozial-Verlag • Dr. H.-J. Wirth • Friedrichstr. 35
35392 Gießen • Tel.: 0641/77819 • Fax: 0641/77742

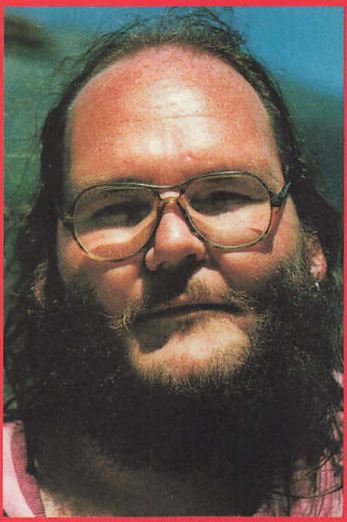
Krank

Susanne Dammann leidet an einer Psychose und gilt als behindert. Die Menschen sind ihr fremd, sind ihr oft unheimlich. Sie fühlt sich unverstanden.

»Ich bin psychisch behindert. Ich habe einen Behindertenausweis. Wahrscheinlich werde ich nie ganz gesund werden. Das ist auch mein Charakter. Ich habe Gefühle, viele Gefühle, zu viele Gefühle. Das ist meine Krankheit.« Da Susanne Dammann nicht nur schreibt, sondern auch malt, sind achtzehn farbige Bilder in den großformatigen Band aufgenommen.

Susanne Dammann
Und ich verstecke mich trotzdem
128 Seiten, 44 DM; 45,50 SFr; 344 ÖS,
ISBN 3-928062-02-6

PALETTE verlag



Matthias Vernaldi, Jahrgang 1959, ist seit seiner Geburt an progressivem Muskelschwund erkrankt. 1966 kam er in das Schulinternat für Behinderte »Haus am Seeberg« in Gotha. Von 1972-76 war er im Internat »Marienstift« in Arnstadt.
Von 1976-81 absolvierte er durch kirchlichen Fernunterricht eine Prädikantenausbildung. 1978 zog er in eine Wohngemeinschaft in Hartroda bei Leipzig, und seit 1994 lebt er in Berlin.
Matthias Vernaldi veröffentlichte verschiedene Artikel und Essays, unter anderem in dem Lesebuch *Aufbruch im Warteland – ostdeutsche soziale Bewegungen im Wandel,* PALETTE verlag, Bamberg, 1991.

»Karla taumelte rückwärts.
Ihr gleichgewichtsuchendes Kreisen rechts mit dem Arm und links mit dem Stumpf erinnerte mich an einen Hubschrauber. Der große Rotor wurde vom Arm gemimt, der kleine Stabilisierungspropeller vom Stumpf. Doch sie hielt sich nicht in der Luft.
Sie schrie hell auf, daß es in den Ohren wie ein hoher Uhrengong nachklang, kippte nach hinten um und plumpste auf den Boden. Lediglich ihre Prothese blieb stehen, im Knie eingeknickt und mit verschämt herabhängenden Befestigungsbändern.«

ISBN 3-928062-12-3